

in die

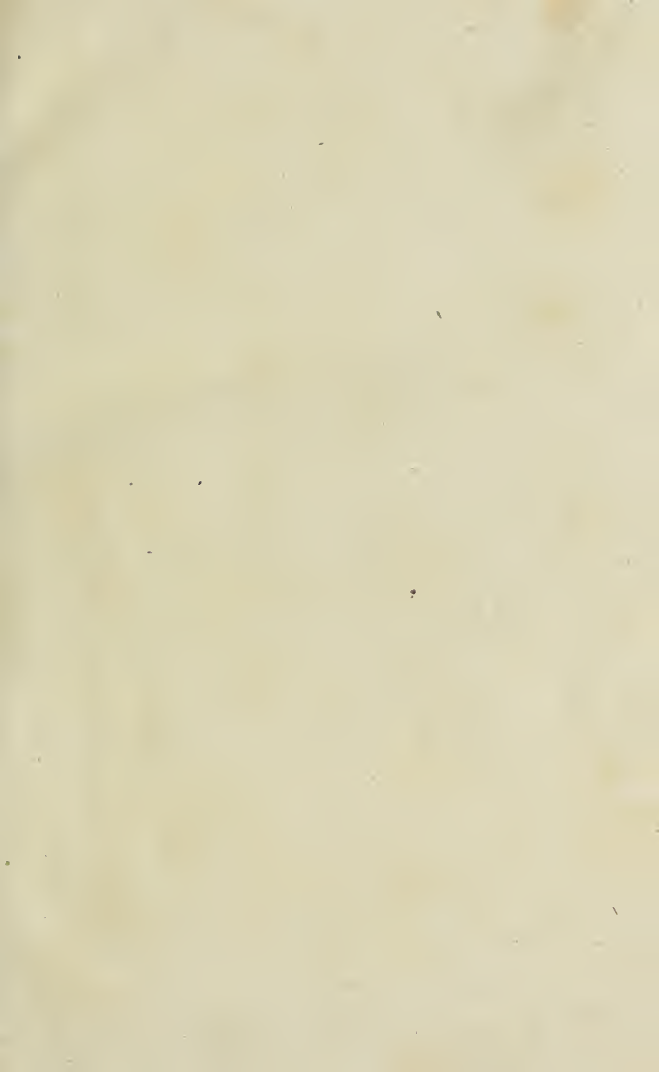
Aequinoctial-Gegenden

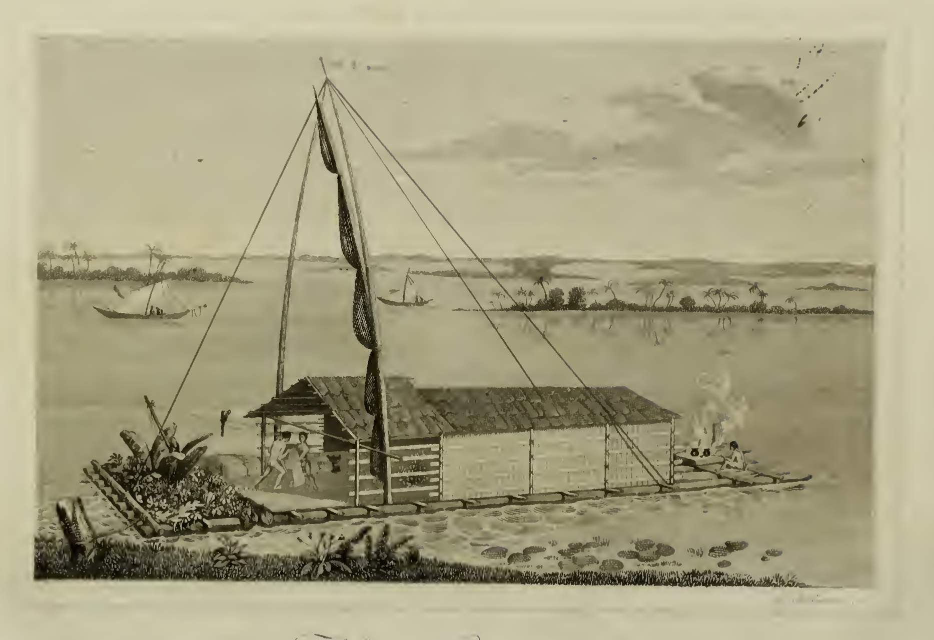
des

neuen Continents.

Viertes Bändchen.



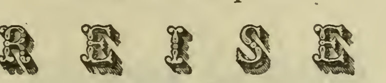




Floß von Guayaquil

Des

Freiherrn Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland



in die

Aequinoctial-Gegenden

des

neuen Continents,

für die

reifere Jugend zur belehrenden Unterhaltung

bearbeitet

von

G. A. Wimmer.



VIERTES BÄNDCHEN.

Zweite Ausgabe.

Mit Kupfern und Charten.

WIEN.

Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.

1844.

Erklärung der Kupfer

des

vierten Bändchens,

welche theils zur Zierde, hauptsächlich aber zur Versinnlichung der vorkommenden Gegenstände beigegeben worden.

I.

Das Flofs von-Guayaquil.
(Titelkupfer.)

Dieses schöne Kupfer ist darum beigegeben, um den jungen Lesern so einen recht erfreulichen Blick in die südliche Welt thun zu lassen, und die ganze Pracht einer tropischen Landschaft vor ihnen zu entfalten. Dieses Flofs ist eines von denen, deren sich die Peruaner seit den ältesten Zeiten bedienen, um an den Küsten des Südmeeres und an der Mündung des Flusses Guayaquil ihre Transporte zu verrichten. Auf dem Vordertheile ist ein Haufe der verschiedensten Pflanzen und Früchte der Tropenwelt zusammengehäuft: Ananas, Bananen, Passionsblumen u. s. w. Sie gewähren einen heitern Anblick. Die Flofse selbst bestehen aus 8 bis 9 Balken von sehr leichtem Holze, sind dem Anschen nach schwerfällig aber doch sehr leicht zu regieren. Man bedient sich ihrer zum Fischfange wie zum Waarentransporte. Die Leute, welche auf diesem Flofse beschäftigt sind, erinnern durch ihre leichte Klei-

dung, dafs ihre Blicke auf Palmeninseln zu ruhen gewohnt sind Diese Inseln stellen sich auch im Hintergrunde malerisch gruppirt dar.

II.

Briefpost der Provinz Jaen de Braccamoros.

Dieses schöne Blatt soll meinen jungen Lesern die Lebensweise der Menschen jener Länder vor Augen bringen, in denen der Mensch bis jetzt noch keineswegs als Gebieter, sondern mehr als ein geduldeter Gast aufgetreten ist. Keine Poststrafsen durchschneiden jene Wildnisse, und nur mit Mühe bahnt sich der Wilde den Weg durch das verwachsene Gesträuch. Selbst den wilden Vierfüfsern sind manche Striche unzugänglich, wie wir bei Gelegenheit der Reise auf dem Apure gesehen haben. Zwischen Peru und der Provinz Jaen de Braccamoros am Amazonenstrome liegt eine grofse waldige Strecke, welche keine andere, als eine Wasserstrafse hat. Der Courir, welcher von einer Provinz zur andern die Briefe zu besorgen hat, schwimmt auf den Flüssen; zuerst im Guancabamba und aus diesem in den Amazonenstrom. Die Briefe, welche ihm anvertraut sind, hat er bald in ein Tuch, bald in den Gürtel (Guayuco) eingeschlagen und um den Kopf gewunden. Eben da steckt auch die Manchette, ein grofses Messer, das jeder Indianer besitzt, um sich sowohl zu vertheidigen, als hauptsächlich einen Weg durch die Wildnifs zu bahnen.

Der Courir von Truxillo wird daher im Lande der schwimmende Bote genannt. Unsere Tafel zeigt ihn schwimmend, ein Stück Holz unterm Arme und auch wie er sich bereitet, die Briefe einzupacken und sich in den Flufs zu werfen. Um im Schwimmen nicht zu ermüden, nimmt er ein Stück leichtes Holz von einem Bombax oder einer Ochroma zu sich; an reifsenden Stellen und Wasserfällen steigt er aus, und geht die Strecke zu Lande, wirft sich aber wieder in's Wasser, sobald er keine Gefahr mehr sieht. Auch braucht er keine Lebensmittel mit sich zu nehmen, denn er findet in den häufigen Hütten und Pflanzungen längs den Ufern gastfreie Aufnahme.

Manchmal nimmt er, der Kurzweile wegen, noch einen Gefährten mit sich. Die Flüsse, welche sich oberhalb Pongo de Magasi mit dem Amazonenstrome vereinigen, haben glücklicher Weise keine Krokodille. Auch die Indianerhorden jener Gegenden reisen auf dieselbe Manier, wie der Courir von Peru. Hat er in Tomopenda nach vollbrachter Botschaft ausgeruht, so kehrt er durch den Paramo del Pareton oder über den wilden Weg, der durch die Dörfer San Felipe und Sagique und die Chinawälder führt, nach Peru zurück.

III.

Der Grundriſs der Stadt und des Hafens von Havannah.



Reise

in die

Aequinoctial-Gegenden

des

neuen Continents.

SIEBENTES BUCH.

Eilftes Kapitel.

Töpfer-Waare der Indianer. — Die Landschaft bis zu den schwarzen Wassern.

Der Missionär führte nun die Reisenden in eine Hütte der Indianer, wo dieselben eben beschäftigt waren, Töpfe und grofse Gefäfse aus Thon zu brennen. Dieser Gewerbzweig ist den verschiedenen Stämmen der Maypuresfamilie eigenthümlich und wird seit unendlichen Zeiten von ihnen getrieben Die Neigung für dieses Erzeugnifs scheint vormals über beide Amerika's ausgedehnt gewesen zu seyn. Überall, wo man nachgräbt, selbst in den tiefsten Wäldern, trifft man Bruchstücke von bemalter Töpferarbeit an. Auffallend ist dabei die Ähnlichkeit ihrer Verzierungen. Es scheint, als ob sie alle nach demselben Muster gleichsam instinktmäfsig verfertigt worden wären. Vor den Augen der Reisenden wurden dieselben Figuren und Verzierungen auf die Gefäfse gemalt, welche sie später auf den Todten-Urnen in der Höhle von Ataruipe wahrnahmen. Es sind Bilder von Krokodillen, Affen und einem elephantenähnlichen vierfüfsigem Thiere, welches jedoch auch ein Tapir seyn kann, dann Grecken und Meandriten. Am gewandtesten führen die Maypures Bilder aus von geraden, verschiedentlich vereinbar-

ten Linien, denen ähnlich, die man auch auf den Gefäfsen Grofs-Griechenlands und so vieler alter Völker aller Gegenden antrifft.

Der Thon zu diesen Gefäfsen wird durch öfteres Waschen gereiniget, dann in Form eines Cylinders geknetet, wo sodann mit der Hand die gröfsten Gefäfse verfertigt werden. Das Töpferrad ist hier so unbekannt, wie auf der Halbinsel Araya. Die Färbestoffe sind Eisen- und Mangan-Oxyde, vorzüglich gelbe und rothe Ocherarten, die in den Höhlungen des Sandsteins vorkommen. Zuweilen wird auch Chica angewandt, nachdem die Töpferwaare bei ganz gelindem Feuer gebrannt worden ist. Diese Malerei wird mit dem Algorobo-Firnisse überzogen, welcher das durchsichtige Harz der Hymenea Courbaril ist. Die grofsen Gefäfse zur Aufbewahrung der Chiza heifsen Chiamacu, die kleinen Gefäfse heissen Mucra.

Sehr merkwürdig ist, dafs man in Nordamerika, westwärts der Aleghany-Berge, beim Aufgraben des Bodens sehr oft neben Scherben aus Töpferwaaren, Geräthschaften aus Kupfer gefunden hat. Dieses mufs befremden in einer Gegend, wo vor Ankunft der Europäer der Gebrauch der Metalle noch unbekannt war. In Südamerika wird die nämliche Töpferwaare in den Einöden angetroffen, neben ihr finden sich aber Haken aus Nephrit und harten Steinen, die künstlich durchbohrt sind, nie aber hat man metallische Werkzeuge oder Verzierungen gefunden. In jenen Gegenden Nordamerika's findet

man auch Mauern ohne Mörtel, Schanzen und Tumulus; in Südamerika nirgend aber ein Denkmal eines civilisirten Volks, welches dem Zahne der Zeit Widerstand geleistet hätte, obschon man in die härtesten Felsen Figuren eingehauen findet. Woher diese Verschiedenheit zwischen den Völkern der nördlichen und südlichen Gegenden?

Heut zu Tage geht die von den Mönchen eingeführte Cultur wieder rückwärts. Die Tiger haben die Ziegen gefressen, das Hornvieh ist wieder umgekommen, und nur die Schweine konnten der Vertilgung durch wilde Thiere widerstehen. Mit Vergnügen trafen sie um die Hütten der Indianer Aras an, die, wie unsere Haustauben, auf das Feld fliegen. Es ist dies eine der schönsten und gröfsten Papageien - Art, die in Südamerika angetroffen wird. Er heifst hier Cahuei. Seine Länge beträgt, mit Einschlufs des Schweifes, 2 Fufs 3 Zoll, und sein schweres und zähes Fleisch wird häufig gegessen. Diese Aras, deren Federn in den lebhaftesten Farben von Purpur, Blau und Gelb glänzen, sind eine grofse Zierde der amerikanischen Hühnerhöfe, und stehen den Pfauen, Goldfasanen, Pauxis und Alektors nicht nach. Diese Gewohnheit, Aras statt Hühner aufzuziehen, fand schon *Columbus* auf den Antillen herrschend.

Um das kleine Dorf von Maypures her wächst ein prachtvoller Baum, der über 60 Fufs Höhe hat, und den die Colonisten Frutta de Burro nennen. Es ist dieses eine neue Art der Unona. Ihre Äste ste-

hen gerade und erheben sich pyramidenförmig, fast wie bei der Pappel von Missisippi, die man falsch italienische Pappel nennt. Dieser Baum trägt eine aromatische Frucht, deren Aufguſs ein wirksames, fiebertilgendes Mittel ist. Man zieht hier überhaupt gewürzhafte Mittel den zusammenziehenden gegen das Fieber vor, und selbst da, wo der wohlthätige Chinarindenbaum einheimisch ist, sucht man aus Vorurtheil andere Mittel zur Hebung des Fiebers auf.

Maypures liegt unter 8°, 13′ 32″ N. Br. und 70°, 37′ 33″ Ö. L. Diese astronomischen Beobachtungen waren jedoch über alle Begriffe mühsam, denn nirgends hatte sich die Mosquitos-Wolke dichter gezeigt. Sie bildete eine dicke, etliche Fuſs hohe Schichte, welche noch dichter wurde, wenn man die Lichter zu den Instrumenten brachte, um die Grade abzulesen. Meistens verlassen die Einwohner das Dorf des Abends, um in den Cataракten zu schlafen, wo die Insekten nicht so häufig sind; andere unterhalten unter ihren Hängematten Feuer, und räuchern sich im eigentlichsten Sinne. Der Thermometer stand am Tage auf 30° und des Nachts auf 27° bis 29°.

Nach dritthalbtägigem Aufenthalt in Maypures bestiegen sie am 21. April von neuem ihre Pirogue. Obwohl sie in den Raudales stark beschädigt worden ist, fand man sie doch noch geeignet, die Reise auszuhalten.

Sobald die groſsen Wasserfälle zurückgelegt sind, befindet man sich gleichsam in einer neuen Welt,

und man glaubt die Grenze überschritten zu haben, welche die Natur zwischen kultivirten Küstenländern und den wilden noch unbekannten Gegenden des innern Küstenlandes aufgeführt hat. Ostwärts in blaulicher Ferne stellte sich zum letzten Male die hohe Bergkette von Cunavami dar. Ihr langer, wagerechter Kamm erinnert an die Gestalt des Brigantin, in der Nähe von Cumana; sie läuft aber in einem stumpfen Gipfel aus. Der Pik von Calitamini heifst er, er glänzt beim Untergange der Sonne wie vom röthlichen Feuer. Der Anblick ist alle Tage der nämliche. Niemand hat sich noch je diesem Berge genähert, der nicht über 600 Toisen hoch ist. Herr von *Humboldt* vermuthet, es sey dieser Glanz der Wiederschein, welcher von grofsen Talkplatten herrührt, oder von Gneifs, der in Glimmerschiefer übergeht. Die ganze Gegend enthält Granitfelsen, auf welchen hin und wieder ein thonartiger Sandstein ruht.

Auf dem Wege von der Mission nach dem Platze der Einschiffung fanden sie einen Stamm der Hevea, welcher Federharz liefert, und dann eine schöne buntgefärbte Froschart. Der Bauch war gelb, Rücken und Kopf schön dunkel purpurfarb, ein einziger schmaler und weifser Streif ging von der Spitze der Schnautze über den ganzen Körper bis an die Hinterfüfse. Es war eine zwei Zoll lange Froschart, der Rana Tinctoria verwandt, deren Blut (wie man erzählt) in die Haut der Papageien, an Stellen, wo ihnen die Federn ausgerupft wurden, eingerie-

ben, buntscheckige, gelbe oder rothe Federn wachsen macht. Am Wege zeigten die Indianer Spuren von Wagenrädern, als eine in diesem Lande allerdings merkwürdige Erscheinung. Sie sprachen, wie von einem unbekannten Geschöpfe, von den Thieren mit grofsen Hörnern, welche zur Zeit des Grenzzuges die Fahrzeuge durch das Thal von Keri, vom Rio Toparo zum Rio Cameji zogen, um die Catarakten zu umgehen und die Mühe des Waarenabladens zu ersparen. Die Indianer von Maypures würden heut zu Tage eben so über einen Ochsen erstaunen, wie die Römer über den Elephanten des *Pyrrhus*, den sie lucanische Ochsen nannten, erstaunten. Durch einen Canal, der im Keri-Thale die kleinen Flüsse Cameri und Toparo vereinigte, könnte das Raudal umfahren werden. Er dürfte nicht länger als 1360 oder 2850 Toisen seyn, je nachdem man entweder in der Nähe der Quellen oder der Mündungen beide Flüsse vereinigte.

Nachdem sie noch das bei hohem Wasserstande gefährliche Raudal von Cameji durchfahren hatten, fanden sie den Flufs spiegelglatt. Sie bivouakirten auf einem felsigen Eilande, das erst anfing mit Gebüsch zu überwachsen. Es liegt unter 5°, 4′ 31″ N. Br. und 70°, 37′ W. L. Die Mosquitos waren unzählbar, wie der Sand am Meere. Folgenden Tag war der Morgen feucht, und die Luft, wie immer, ruhig, kein Blatt rauschte. In der Entfernung von sechs Meilen von der Piedra Raton, wo sie übernachtet hatten, fuhren sie östlich bei der Ausmündung des

Rio Sipapo vorbei, und hernach westlich vor der Mündung des Rio Wichada. In der Nähe der letzteren bilden Felsen eine kleine Cascade. Der Rio Sipapo kommt aus einer beträchtlichen Bergkette her, die eine Felsmauer bilden, welche malerische Ansichten darbietet. Bei Sonnenaufgang ertheilt ihm der dicke Pflanzenwuchs das in's Braune spielende dunkelgrüne Colorit, das den Landschaften mit lederartigen Blättern eigenthümlich ist. Breite und starke Schatten stellen sich in der nahen Ebene dar, und stechen so gegen das helle über dem Boden, in der Luft und auf der Meeresfläche verbreitete Licht ab.

Hinter diesen Bergen von Sipapo hatte *Cruzero*, das mächtige Haupt der Guaypunabis, geraume Zeit seinen Aufenthalt genommen, nachdem er mit seiner Kriegerhorde die Ebenen zwischen den Rio Inirida verlassen hatte. Die Indianer versicherten, es werde das Vehuco der Maimure in den Waldungen des Sipapo in Menge angetroffen. Diese Lianenpflanze ist den Eingebornen sehr wichtig, indem sie daraus Körbe verfertigen und Matten flechten. Die Wälder von Sipapo sind noch völlig unbekannt, und die Missionäre versetzen das Volk der Rayas dorthin, welche den Mund in der Gegend des Nabels haben. Ein Indianer in Carichana versicherte, öfter Menschenfleisch gespeist zu haben, und behauptete, er habe die kopflosen Menschen mit eigenen Augen gesehen. (Das konnte er übrigens leicht behaupten, denn waren die, welche ihm glaubten, nicht kopf-

los?) Dieses ungereimte Mährchen verbreitete sich bis in die Llannos, wo der Zweifel am Daseyn der Rayas-Indianer zuweilen übel aufgenommen wird. Denn zur Leichtgläubigkeit gesellt sich unter allen Zonen Unduldsamkeit, und man könnte auf die Vermuthung gerathen, die Erdichtungen der alten Erdbeschreiber scheinen aus einer Halbkugel in die andere übergegangen, wenn nicht bekannt wäre, dafs die seltsamsten Erzeugnisse der Phantasie, gleich den Werken der Natur, überall eine gewisse Ähnlichkeit in Form und Aussehen darbieten.

An der Mündung des Rio Vichada gingen sie an's Land, um die Pflanzen der Gegend zu untersuchen. Der Wald war hier etwas lichter und zerstreute Felsblöcke lagen umher. Die Landschaft ist sehr malerisch durch diese Felsen und den mannigfaltigen Pflanzenwuchs. Herr *Bonpland* fand hier mehrere Stämme des Laurus-Cinnamomoides, eine sehr aromatische Zimmtbaumart, die am Orinoko unter den Namen Varimacu und Canelilla bekannt ist. Dieses köstliche Gewächs wird auch im Thale Rio Caura, so wie in der Nähe von Esmeralda und ostwärts von den grofsen Cataracten angetroffen. Der Jesuit *Francisco de Olmo* scheint der erste gewesen zu seyn, welcher die Canelilla im Lande der Piaroas bei den Quellen des Cataniapo entdeckt hatte. Diese gewürzhaften Rinden und Früchte, der Zimmt, die Muskatnufs, der Myrtus-Pimenta und der Laurus pulcheri würden wichtige Handelsartikel geworden seyn, wenn zur Zeit der Entdeckung Amerika's

Europa bereits an die Gewürze und Aroma's Indiens gewöhnt gewesen wäre. Der amerikanische Zimmt ist jedoch so aromatisch nicht, als der Zimmt von Ceylon. Jeder Erdtheil hat ihm eigenthümliche Erzeugnisse und Gewächse. Es kann diese Verschiedenheit nicht aus physikalischen Gründen erklärt werden. Und die Ursachen, warum Afrika keine Laurineen, die neue Welt keine Heidekräuter hat, warum diese Thiere, die hier unter einer gewissen Breite vorkommen, in derselben Breite in einem andern Welttheile nicht vorhanden sind? gehören zu den Geheimnissen der Natur, die sie sich auch bisher nicht abfragen lassen, und welche auch die Naturphilosophie nicht so leicht ergründen dürfte.

Die Reisenden fuhren nun bei verschiedenen Flufsmündungen vorbei, als beim Rio Bichada, dessen Quellen und Lauf ziemlich unbekannt sind, und der ein beträchtlicher Flufs ist; dann beim Canno Pirajavi, dann noch bei einem kleinen Flusse, endlich übernachteten sie bei der Mündung des Rio Zama. Die Luft war schön und heiter, aber trotz der schwarzen Gewässer des Zama, plagten sie die Mosquitos jämmerlich.

Die ausgebreitete Landschaft zwischen dem Meta, dem Vichada oder Bichada und dem Guaviare ist völlig unbekannt, man glaubt sie werde von den wilden Indianern bewohnt, die zum Stamme der Chiricoas gehören, und welche zum Glück keine Kähne verfertigen. Vormals, so lange die Cariben und ihre Feinde, die Kabren, diese Gegenden mit

ihren Flöfsen durchzogen, wäre es unvorsichtig gewesen, in der Mündung eines von Westen kommenden Flusses zu übernachten. Jetzt aber, seit die kleinen Niederlassungen die unabhängigen Indianer von den Gestaden des Ober-Orinoko vertrieben haben, ist die Landschaft zu so einer vollkommenen Einöde geworden, dafs von Carichana bis Javita und von Esmeralda bis San Fernando de Atabapo, auf einer Schiffahrt von 180 Meilen, kein einziges Fahrzeug zu sehen ist.

Zwölftes Kapitel.

Die schwarzen Gewässer. — San Fernando de Atabapo.

Wenn ein Reisender den Orinoko hinauffährt, und an die Mündung des Rio Zama gelangt, so begegnet er hier einer Naturerscheinung, die zwar nicht so auffallend und Bewunderung erregend, wie ein Wasserfall oder ein hoher Berg ist, aber darum nicht weniger die ganze Aufmerksamkeit der Naturforscher in Anspruch nimmt. Es sind dieses die sogenannten schwarzen Gewässer. Der Zama, der Mataveni, der Atabapo, Tuamini, Temi, Guainia führen aquas negras, das will so viel sagen: ihre Gewässer, in grofsen Massen betrachtet, stellen sich braun, wie Caffee, oder schwarzgrünlich dar. Sie sind jedoch darum nicht minder hell und rein, wenn man sie z. B. in ein Glas schöpft, und dabei sehr gute wohlschmeckende Gewässer. Wir haben un-

sern jungen Lesern schon oben berichtet, dafs die Krokodille und Mosquitos die schwarzen Gewässer meiden, und nur die Zaeundos sich daselbst aufhalten. Das Volk behauptet, dafs die schwarzen Wasser reine Ufer haben, wogegen die weifsen Gewässer, wie wir schon oben vielfach sahen, schwarz färben, und wirklich waren auch die von Herrn von *Humboldt* besuchten Ufer des Rio Negro glänzend weifs, wo sie aus Granit und Quarzmassen bestanden. Im Glase ist das Wasser des Mataveni, eines schwarzen Flusses, weifs, des vom Atabapo behält eine braunliche Schattirung. Setzt die Oberfläche der schwarzen Flüsse ein Wind in Bewegung, so erscheint sie, wie die der Schweizerseen, in einem lieblichen Wiesengrün. Im Schatten ist der Atabapo, der Guainia oder Rio Negro und der Zama schwarzbraun, wie Caffeesatz. Diese Naturerscheinung ist in Südamerika so auffallend, dafs die Indianer überall die Gewässer in schwarze und weifse eintheilen. Die schwarzen Wässer werfen die Sternbilder mit bewundernswerther Klarheit zurück, dafs sie zum künstlichen Horizont benützt werden könnten.

Es fragt sich nun, welches ist die Farbe des Wassers in der Natur überhaupt? Und dann, woher rührt die verschiedene Färbung derselben insbesondere? Diese Fragen sind aber eben so leicht aufzuwerfen, als sie schwer oder vielleicht gar nicht zu lösen sind. Man hat vergebens gesucht, die durchgehenden oder sich brechenden Strahlen des Lichts

in Anschlag zu bringen, man erhält aus der Optik keine Antwort auf obige Fragen. Aber auch die Chemie hat bisher noch immer ausweichend geantwortet. Berühmte Naturforscher, welche die meisten Wasser der Gletscher und die aus den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen herkommen, wo der Boden keinerlei Pflanzenüberbleibsel enthält, untersucht haben, sind der Meinung, die eigenthümliche Farbe des Wassers dürfte blau oder grün seyn. In der That ist auch nichts erwiesen, dafs das Wasser, seiner Natur nach, weifs sey, und dafs man allezeit einen färbenden Grundstoff annehmen müsse, wenn die Wasserspiegel gefärbt erscheinen. Wenn in den gefärbten Gewässern auch solche Farbenstoffe vorhanden sind, so sind sie wenigstens in so geringer Quantität da, dafs sie sich jeder chemischen Untersuchung entziehen.

Der Ocean ist in verschiedenen Weltgegenden verschieden gefärbt. Man hat wohl schon öfters behauptet, die Farbe des Wassers rühre von der des Himmels her, der sich in demselben spiegelt, und sogar vom schwarzen Meere, seine Farbe rühre vom schwarzen Grunde her, auf dem es fluthet. Dies sind jedoch Mährchen, und so viel ist entschieden, dafs wirklich verschiedenen Gewässern verschiedene Farben eigenthümlich sind.

Schon die Alten haben die blauen Wässer von Thermopytä, die rothen von Japho und die schwarzen vom Astyra, Lesbos gegenüber, unterschieden. Die Rhone nächst Genf zeigt eine auffallend blaue

Farbe; die Schneewasser der Schweizeralpen geben öfter in smaragdgrüne Farbe über. Verschiedene Seen in Savoyen und Peru haben ein bräunliches, beinahe schwarzes Colorit, und die verschiedenartigen Bergseen der Karpathen sind bekannt.

In dem grofsen Flufssysteme, welches unsere Reisenden durchwanderten, bleiben die schwarzen Wasser besonders auf den Aequatorialstreif beschränkt, der zwischen dem fünften Grade nördlich bis zum zweiten Grade südlich sich ausdehnt. Es zeigt sich jedoch auf diesem Erdstriche eine so auffallende Mischung schwarzer und weifser Wasser, dafs auch aus der Lage derselben unter dem Aequator kein Resultat gezogen werden kann. Der Cassiquiare, ein Arm des Orinoko, der sich in den Rio Negro ergiefst, hat weifse Farbe. Von zwei nur wenig von einander entfernt liegenden Zuflüssen des Cassiquiare, der Siapa und der Pacimony, ist der eine weifs und der andere schwarz.

Fragt man die Indianer nach der Ursache der Färbung, so antworten sie, indem sie die Frage auf eine andere Art wiederholen. Die Missionäre sagen: die Wasser färben sich, indem sie über die Wurzeln der Sassaparille hinfliefsen. Diese Pflanzen sind nun wirklich häüfig an den schwarzen Flüssen, und ihre eingeweichten Wurzeln liefern einen braunen und schleimigen Stoff, allein man findet dieselben Smilax-Büsche auch an den weifsen Flüssen. In den sumpfigen Wäldern, wo die Pirogue zum Rio Pimichin getragen werden mufste, durchwateten die

Reisenden bald weiſse, bald schwarze Flüsse. Es ist auch kein Fluſs bekannt, der nahe bei seinem Ursprunge weiſs und hernach schwarz gefärbt wäre.

Herr von *Humboldt* meint: es sey eine Mischung von Kohlenstoff und Wasserstoff, ein Pflanzen-Extraktivstoff, welcher die Wasser des Zama, Metaveni Guainia schwarz färbe. Er legt jedoch diese Meinung zweifelnd hin, weil die Wasser des Rio Negro durch's Sieden nicht braun werden.

Merkwürdig ist insbesondere noch, daſs die Erscheinung der schwarzen Wasser, von der man glauben könnte, sie gehöre der niedrigen Region der heiſsen Zone ausschlieſslich an, auch auf den Plateaus der Anden, obgleich nur selten, vorkommt. Man bedient sich ihrer dort vorzugsweise zum Trinken und schreibt ihre Farbe gleichfalls der Sassaparille zu.

Aus allem diesen geht hervor, daſs die Erscheinung der weiſsen und schwarzen Wasser zu denen gehört, die man noch nicht zu erklären weiſs, und so möge denn zu den obigen Hypothesen noch folgende kommen, die, so gut oder schlecht sie ist, dem Bearbeiter selbst angehört. Die Farbe des Wassers, wenn es rein ist, ist allezeit namenlos, d. h. es ist die Farbe der reinen Luft, so daſs ein breiter, dichter Wasserstrahl in der reinen Luft nicht wahrgenommen werden könnte. Die verschiedenen Farben rühren von Gasarten her, welche sich auf chemischem Wege aus der Verbindung verschiedener Körper mit dem Wasser entwickeln und mit letzterem sich

verbinden. Die dunkeln, in die beiden Farben gelb und schwarz sich einschattirenden Farben, kommen aus dem Boden, wo die Quellen entspringen und ihren Lauf haben, aber auch aus gerbestoffhaltigen Pflanzenfilzen, durch welche das Wasser sickert. Die lichten, dem Weifs und Grün angehörenden Farben, kommen aus animalischen und vegetabilischen Stoffen, die keinen Gerbestoff enthalten. Als feine Gasarten haben sie sich zwar bis jetzt der Untersuchung entzogen, besonders in schwarzen Gewässern, sie werden es jedoch nicht immer, und der Fleifs der Naturforscher wird auch dieses Räthsel mit der Zeit lösen.

Um drei Uhr Morgens fuhren sie von der Mündung des Zama ab. Der Strom war von beiden Seiten mit dichter Waldung besetzt. Die östlichen Berge entfernten sich immer weiter. Sie kamen nun vor der Mündung des Rio Mataveni vorbei und zu einer Insel von der seltsamsten Gestalt. Wie ein Koffer steht ein gewiegter Granitwürfel aus dem Wasser empor, die Missionäre nennen ihn el Castillito. Die Nacht über verweilten sie bei dem Felsen Aricagua. Eine zahllose Menge Fledermäuse kam hervor und umschwärmte die Hängematten. In trocknen Jahren vermehrt sich ihre Menge aufserordentlich.

Am 24. April langten sie Nachmittags um vier Uhr bei den Hütten und kleinen Pflanzungen der Indianer an, die nach San Fernando gehören, nachdem sie noch mehrere Einmündungen in den Orinoko

vorbeigekommen waren. Die guten Leute wollten sie bei sich behalten; sie fuhren aber vorüber, und bei dunkler Nacht in den Rio Guaviare, und langten um Mitternacht in San Fernando de Atabapo an.

Fast ohne es zu merken, hatten sie in der Nacht die Gewässer des Orinoko verlassen, und befanden sich am andern Morgen beinahe in einem andern Lande. Sie standen an einem Flusse, den sie kaum dem Namen nach gekannt hatten, und welcher sie an die Grenze Brasiliens führen sollte.

Dreizehntes Kapitel.

Neuer Reiseplan. — San Fernando de Atabapo. — Fahrt auf dem Guaviare in den Atabapo. — St. Balthasar.

Den neuen Reiseplan oder vielmehr die Marschroute, die sie nun zu nehmen hatten, beschrieb ihnen der Vorsteher der Missionen, der zu San Fernando wohnte, folgendermafsen: »Ihr werdet zuerst den Atabapo hinauffahren, hernach den Temi und zuletzt den Tamini. Wenn die Gewalt der Strömung der schwarzen Wasser das Weiterkommen unmöglich macht, wird man euch alsdann aufser dem Strombette durch Wälder, die ihr überschwemmt antreffet, weiter bringen. In diesen Wüsten, zwischen dem Orinoko und dem Rio Negro, sind einzig nur zwei Mönche angesiedelt; aber in Javita wird man euch Mittel an die Hand geben, um eure Pirogue vier Tagereisen weit, über Land, zum Canno

Pimichin zu schleppen. Kommt sie unversehrt an, so mögt ihr alsdann ungehindert den Rio Negro von N. W. gegen S. O. hinunterfahren bis zum Fort San Carlos, nachher fahrt ihr den Cassiquiare von Süd gegen Nord auf, und nach Abfluſs eines Monats kommt ihr dann den Ober-Orinoko herab, von Osten gegen Westen fahrend, nach San Fernando zurück.« Dieser Plan wurde denn auch von unsern Freunden in zwei und dreiſsig Tagen ausgeführt, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit und Beschwerde.

Der Missionär von San Fernando führt den Titel eines Präsidenten der Missionen vom Orinoko. Sechs und zwanzig Ordensmänner, die an den Ufern des Rio Negro, Cassiquiare, Atabapo und des Orinoko angesiedelt sind, stehen unter seinen Befehlen, und er selbst wieder unter denen des Guardians von Neu-Barcellona. Sein Dorf zeigte etwas mehr Wohlstand, als die, welche unsere Freunde bisher angetroffen hatten, doch stieg die Zahl der Bewohner nicht über 226. Auch diese Mission soll gleich nach ihrer Stiftung volkreicher gewesen seyn. Dennoch könnte dieser Ort einmal sehr wichtig werden.

San Fernando de Atabapo liegt nicht weit vom Zusammenflusse dreier groſser Ströme des Orinoko, des Guaviare und des Atabapo. Wird einst an diesen drei Strömen der Verkehr lebhaft, so wird die Stadt, welche an dem Zusammenflusse dieser Gewässer liegt, der Stapelort der Schiffe, die Niederlage der Waaren und der eigentliche Ort der Sittigung werden. Früher hausten hier eine Menge

Stämme, als mit sich selbst streitende, feindselige Völker. Die Jesuiten, um ihre Niederlassungen zu sichern, zogen mehrere Häuptlinge in ihr Interesse, die alsdann wieder die feindlichen Stämme bekämpften, und so wurde die Gegend entvölkert, was noch mehr durch die Menschenjagden geschah, nach jenem Grenzzuge, welchen *Solano* unternommen hatte. Viele Indianer wurden auch von andern Indianern an die Holländer und Portugiesen als Sclaven verkauft. Die Phönizier und Karthaginenser holten vormals in Europa Sclaven. Jetzt übt Europa hinwieder Bedrückung aus, theils gegen die Länder, aus denen es seine wissenschaftliche Bildung erhalten hat, theils über jene, welchen es dieselbe fast unfreiwillig mit den Erzeugnissen seines Kunstfleifses zuführt.

Dieses sind die Verhältnisse der Länder, wo die überwundenen Völkerschaften nach und nach erlöschen, und keine andere Spur zurücklassen, als einige Wörter, welche sich in die Sprache der Überwinder einmischen. Am Ober-Orinoko sind früher die Cabren und Cariben, am Rio Negro die Marepizanos und Manitivitanos mächtige Völkerschaften gewesen. Der lange Widerstand, welchen die Cabren den Cariben geleistet, war ihnen seit 1720 gefährlich geworden. Sie hatten ihre Feinde zuerst in der Nähe der Mündung des Rio Caura geschlagen. Auf der Flucht fand ein grofser Theil der Cariben seinen Untergang, zwischen den Rapides von Torno und der Hölleninsel Isla de Infierno. Die Gefange-

nen wurden aufgefressen, und mit jener grausamen Verschlagenheit, die den Wilden beider Amerika's eigen ist, war nur ein einziger Caribe am Leben gelassen, der einen Baum besteigen mufste, um Zeuge des abscheulichen Vorgangs zu seyn, und den Überwundenen Kunde zu bringen. Allein der Sieg des *Tep*, Häuptlings der Cabren, war von kurzer Dauer. Die Cariben kehrten in so grofser Anzahl zurück, dafs nur wenige Cabren übrig blieben.

Am Ober-Orinoko führten auch zwei Häuptlinge, *Cocuy* und *Cuseru*, mit der gröfsten Erbitterung Krieg gegen einander, als *Solano* mit dem denkwürdigen Grenzzuge an der Mündung des Guaviare eintraf. Der erstere stand zur Seite der Portugiesen, der letztere hielt es mit den Jesuiten, und benachrichtigte sie allezeit, wenn die Manitivitaner einen Einfall in die Missionen vorhatten. *Cuseru* ging nur erst wenige Tage vor seinem Tode zum Christenthume über, aber in den Gefechten trug er ein Crucifix an seiner linken Hüfte befestigt, welches er von den Jesuiten-Vätern empfangen hatte, und wodurch er unverwundbar zu seyn glaubte. Von der Wildheit seines Charakters mag Folgendes zeugen. Er hatte die Tochter eines andern Häuptlings vom Rio Temi zum Weibe. In einem Anfalle von Unwillen gegen den Schwiegervater, erklärte er seiner Frau, er ziehe aus, um mit ihm einen Kampf zu bestehen. Die Frau erinnerte ihn an die aufserordentliche Stärke und Entschlossenheit des Vaters, *Cuseru* aber, ohne ein Wort zu sprechen, stöfst ihr

einen giftigen Pfeil in die Brust. Im Jahre 1756 erregte die Ankunft *Solano's* mit einer kleinen Truppe Spanier bei ihm Verdacht. Er war im Begriffe sich mit den Spaniern in einen Kampf einzulassen, als ihm die Jesuiten-Väter vorstellten, dafs es gerathener sey für ihn, mit den Christen den Frieden zu erhalten. *Cuseru* wurde nun zur Tafel des spanischen Generals geladen, und durch schöne Verheifsungen für den Untergang seiner Feinde gewonnen. Der König wurde nun Dorfmeier, und liefs sich's gefallen, in der neuen Mission von San Fernando de Atabapo mit den Seinigen sich anzusiedeln. Dieses ist gewöhnlich das traurige Ende der Häuptlinge, welche von den Reisenden und Missionarien so freigebig Könige genannt werden. Pater *Gili* erzählt: »ich hatte in meiner Mission fünf Königleins (Regecillos) der Tamanaken, der Avarigoten, der Parecas, der Quaquas und der Méépures. In der Kirche liefs ich dieselben alle auf die nämliche Bank sitzen; aber der erste Platz ward dem Könige der Tamanaken, *Monasti,* zu Theil, weil dieser mir bei der Gründung des Dorfes behülflich gewesen war. Er schien auf diese Auszeichnung nicht wenig stolz zu seyn.« Nicht allezeit sind jedoch abgesetzte Könige so leicht zufrieden zu stellen.

Als *Cuseru* die spanischen Truppen durch die Cataralten ziehen sah, rieth er dem *Solano*, mit der Gründung der Niederlassung an den Ufern des Atabapo noch ein Jahr abzuwarten, und verkündigte ihm alles Unglück im Voraus, das hernach wirklich

eintraf. »Lafst mich mit meinen Leuten arbeiten und das Land urbar machen; ich will Manioc pflanzen, damit ihr nachher für so viele Leute Speise findet.« *Solano* war aber ungeduldig, weiter zu kommen, verachtete diesen königlichen Rath. Die neuen Bewohner von San Fernando mufsten grofsen Mangel leiden, und die Fieber rafften einen grofsen Theil derselben leicht dahin. Noch sind in San Fernando Überbleibsel alter Cultur vorhanden. Jeder Indianer besitzt eine Cacaopflanzung, die vom fünften Jahre an häufigen Ertrag liefern, aber auch früher, als in den Thälern von Aragua, Früchte zu tragen aufhören. Die Bohnen sind zwar etwas kleiner, aber von vortrefflichem Gehalte. Die Almuda, deren zwölf eine Fanega ausmachen, kostet in San Fernando vier Franken, an den Küsten aber wenigstens zwanzig bis fünf und zwanzig. Die ganze Mission liefert aber kaum 80 Fanegas des Jahres, und weil, der alten verderblichen Sitte gemäfs, der Handel mit Cacao dem Missionär allein zugehört, so fühlen die Indianer gar keine Neigung, die Bäume zu vermehren, die ihnen gar keinen Vortheil bringen. Um San Fernando sind gute Viehweiden in den Savanen, aber die Reisenden fanden kaum noch acht Kühe von denen, welche der Grenzzug hingebracht hatte. Die Indianer sind um etwas gebildeter, als in den andern Missionen, und sogar ein Schmied vom einheimischen Stamme war vorhanden.

Der Landschaft von San Fernando gewährt die

Pirijao-Palme ein eigenthümliches Aussehen. Ihr mit Stacheln besetzter Stamm wird über 60 Fufs hoch. Die Blätter sind gefiedert, ausnehmend zart, wellenförmig und gegen die Spitze gekräuselt. Die Früchte des Baumes sind aufserordentlich. Jeder Zweig trägt deren 50 bis 80. Ihre Farbe ist erst gelb, und wenn sie reifen, purpurroth. Sie sind zwei bis drei Zoll grofs und durch fehlgeschlagene Befruchtung meist ohne Kern. Unter den achtzig bis neunzig Palmarten, die der neuen Welt eigenthümlich angehören, findet sich keine von so grofser Fruchtbarkeit. Die Frucht des Pirijao enthält einen Stoff, der gelb, wie das Innere von einem Eie, etwas zuckerhaltig und sehr nahrhaft ist. Sie wird, wie die Pisangfrucht oder Erdäpfel, entweder gesotten oder in Asche gebraten gegessen, und ist eben so gesund als schmackhaft. Die Indianer, so wie die Missionäre, werden nicht satt im Lobe dieser köstlichen Palme, die man Pfirsichpalme nennen könnte, und die südlich von Atabapo überall angebaut wird. Man erinnert sich hier der Äufserung *Linnée's*: »der Mensch wohnend unter den Tropen, lebt von Palmen, ein Palmenesser; siedelnd aufser denselben auf stiefmütterlicher Erde wird er ein Fleischfresser.« Untersucht man die Vorräthe in den Hütten der Indianer, so überzeugt man sich, dafs ihre Nahrung den gröfsten Theil des Jahres hindurch aus den Früchten der Palmen besteht. Jeder Baum trägt jährlich nur ein Mal Früchte, aber bis auf drei Zweige, und also 50 bis 200.

San Fernando de Atabapo, San Carlos und San Francesco Solano sind die bedeutendsten Niederlassungen am Ober-Orinoko. In San Fernando, wie in den benachbarten Missionen, sind gutgebaute Pfarrhäuser, mit Schlingpflanzen bewachsen und mit Gärten umgeben. Die schönste Zierde dieser Pflanzungen waren aber die Pirijao-Palmen. Der Pater Präfekt machte auf einem Spaziergange eine lebhafte Schilderung von seinen Streifzügen zum Rio Guaviare. Er versicherte: diese zur Gewinnung von Seelen unternommenen Reisen seyen den Indianern der Mission so erwünscht, daſs Jedermann, Weiber und Greise sogar, daran Theil nehmen wollen. Unter dem Vorwande, die aus den Missionen entflohenen zu verfolgen, werden acht- und zehnjährige Kinder entführt, und an die Indianer der Mission als Leibeigene vertheilt.

Sobald man in's Fluſsbett des Atabapo gelangt ist, verändert sich alles, die Beschaffenheit der Atmosphäre, die Farbe des Wassers und die Gestalt der am Ufer wachsenden Bäume. Den Tag über wird man nicht so sehr von den Mosquitos gequält. Die langbeinigen Schnaken werden zur Nachtzeit sehr selten und jenseits San Fernando verschwinden sie ganz. Das Wasser ist rein, und nicht stinkend, wie das erdige und mit Krokodillen-Aas inficirte Wasser des Orinoko. Auſser der groſsen Reinheit ist das schwarze Wasser auch um zwei bis drei Grad kühler. Die Abwesenheit der Krokodille erlaubt zu baden; das Wasser ist so rein, daſs man

auf zwanzig bis dreifsig Fufs Tiefe die Fische sehen kann. Der Grund ist ein weifser, glänzender Quarz- und Granitsand. Die unvergleichlich schönen Ufer prangen mit gefiederten Palmen und spiegeln sich im klaren Flusse, und ihr Bild in diesem reinem Wasser ist eben so kräftig und schön gefärbt, wie sie selbst.

Der Rio Guaviare ist breiter, als der Atabapo, er führt weifses Wasser, und gleicht durch seine Vögel, seine Mosquitos und Krokodille ganz dem Orinoko.

Vom Ursprunge des Orinoko hegen die Indianer heut zu Tage noch eine ganz andere Ansicht, als die Erdbeschreiber. Sie behaupten: der Orinoko entspringe aus zwei Flüssen, dem Rio Guaviare und dem Rio Paragua. Dieser letztere Name wird dem Ober-Orinoko von San Fernando und San Barbara bis Esmeralda gegeben. Diesemnach halten sie den Cassiquiare für einen Arm, nicht des Orinoko, sondern des Rio Paragua. Übrigens sind hier die Namen sehr gleichgültig, wenn man nur sonst genaue Kenntnifs von dem Laufe der Flüsse hat, und nicht, wie vor dieser Reise des Herrn von *Humboldt* geschehen ist, Flüsse durch Bergketten von einander abschneidet, die zusammenhängen und ein System bilden. Würde man jedoch den Guaviare als den eigentlichen Orinoko annehmen, und den Rio Paragua als einen Zuflufs betrachten, so würde der Orinoko durch eine Richtung von Südwest nach Nordost einen natürlicheren Lauf darstellen. Auch

ist der Geschmack des Wassers aus dem Rio Guaviare dem des Orinoko bei den grofsen Catarakten ähnlich, das des Rio Paragua hingegen ist reiner und von besserem Geschmacke. Die Indianer wissen die Wässer am Geschmacke recht gut zu unterscheiden. »Bringt nur die Wässer von drei oder vier grofsen Flüssen dieses Landes, sprach ein alter Indianer der Mission am Javita, so will ich euch aus dem Geschmacke derselben mit Zuverläfsigkeit sagen, wo die Wässer her sind, ob sie einem schwarzen oder weifsem Flusse, dem Orinoko oder dem Atabapo, dem Paragua oder dem Guaviare angehören.« Die Delphine und Krokodille werden im Guaviare, wie im Unter-Orinoko, in gleicher Zahl und Gröfse angetroffen, hingegen mangeln sie gänzlich im Rio Paragua. Dieses sind allerdings merkwürdige Verschiedenheiten in Hinsicht auf die Natur der Gewässer und die Vertheilung der Thierarten. Die Indianer berufen sich darauf, um den Reisenden zu beweisen, dafs der Ober-Orinoko, ostwärts von San Fernando, ein eigenthümlicher sich in den Orinoko ergiefsender Strom sey, und der wahre Ursprung des letzteren in den Quellen des Guaviare gesucht werden müsse. San Fernando liegt unter 4°, 2′ 48″ N. B. und 70°, 30′ 46″ W. L. Der Strom gewährt überall einen eigenthümlichen Anblick. Seine acht bis zehn Fufs hohen Ufer sind mit Gebüschen überdeckt, die die Oberfläche des Wassers berühren, und das Ufer verbergen. Zahlreiche Krokodille sind von der Stelle an, wo man den Orinoko verläfst, bis

zur Mission von San Fernando sichtbar, und ihre Gegenwart deutet an, dafs dieser Theil dem Guaviare und nicht dem Atabapo angehört. Im eigentlichen Bette dieses Flusses, oberhalb San Fernando, gibt es keine Krokodille mehr. Man trifft daselbst Bava's und unschädliche Süfswasser-Delphine, aber weder Krokodille noch Seekühe an. Vergeblich sucht man hier die Chiguire, Araguaten oder grossen Brüllaffen, den Zamuro und den gehaubten Fasan. Dafür ist aber leider sehr häufig die grofse Wasserschlange, deren Aussehen der Boa gleich kommt, und den badenden Indianern oft sehr gefährlich wird. Die Reisenden sahen derselben gleich in den ersten Tagen mehrere um die Pirogue schwimmen, deren Länge zwölf bis vierzehn Fufs betrug. Die Jaguare an diesen Ufern sind grofs und wohlgenährt, aber nicht so kühn, wie die am Orinoko.

Sie übernachteten in einer Hütte von Guapasoso; gegen Morgen fing es zu regnen an. Es war den Reisenden auffallend, hier keine Brüllaffen zu hören, und sie schlossen daraus, dafs diese Wälder ungleich weniger Thiere, als die des Orinoko beherbergen. Um den Kahn spielten Delphine, die hier in einer Entfernung von 320 Meilen von der Mündung des Orinoko bemerkenswerth sind. Gegen Mittag kamen sie bei dem unter dem Namen Piedra del Tigre bekannten Granit-Hügel vorbei. Dieser einzelne, sechzig Fufs hohe Felsstock, ist in der Gegend weit und breit bekannt. Zwischen dem 4° und 5° der Breite erreicht man das mittägige Ende jener

Cataracten-Kette, welche Herr von *Humboldt* die Kette von Parime zu nennen vorschlägt. Die ganze von dieser Kette bis zum Amazonenstrome sich ausdehnende Landschaft, durchzogen vom Rio Atabapo, Rio Negro und Cassiquiare nebst vielen andern Flüssen, bildet eine ungeheure, theils mit Waldung, theils mit Graswuchs bedeckte Ebene. Wie feste Schlösser stehen hin und wieder einzelne Felsstücke auf ihr empor.

Bei Tagesanbruch kamen sie am 28. April bei la Piedra und dem Falle von Guarinuma vorbei. Ersterer ist ein nackter Fels mit Flechten bedeckt. Als sie bei dem Raudale vorbei waren, sahen sie am gegenüberstehenden Ufer mitten unter indianischen Pflanzen einen Riesenstamm einer Ceibe oder Käsebaum. Sie landeten, um ihn zu messen. Er hatte 14 bis 15 Fufs Durchmesser und 120 Fufs Höhe.

Am 29. war die Luft kühler. Zacundos waren keine vorhanden; der Himmel jedoch bedeckt und sternlos. Die starke Strömung liefs sie nur langsam vorwärts kommen, und da sie auch, um Pflanzen am Ufer zu suchen, verweilt hatten, kamen sie erst in der Nacht bei der Mission San Barbara an, oder wie sie die Mönche nennen, *la divina Pastora de Balthasar de Atabapo.* Sie wurden von dem catalonischen Missionär auf das Freundlichste empfangen. Er war ein munterer, liebenswürdiger Mann, der sich mit der seiner Nation eigenthümlichen Thätigkeit in dieser Wildnifs einen schönen Garten gepflanzt, worin der europäische Feigenbaum, die

Persea, der Citronenbaum dem Manioc zur Seite stand. Das Dorf war mit einer Regelmäſsigkeit angelegt, welche man bei den Brüdergemeinden antrifft. Die Pflanzungen der Indianer waren sorgfältiger, als anderswo bearbeitet. Hier bekamen unsere Freunde auch zum ersten Male jene schwammige und weiſse Substanz zu Gesicht, die sie später unter dem Namen Dapicho bekannt gemacht haben. Sie bemerkten sogleich, daſs sie dem Federharze glich, weil aber die Landeseingebornen durch Zeichen zu verstehen gaben, daſs es unter der Erde gefunden werde, so waren sie bis zur Ankunft in der Mission von Javita zu glauben geneigt, es dürfte ein fossiles Caoutchouc (Federharz, Gummi elasticum) seyn. In der Hütte des Missionärs war ein beim Feuer sitzender Indianer beschäftigt, schwarzes Federharz aus dem Dapicho zu verfertigen. Er hatte mehrere Stücke an Holzstäbe angespieſst, die er, wie Fleisch, röstete. Das Dapicho schwärzt sich in dem Verhältnisse, als es weich und elastisch wird. Der harzige, aromatische Geruch, womit die Hütte erfüllt war, schien anzudeuten, daſs diese Färbung die Wirkung der Zersetzung eines wasserstoffigen Brennstoffes sey, und daſs der Kohlenstoff zum Vorschein komme, nach Maſsgabe, wie der Wasserstoff bei mäſsiger Hitze verbrennt. Der Indianer klopfte die erweichte und schwarz gewordene Masse mit einer Keule aus Brasilienholz, hierauf knetete er sie in Kugeln von drei bis vier Zoll Durchmesser und lieſs sie kalt werden. Diese Ku-

geln gleichen völlig dem im Handel vorkommenden Federharz, nur bleibt die Oberfläche etwas klebrig. Sie werden in den Missionen von Uruana und Encaramada zum Ballspiele gebraucht, und man mufs gestehen, dafs solche Kugeln, ihrer Dauer und Elasticität wegen, sich trefflich dazu eignen. Wie majestätisch mufs sich nicht ein solcher Ball in die Luft erheben und wie herrlich von dem Rücken abprallen! Man gebraucht hier dieses Dapicho auch statt der Korkstöpseln, und als solche leisten sie viel vortrefflichere Dienste, als die Korkstöpsel. Der Missionär zeigte ihnen auch vor dem Versammlungshause (Casa de los solteros) eine Trommel, die aus einem hölzernen hohlen Cylinder, 2 Fufs lang und 18 Zoll dick, bestand. Die Trommel wurde mit grofsen Dapicho-Massen, deren man sich als Trommelschlägel bediente, geschlagen. Sie hatte Öffnungen, die zur Veränderung des Tones mit der Hand willkürlich geschlossen werden konnten, und sie war zwischen zwei dünnen Stützen im Freien befestigt. Die Wilden lieben eine Janitscharen-Musik. Die Trommel und die Botutos oder Trompeten aus gebrannter Erde, worin eine drei bis vier Fufs lange Röhre mit ehernen Bauchungen zusammenhängt, sind bei den Indianern vortreffliche Instrumente, wenn die Musik auf sie wirken soll.

San Balthasar liegt unter 3°, 14′ 23″ N. B. und 70°, 14′ 21″ W. L. Sie folgten am 30. April noch eine Zeitlang dem Atabapo entlang, fuhren dann aber in den Rio Temi ein.

Vierzehntes Kapitel.

Fahrt auf dem Rio Temi. — Der Fels der Mutter. — Reise nach Javita.

Vor der Einfahrt in den Rio Temi zog ein an sich unbedeutender Gegenstand, der aber durch eine schaudervolle Begebenheit ein Denkmal des europäischen Fanatismus und blutdürstiger Grausamkeit geworden ist, die Aufmerksamkeit unserer gefühlvollen Reisenden auf sich. Es ist dieses ein am westlichen Ufer befindlicher Granithügel, er heifst: der Fels der Guahiba-Indianerinn, oder auch der Fels der Mutter (Piedra de Madre). Wenn der Mensch in diesen Einöden kaum eine Spur seines Daseyns zurückläfst, so ist es für den Europäer doppelt beschämend, wenn ein Felsstück seine Verkehrtheit aufbewahrt, und die Tugend der Wilden sammt der Barbarei des Gebildeten überliefert.

Die Ursache der Benennung ist folgende. Der Vorfahr des gegenwärtigen Missionärs von San Fernando hatte seine Indianer an das Gestade des Rio Guaviare, in der grausamen Absicht, die eben so der Religion, wie den Gesetzen Spanien's entgegen war, geführt, um Seelen zu erobern. Sie kamen in eine Hütte der Guahiba-Indianer, und trafen daselbst eine Mutter dieses Stammes nebst drei Kindern an, wovon zwei noch unmündig waren. Die Familie war eben mit Bereitung von Manioc-Mehl beschäftigt. Jeder Widerstand wäre vergebens gewesen. Der Vater war auf Fischfang abwesend und

die Mutter suchte mit ihren Kindern zu entfliehen. Kaum hatte sie die Savane erreicht, als sie sich von den Indianern der Mission, welche auf die Menschenjagd gehen, wie die Weifsen auf die Negerjagd in Afrika, angehalten uud umringt sah. Mutter und Kinder wurden nun geknebelt und an's Ufer geschleppt. Der Ordensmann hatte, in seinem Fahrzeuge sitzend, den Ausgang des Unternehmens, an dessen Gefahren er keinen Theil nahm, abgewartet. Hätte die Mutter heftigern Widerstand geleistet, so hätten die Indianer sie getödtet. Sie halten bei solchen Gelegenheiten alles für erlaubt, und gehen besonders auf Kinder los, um sie in der Mission als Sclaven der Christen zu betrachten. In der Hoffnung, die Mutter würde keinen Landweg in ihre Heimath finden, brachte man sie in die Mission San Fernando. Allein die Entfernung von demjenigen Kinde, welches den Vater am Tage des Überfalls begleitet hatte, brachte das Weib zur höchsten Verzweiflung. Sie wollte die in der Gewalt des Missionärs befindlichen Kinder zu den Ihrigen zurückbringen, und sie entfloh defshalb mehrmals mit ihnen aus dem Dorfe San Fernando. Die Indianer holten sie jedoch jedesmal wieder ein, und nachdem sie unbarmherzig mit Peitschenhieben gezüchtigt worden war, fafste der Missionär den grausamen Entschlufs, die Mutter von den zwei mit ihr eingebrachten Kindern zu trennen. Sie ward den Atabapo hinauf in die Missionen am Rio Negro geführt. Locker gebunden safs sie im Vordertheile des Fahrzeugs,

Unbekannt mit dem Schicksale, das man ihr bestimmt hatte, schlofs sie aus der Richtung der Sonne, dafs sie sich immer weiter von ihrer Hütte und ihrem Geburtslande entferne. Es gelang ihr, die Bande zu lösen; sie stürzte sich in's Wasser, und schwamm dem linken Ufer des Atabapo zu. Die Strömung trieb sie an die Felsenbank, die ihren Namen führt, und ein ewiges Denkmal der Heldenkraft und Tugend einer Mutter ist. Sie stieg daselbst an's Land, und flüchtete sich in den Wald. Aber der Missionär liefs seine Indianer ebenfalls landen, und sie im Walde aufsuchen. Am Abende ward sie zurückgebracht, — auf die Piedra de la Madre hingestreckt, und mit jenen Riemen aus Lamantinfell, welche in dieser Landschaft als Peitschen gebraucht werden, und womit die Alcalden jederzeit versehen sind, grausam gepeitscht. Mit starken Schlingen von Mavacure band man ihr die Hände auf den Rücken, und schleppte die unglückliche Frau in die Mission von Javita.

Sie ward hier in eines der Häuser gebracht, die man Casa del Rey nennt, und zur Aufnahme der Fremden dienen. Die Regenzeit war eingetreten, die Nacht stockfinster. Wälder, welche bis dahin für undurchdringlich gehalten wurden, trennen die Mission Javita von derjenigen von San Fernando auf 25 Meilen in gerader Richtung. Flüsse sind die einzigen Strafsen, die man gebrauchen kann. Niemand hatte je den Versuch gemacht, von einem Dorfe zum andern, wenn ihre Entfernung auch nur

wenige Stunden betrug, zu Lande zu gelangen. Alles dieses kann eine Mutter, die von ihrem Kinde getrennt wird, nicht abschrecken. Ihre Kinder sind in San Fernando de Atabapo; sie mufs wieder dorthin kommen, dieselben aus fremder Gewalt befreien, und ihrem Vater an die Gestade des Guaviare zurückführen. Niemand hütet, durch Entfernung sicher gemacht, das Weib. Weil ihre Arme bluteten, hatten, ohne Vorwissen des Missionärs und der Alcalden, die Indianer von Javita sie nur locker gebunden. Mit den Zähnen gelang ihr's, ihre Bande zu lösen. Sie war in der Nacht verschwunden, und am vierten Morgen ward sie in der Mission von San Fernando in der Nähe der Hütte gesehen, wo ihre Kinder sich befanden. »Was dieses Weib ausgeführt hat, bemerkte der Missionär, der diese Geschichte erzählte, hätte der kräftigste Indianer zu unternehmen sich nicht gewagt.« Sie durchwanderte Wälder, in einer Jahreszeit, wo der Himmel beständig mit Wolken bedeckt ist, und die Sonne nur wenige Minuten sichtbar wird. Ist sie etwa dem Laufe der Gewässer gefolgt? Allein die Überschwemmungen der Flüsse nöthigten sie, sich von dem Ufer zu entfernen, und ihren Weg mitten durch den Wald zu nehmen, wo die Bewegung der Wässer beinahe unmerklich ist. Wie oft mufste sie durch jene stachlichten Schlingpflanzen, welche ein Gitterwerk um die Bäume schlingen, aufgehalten werden! Wie oft mufste sie schwimmend über die Flüsse setzen, welche sich in den Atabapo ergiefsen!

Das unglückliche Weib ward gefragt: womit sie sich die vier Tage hindurch genährt habe? Ihre Antwort war: sie habe, durch Anstrengung erschöpft, keine andere Nahrung gefunden, als jene grofsen, schwarzen Ameisen, die Vachacos heifsen, und in langen Reihen die Bäume ersteigen, an denen sie ihre harzigen Nester befestigen.

Herr von *Humboldt* wünschte von dem Missionär zu erfahren, ob ihr endlich das Glück des ruhigen Beisammenseins mit ihren Kindern zu Theil geworden sey? Dieser weigerte sich die Frage zu beantworten, aber auf der Rückkehr vom Rio Negro vernahmen unsere Reisenden, dafs man der Indianerinn nicht ein Mal Zeit liefs, ihre Wunden zu heilen, dafs sie nochmals von ihren Kindern getrennt, und in eine der Missionen am Ober-Orinoko gesandt ward, wo sie durch Weigerung aller Nahrung, wie die Wilden im grofsen Unglücke zu thun pflegen, sich den Tod gab.

Dieses ist das schöne Beispiel von Mutterliebe, dessen Denkmal der Fels der Mutter ist, und das eine Mutter gab, die zu einem von lange her verleumdeten Menschenstamme gehörte. Mutterliebe über alles!

Der Rio Temi richtet seinen Lauf von Süden nach Norden. Er ist 80 bis 90 Toisen breit, und hiefse in jedem andern Lande ein Strom. Die Landschaft besteht aus einem Walde, der den völlig flachen Boden deckt. Aus ihm ragt hervor die schöne, oben erwähnte Pfirsichpalme und die Mauritia mit stach-

lichtem Stamme. Diese Mauritia aculcata wird von den Indianern Juria oder Cauvaja genannt. Die fächerförmigen Blätter sind der Erde zugekehrt, jedes Blatt zeigt, vermuthlich in Folge einer Krankheit, blaue und gelbe Kreise. Diese pfauenschweifartig gefärbten Blätter stehen auf niedrigen ungemein dichten Stämmen. Die Stacheln sind sehr holzig, kurz, unten breit, ähnlich denen der Akazien. Diese Palme wächst am Temi und Atabapo in Gruppen, von 12 bis 15 Stämmen, die jedoch einander so nahe stehen, als hätten sie nur eine Wurzel; durch Wuchs, Gestalt und die geringe Zahl der Blätter gleicht sie den Fächerpalmen und Chamaerops des alten Festlandes. Sie bemerkten einige Stämme ohne alle Früchte, und andere, die sehr viele Früchte trugen, welches eine Palme mit getrennten Geschlechtern anzudeuten scheint.

Da das Land hier vollkommen eben ist, so ist auch der Wald überall, wo der Flufs sich krümmt, auf eine halbe Meile und mehr noch überschwemmt. Um die Krümmungen zu vermeiden, und die Schifffahrt abzukürzen, bedient man sich ganz besonderer Mittel. Die Indianer verliefsen das Flufsbett, und fuhren quer waldein auf einer Art Canal, der vier bis fünf Fufs breit ist. Diese Canäle werden, so wie unsere Fufssteige, gebildet, wenn man die Krümmungen der Heerstrafse verläfst, um auf kürzerem Wege gerade durch den Wald zu kommen. Da jedoch hier wenig gereist wird, so verwachsen sich diese Pfade oft wieder, und man wird dann

aufgehalten. Es steht daher immer auf einer solchen Fahrt ein Indianer mit einer Machette im Vordertheile des Bootes, um diesen Pflanzenwuchs zu zerstören, und die Pirogue in dem oft nicht eine halbe Elle tiefen Canal flott zu erhalten. Im dichtesten Walde wurden sie durch ein ungewöhnliches Rauschen überrascht, und als sie gegen das Buschwerk anschlugen, kam eine Bande Süfswasser-Delphine zum Vorschein, die vier Fufs Länge hatten, und umzingelten das Fahrzeug. Diese Thiere waren unter einem alten Ceiba verborgen gewesen, und flohen jetzt nach allen Seiten, indem sie jene Wasser- und Luftstrahlen ausspieen, von denen sie in allen Sprachen den Namen Spritzer führen. Dieser Anblick ist in doppelter Hinsicht seltsam. Ein Mal ist es wahrlich sehr spafshaft, mitten im Walde Delphine zu jagen, und dann ist die Entfernung von drei bis vierhundert Meilen von der Mündung des Orinoko für das Daseyn dieser Wasserthiere ebenfalls sehr seltsam, indem die Delphine doch eigentlich eine dem Meere angehörige Form bilden.

Mit vieler Mühe gelangten sie um fünf Uhr wieder in das eigentliche Flufsbett zurück. Einige Minuten zuvor waren sie zwischen zwei Baumstämmen fast sitzen geblieben, und bald darauf an eine Stelle gekommen, wo sich die Canäle kreuzten, und man nicht wufste, welchen man einschlagen sollte. Übrigens machten sie auch hier eine für die Pflanzengeographie wichtige Bemerkung. Sie sahen nämlich auch hier nirgends jene baumartigen Farrenkräuter,

sie bemerkten überhaupt, dafs dieselben vom 5° an gegen den Aequator zu allmählich abnehmen. Sie gehören einem minder heifsen Klima an, und kommen meistens nur auf einer Höhe von 300 Toisen vor. Sie scheinen daher die Aequatorial-Niederungen zu fliehen.

Am 1. Mai wurde die Fahrt nach einer finstern Nacht durch den Wald wieder fortgesetzt, um die Strömung zu vermeiden. Bald darauf fuhren sie aus dem Temi in den Tamini über, und langten um eilf Uhr in der Mission Javita an. Von den Spritzern erschreckt, fiel aus dem Bote ein Saguin-Äffchen in's Wasser, und es kostete Mühe, ihn zu retten. In Javita war nun der Ort, wo sie Mittel finden sollten, um ihre Pirogue zu Land in den Rio Negro transportiren zu lassen.

Glücklicher Weise fanden sie in der Mission Javita einen sehr vernünftigen und überaus gefälligen Mönch, was um so angenehmer war, als sie genöthigt waren, fünf Tage in der Wohnung des Missionärs zu bleiben. So viel Zeit war nämlich erforderlich, um das Schiffchen auf dem Landwege (Portage) von Pimichin zu transportiren. Diese Zeit über wurde zu Spaziergängen benutzt, und um ihre Hände von einem Übel zu heilen, das sie seit zwei Tagen empfanden. Das Übel bestand in einem fürchterlichen Jucken der Finger und Gelenke. Der Missionär besah ihre Hände, und sagte ihnen sogleich, dafs es Aradores (Ackerbauern) wären, die sich unter der Haut eingegraben hätten. Mit dem Mikroskope konn-

ten sie aber nichts, als parallele Furchen von weisser Farbe erkennen; die Gestalt derselben hat auch zu der Benennung Anlafs gegeben. Es ward nun eine Mulattin gerufen, die in der Mission das Amt eines Doktors inne hatte, und die sich der Bekanntschaft aller der kleinen Thiere rühmte, welche die Haut des Menschen durchwühlen. Sie versprach auch sogleich, die Insekten alle nach einander heraus zu holen. Zu dem Ende erwärmte sie an der Lampe ein sehr hartes, spitziges Stückchen Holz, und drang damit in die Furchen, die in der Haut sichtbar waren. Nach langem Suchen erklärte sie gravitätisch, und mit einer Miene, wie kaum ein europäischer Quacksalber vermocht hätte: »wir haben einen Arador gefunden.« Sie zog nun einen kleinen, runden Sack hervor, der wahrscheinlich der Eiersack des Insektes war. Sie holte auf diese Weise drei oder vier Aradores hervor; allein hätten alle auf diese Weise herausgeholt werden sollen, so würde schwerlich ein Monat zugereicht haben, denn die Hände waren voll dieser Milben. Die Reisenden hatten daher weder Zeit noch Geduld zu einer solchen Operation. Tags darauf wurden sie jedoch gründlich und überraschend schnell geheilt. Ein Indianer brachte einen Zweig von einem Strauche, welcher Uzao heifst, und kleine sehr lederartige und glänzende Cassiablätter hat. Von der Rinde dieses Strauches bereitete er einen Aufgufs, der eine bläuliche Farbe und den Geschmack des Süfsholzes hatte, und aufgerührt viel Schaum gab. Das einfache Wa-

schen mit diesem Uzao-Wasser hob die Plage der Aradores völlig. Leider konnte man damals weder die Blüthe noch die Frucht des Uzao-Gewächses erhalten, welches zur Familie der Schotengewächse zu gehören scheint. Übrigens hatte sie der Schaden klug gemacht, und sie führten nun auf dem ganzen Wege Uzao-Zweige im Kahne mit sich, welche am Gestade des Pimichin in Menge wachsen. Möchte man doch auch, ruft hier Herr von *Humboldt* aus, so schnelle und sichere Mittel gegen die Mosquitos und Zacundos erfunden haben! — Wir hätten es den armen Freunden vom Herzen gegönnt.

Vor dem Grenzzuge des *Solano* wurde diese ganze Landschaft von den Portugiesen besessen, die hier meistens das Handwerk der Seeleneroberung in diesen Wäldern trieben, in der That aber die Indianer einfingen, um sie als Sclaven an die Brasilier zu verkaufen. *Solano* trieb sie jedoch nach Brasilien zurück, und machte sich den Häuptling *Javita* zum Freunde, mit dem auch die Mission Javita gegründet wurde. *Javita* war noch am Leben, als Herr von *Humboldt* in der Mission verweilte. Er war ein an Geist und Körper gleich ausgezeichneter Indianer. Er wufste sich mit Leichtigkeit in der spanischen Sprache auszudrücken, und hat auf die benachbarten Völkerschaften Einflufs behalten. Er begleitete die Fremden allezeit auf ihren botanischen Wanderungen, erzählte da vieles, und die Missionäre setzten in seine Wahrhaftigkeit festes Vertrauen. Er hatte in seiner Jugend alle Stämme zwischen dem

Ober - Orinoko und dem Rio Negro Menschenfleisch speisen gesehen. Er sagte aber, diese Sitte sey nur Wirkung der Rachsucht, und sie fressen nur gefangene Feinde. Auch ist ihnen die Sitte der Scythen und Massageten, nach welcher sie aus Achtung den Leichnam der verstorbenen Feinde speisen, ganz fremd. Auf San Domingo würde jedoch ein Wilder der Achtung gegen seine Verwandten zu ermangeln geglaubt haben, wenn er in sein Getränke nicht etwas vom Körper des Verstorbenen beigemischt hätte. Die Menschen sind doch seltsame Narren! und wie ein Morgenländer sagt: vor allen Thieren seltsam in ihren Sitten und ausschweifend in ihren Neigungen.

Fünfzehntes Kapitel.

Javita. — Reise an den Rio Negro.

Das Klima der Mission Javita zeichnet sich durch seine Feuchtigkeit aus. In diesen waldigen Aequatorial - Gegenden bekommt man die Sonne nur selten zu sehen, sobald man den 3° Breite überschritten hat. Nur selten kann man Sterne beobachten, es regnet fast das ganze Jahr hindurch, und immer ist der Himmel bedeckt. Da im ungeheuren Walde von Guiana die Brise beinahe gar nicht weht, so werden die nassen und von Wasserdünsten gesättigten Luftschichten niemals durch andere trockne ersetzt, und es findet eine beinahe ununterbrochene

Wechselwirkung der Ausdünstung und Niederschläge Statt. Der Missionär bezeugte, oft vier bis fünf Monate ununterbrochen Regen erfahren zu haben. Herr von *Humboldt* maſs am 1. Mai das in fünf Stunden gefallene Wasser, es betrug ein und zwanzig Linien, und am 3. Mai sogar vierzehn Linien in drei Stunden, und zwar nicht während eines Schlagregens, sondern bei gewöhnlichem Regen. In Paris fallen sogar in den regnerischsten Monaten, März, Juli und September, nur 28 Linien Wasser. Aus vielen Beobachtungen, die Herr von *Humboldt* anstellte, ergab sich: daſs gewöhnlich in einer Stunde Zeit zwei und drei Mal weniger Wasser auf dem Rücken der Anden, als in diesen Ebenen, die beinahe mit dem Oceane wagerecht sind, fällt. Es regnet in den Bergen öftermal, aber es fällt weniger Wasser in derselben Zeit. Am Rio Negro, in Maroa und San Carlos ist der Himmel merklich heiterer, als zu Javita und an den Ufern des Temi. Die Temperatur ist hier kühler, als zu Maypures, und wärmer, als am Rio Negro.

Vom 29. April bis zum 12. Mai war kein Stern im Meridiane zu sehen, obwohl ganze Nächte durchwacht wurden, um die Ortsbreite zu bestimmen. Nur am 4. Mai war die Sonne einige Minuten sichtbar, und gab die Länge des Orts zu 70°, 22′.

Die 160 Indianer der Mission gehören zu verschiedenen Stämmen, und beschäftigen sich mit dem Baue von Canots. Zu diesem Ende werden groſse Stämme des Sassafras, theils durch Feuer, theils

durch die Axt ausgehöhlt. Die Höhe dieser Bäume beträgt über 100 Fuſs. Sein Holz ist gelb, harzig, im Wasser fast unzerstörbar und hat einen angenehmen Geruch. Die Arbeit kann man in Javita, San Fernando und vorzüglich in Esmeralda sehen, wo die meisten Piroguen verfertigt werden, weil die umliegenden Gegenden die gröſsten Sassafrasstämme darbieten. Man bezahlt für eine Pirogue, nach halben Toisen oder Varas, zu einen Piaster, so daſs eine Pirogue von 48 Fuſs 16 Piaster kostet; aber die Ausrüstung, die Nägel und die Bekleidung, wodurch der Raum vergröſsert wird, verdoppelt die Kosten.

Der Wald bietet hier eine groſse Mannigfaltigkeit von Riesenbäumen dar. Ocotea, eigentliche Laurus, die Persea, die nie unter 10 Toisen angetroffen wird, die Amasonea-Arborea, das Retiniphyllum secundiflorum, die Curvana, der Jacio, der Jacifate, dessen Holz blutroth ist, der Guamufate, mit schönen 7 bis 8 Zoll langen Blättern, das Colophyllum, die Amyris-Cavnana und der Mani. Diese Gewächse haben alle über 100 bis 110 Fuſs Höhe; da sie jedoch erst gegen die Gipfel hin Äste treiben, so ist es sehr schwer, sich ihre Blüthen und Blätter zu verschaffen. Die Blüthen liegen wohl öfter unter den Bäumen zerstreut, weil aber die verschiedenen Arten unter einander gruppirt und mit Schlingpflanzen überwachsen sind, so läſst sich nicht allezeit mit Gewiſsheit angeben, welcher Pflanze eigentlich die Blüthen angehören. Zu botanisiren ist hier sehr

schwer, was man seit Monaten sammelt und durch künstliche Wärme trocknet, geht in der grofsen Nässe wieder zu Grunde. Die Indianer nannten die Bäume nach ihrer Art, indem sie dieselben durch das Kauen des Holzes unterschieden. Sie wufsten die Blätter besser, als die Blumen und Früchte zu unterscheiden.

Es bietet sich bei der Betrachtung des Gewächsreiches die Bemerkung dar, dafs verschiedene chemische Eigenschaften der Pflanzen sich in verschiedenen Familien und Erdstrichen gleichsam ersetzen. Mehrere Palmarten liefern den Bewohnern der Aequinoctial-Länder das Öhl, welches in der gemäfsigten Zone die Olive darbietet. Was den gemäfsigten Erdstrichen die Zapfenbäume sind, das sind den heifsen Ländern die Terebinthen und Guttiferen. In den Wäldern der heifsen Ebenen gibt es weder Fichten, noch Tuja, noch Taxodium, nicht einmal einen Podocarpus; dafür liefert aber die Moronobea von Javita und die Amyris Harze, Balsame und aromatische Gummiarten. Diese Gummi und Harze werden in Javita häufig gesammelt, wo sie einen Gegenstand des Handels bilden. Das berühmteste dieser Harze ist das Mani, von dem man Massen sieht, die mehrere Zentner im Gewichte halten, und dem Colophonium und Mastix gleich sehen. Der gröfste Theil kommt von einer Art Amyris her, die Mararo heifst. Es ist ein starkriechendes, schneeweifses Harz, welches da, wo es mit dem innern Theile alter Rinden zusammenhängt, gelb wird.

Sie besuchten während des Aufenthalts in Javita täglich den Wald, um den Fortgang der Pirogue zu sehen. Drei und zwanzig Indianer waren beschäftigt, dieselbe über Baumäste, die in gemefsner Entfernung als Rollhölzer gebraucht wurden, fortzuschleppen. Ein kleiner Kahn wird in anderthalb Tagen aus dem Tuamini in den Pimichin übergesetzt; aber diese Pirogue war sehr grofs, und weil sie zum zweiten Male die Fahrt durch die Cataракten machen mufste, so mufste man die zu starke Reibung des Bodens zu vermeiden suchen. Die Fahrt auf der erst seit 1795 angelegten Strafse dauerte also vier Tage. Diese Strafse beträgt 17,180 Varas. Die eine Hälfte der Arbeit liegt den Indianern von Javita, die andere denen von Maroa, Davipe und San Carlos ob.

In diesem Walde gelang es auch Herrn von *Humboldt* und seinen Gefährten endlich das angeblich fossile Federharz (Caoutchouc), welchem die Indianer den Namen Dapicho geben, zu erhalten. Der alte Capitän *Javita* führte sie an das Ufer eines kleinen Flusses, welcher sich in den Tuamini ergiefst. Er zeigte, dafs, um die Substanz zu sammeln, man in einen sumpfigen Boden, bei zwei bis drei Fufs Tiefe, zwischen den Wurzeln zweier unter dem Namen Jacio und Curvana bekannten Bäume nachgraben mufs. Der erste ist die Hevea, welche das Federharz von Cayenne in den Handel liefert; der zweite hat gefiederte Blätter, sein Saft ist milchig, aber sehr dünn und beinahe gar nicht klebrig. Der

Dapicho scheint das Produkt einer Ergiefsung des Saftes aus den Wurzeln, und diese Ergiefsung wieder eine Folge des hohen Alters der Stämme und ihrer innern Fäulnifs zu seyn. Indem sich nämlich Splint und Rinde spaltet, geschieht natürlich, was der Mensch künstlich zu bewerkstelligen sucht, dafs der Saft Gelegenheit findet, sich zu einer Masse zu sammeln. Herr von *Humboldt* glaubt, dafs diese Ergiefsung durch die Endtheile der längsten Wurzeln geschehe; denn er hat Stücke von zwei Fufs Länge und vier Zoll Dicke auf acht Fufs Entfernung vom Stamme gefunden. Die Substanz ist weifs, korkartig, brüchig und gleicht durch ihre über einander liegenden Blätter und wellenförmigen Ränder dem Feuerschwamm. Ob es wohl bis jetzt nur in Javita gegraben wurde, so dürfte es dennoch in allen feuchten Wäldern von Guiana zu finden seyn, wo man sich die Mühe nähme, in den Gegenden, wo Heveen vorkommen, nach denselben zu graben. Gegenwärtig kommt im Handel ein weifsgelbliches Caoutchouc vor, welches sich vom Dapicho dadurch unterscheidet, dafs es weder trocken, wie Kork, noch zerreibbar, sondern mehr elastisch, glänzend und seifenartig ist. Dieses wird in Ostindien bereitet, und dünstet einen thierischen Geruch aus. Im Königreiche Neu-Granada sind glückliche Versuche gemacht worden, aus Federharz Stiefeln und Schuhe, ohne Nath, zu verfertigen. Die Omaguas am Amazonenflusse sind diejenigen Leute, welche in Amerika das Federharz am besten zu bearbeiten wissen.

Es waren vier Tage vorüber, und noch war die Pirogue nicht im Hafen von Pimichin. Die Reisenden wurden ungeduldig, aber der Missionär, Pater *Cereso*, tröstete sie mit folgenden Worten: »Ihr leidet keinen Mangel in meiner Mission. Ihr habt Pisang und Früchte, des Nachts stechen Euch keine Mosquitos, und je länger Ihr bleibet, desto eher möget Ihr auch die Gestirne meines Landes zu sehen bekommen. Wenn Euer Fahrzeug auf dem Transporte zerschlagen wird, so geben wir Euch ein neues, und mir wird das Vergnügen zu Theil, ein paar Wochen, *con gente blanca y de razon*, mit weifsen und vernünftigen Leuten zu verleben.« So grofs auch die Ungeduld war, mufsten sie sich bescheiden. Der Missionär entschädigte sie durch sein Wohlwollen und Nachrichten über die wilden Stämme. Sie leben in kleinen Horden, sind gegen einander eben so mifstrauisch, haben keine andere Religion, als die Verehrung der Naturkräfte. Das gute Grundwesen und das böse Grundwesen wird auch hier unterschieden. Mit den Kirchen und Bildern können sie sich nicht leicht befreunden. Der Missionär erzählte: »diese guten Leute lieben nur Umgänge im Freien. Als ich jüngst das Fest meines Kirchenpatrons des Dorfs, des heiligen *Antonius* feierte, wohnten die Indianer von Trinida der Messe bei. Euer Gott, sagten sie zu mir, bleibt in seinem Hause verschlossen, als ob er alt und schwach wäre; der unsrige wohnt im Walde, auf den Feldern, auf den Bergen von Sipapu, woher der Regen kommt.«

Einige alte Indianer behaupten von göttlichen Dingen mehr zu wissen, als die andern. Sie sind es, denen das Botudo, die heilige Trompete, vertraut ist, von der oben die Rede war, dafs sie unter Palmen geblasen wird. Um in die Geheimnisse des Botudo eingeweiht zu werden, dazu gehört Sittenreinheit, und dafs man unverehlicht geblieben sey. Die Eingeweihten unterziehen sich Geifselungen, dann Fasten und anderem lästigen Aberglauben mehr. Die Zahl dieser Trompeten ist nicht grofs; die von Alters her berühmteste befindet sich auf einem Hügel nahe beim Zusammenflusse des Tomo und Guainia. Man behauptet, sie werde auf 10 Meilen weit gehört. Sie ist der Gegenstand der Verehrung mehrerer Völkerschaften. Zuweilen bläst sie der grofse Geist selbst. Es gibt Ungläubige, die jedoch ihren Unglauben nicht laut werden lassen. Weiber dürfen die Wundertrompete nicht beschauen. Der Missionär erzählte: dafs er 1798 so glücklich gewesen sey, ein junges Mädchen zu retten, das von einem eifersüchtigen und boshaften Liebhaber beschuldiget ward, aus Neugierde die Indianer begleitet zu haben, welche das Botudo in den Pflanzungen erschallen liefsen. Öffentlich hätte man sie zwar nicht gemordet, aber wer vermochte sie vor dem Schwärmereifer der Eingebornen in einem Lande zu schützen, wo Vergiftungen so leicht sind? Sie entdeckte diese Besorgnisse dem Missionär, der sie in eine Mission am Unter-Orinoko bringen liefs.

So hat der Fanatismus auch in diesen Wildnissen seine Henker!

Am 4. Mai brachte man einen Indianer in die Mission, der von einer Schlange gebissen war. Die Micania quaco, jenes Schlinggewächse, welches *Mutis* berühmt gemacht hat, und welches ein Gegengift gegen den Schlangenbifs enthält, war hier noch unbekannt. Es liefen viele Indianer nach der Hütte, und der Kranke wurde mit einem Aufgusse des Raiz de Mato geheilt. Herr von *Humboldt* konnte von dieser nützlichen Pflanze weder Blüthe noch Frucht sehen, und sie also auch nicht bestimmen. Sie half übrigens. Der Gebissene war ein starker Mann, und befand sich, als er gebracht wurde, sehr übel. Er war bewufstlos zur Erde gestürzt; Ekel, Schwindel, Blutandrang zum Kopfe folgten auf die Ohnmacht; dennoch ward er wieder hergestellt.

Am 5. Mai war endlich die Pirogue im Canno de Pimichin eingetroffen, und die Reisenden machten sich auf den Weg, um dahin zu gelangen. Sie mufsten viele kleine Flüsse durchwaten, und hatten, der häufigen Schlangen wegen, grofse Vorsicht nöthig. In dem feuchten Schlamme sahen sie die Fufsstapfen einer kleinen Bärenart, die hier häufig ist. Sie unterscheidet sich an Gröfse von den Ursus americanus. Die Missionäre nennen ihn Osso cornicero, zum Unterschiede vom Osso palmero oder dem grossen Tamamdua (myrmecophaga jubata) und dem Osso hormigero oder Ameisenbär (fourmilles amandua); gegen diese Thiere, deren Fleisch eine gute Speise

ist, vertheidigen sich die zwei erstern, indem sie sich auf die Hinterfüfse stellen. Sie fanden einige lichte und an Pflanzen reiche Stellen im Walde, wo sie neue Arten der Coffea und Galega-Piscatorum entdeckten, deren sich die Indianer zur Betäubung der Fische bedienen, endlich auch die in diesen Gegenden unter dem Namen Vejuco de Mavacure bekannte Schlingpflanze, von der das berüchtigte Gift, Curare, herrührt. Wir werden weiter unten noch von diesem Gifte sprechen.

Die Bäume im Walde von Pimichin behalten ihre Höhe von 80 bis 120 Fufs. Gegen Abend trafen sie auf einem kleinen Meierhofe ein, der zunächst dem Landungsplätze von Pimichin lag. Man zeigte ihnen am Wege ein Kreuz, wo ein armer Kapuziner-Missionär von den Wespen getödtet worden ist. Die Wespen von Javita dürfen nicht mit jenen Engelchen auf der Silla von Caracas verwechselt werden. Sie sind nicht so gutartig, und in der heifsen Zone sind alle giftigen Insektenstiche gefährlicher, als in der gemäfsigten. Übrigens dürfte wohl zu dem Tode des armen Mönchs das feuchte Klima und die Erschöpfung eben so viel, als die Wespen beigetragen haben.

Der Hafen oder vielmehr Landungsplatz von Pimichin ist von kleinen Cacaopflanzungen umgeben, und auch hier sind diese kräftigen Bäume überall mit Blüthen und Früchten beladen. Sie fangen im vierten Jahre schon zu tragen an. Wo der Boden nicht sumpfig ist, ist er überall sandig und durch

wegs überaus fruchtbar. Da hier der Cacaobaum einheimisch ist, und die feuchte Luft des Orinoko ihm viel besser zusagt, als die immer trockner werdende zu Caracas, so ist es Schade, dafs dieser kostbare Zweig der Colonial-Wirthschaft nicht besser betrieben wird. Die Missionen allein könnten jährlich 50,000 Fanegas in den Handel liefern, die in Europa sechs Millionen Franken werth seyn würden.

Hier wächst auch die Igua, welche mit dem Alendron von Mariquitar und der Juvia vom Amazonenstrome die köstlichsten Mandeln Südamerika's liefert. Diese Wälder sind voll vegetabilischer Wunder, und jeder Schritt zeigt die Natur in neuer Herrlichkeit.

Sie verweilten die Nacht über in einer Hütte, die leer stand, und worin noch die Fischerwerkzeuge, Töpferwaaren, Palmmatten und alles Hausgeräthe der sorglosen Indianer war. Um die Hütte war ein grofser Vorrath des Mani, jenes wohlriechenden Harzes, dessen wir schon oben erwähnt haben, und das hier zum Betheeren der Schiffe gebraucht wird. Doch sogleich konnte die Hütte nicht in Besitz genommen werden, die Indianer mufsten erst die Schlangen daraus vertreiben, welche sich da einquartiert hatten. Zwei wurden getödtet. Sie waren schön, aber giftig, am Bauche weifs, auf dem Rücken aber braun und roth gefleckt. Man war die Nacht über nicht aufser Sorgen, da man die Hängematten nicht aufmachen konnte, und wirklich, als einer der Bedienten des Morgens sein Jaguarfell auf-

hob, entdeckte er, dafs er keineswegs allein geschlafen habe, denn eine grofse Schlange kroch hervor. Sie suchen die Wärme, diese Thiere. Am Magdalenenstrome war sogar eine solche Schlange in das Bett einer unserer Reisenden gekrochen, ohne ihn zu beschädigen. Herr von *Humboldt* meint, wenn die Nattern und Klapperschlangen so geneigt wären, den Menschen anzugreifen, als man glaubt, so müfsten mehrere Gegenden Amerika's, z. B. diese Wälder, unbewohnt bleiben.

Am 6. Mai ward endlich bei Sonnenaufgang die Pirogue wieder bestiegen. Der Boden der Pirogue war wohl dünner geworden, dennoch glaubte man mit ihr eine Fahrt an 300 Meilen den Rio Negro hinab, den Cassiquiare hinauf und wieder vom Orinoko bis Angostura herab machen zu können. Der Pimichin heifst hier ein Bach, hat aber die Gröfse der Seine bei Paris, den Tuillerien gegenüber. Er ist sehr stark an seinen Ufern bewachsen, so dafs nur ein Canal für die Schiffahrt bleibt, welche durch die vielen Krümmungen sehr verlängert wird. Nachdem sie auf diesem Flüfschen fünf Stunden hinabgeschifft hatten, gelangten sie in den Rio Negro.

Sechs und dreifsig Tage waren sie nun in einem engen Kahne eingeschlossen, unter den Beschwerden, die wir nach einander aufgezählt haben, herabgeschifft, um in den Rio Negro zu gelangen. Sie fuhren auf Flüssen, die den Krokodillen und Insekten anzugehören schienen; durch Landschaften, welche ein Erbgut der Affen, der Schlangen, der

Raubvögel, der Tapire, der Pakari und der Jaguare sind, und wo des Menschen Oberherrschaft nicht anerkannt wird, der sich hier in Nichts zu verlieren scheint. Ein Soldat, der ein verständiger Mensch war, hatte mit ihnen an dem Ufer des Flusses übernachtet, er hatte von den Sternen und von allen Naturgegenständen mit ihnen gesprochen, und schloſs also: »Was die Menschen betrifft, so glaube ich, es gibt deren dort eben gerade so wenig, als ihr solche auf dem Landwege von Javita nach dem Cassiquiare gefunden habt. Ich glaube in den Sternen, so wie hier, eine mit hohem Grase und mit einem Walde bewachsene Ebene zu sehen, durch die kein Strom flieſst.«

ACHTES BUCH.



Erstes Kapitel.

Fahrt auf dem Rio Negro. — Der Teufelstanz. — Reise bis zur Mission Franzesco Solano.

Der Rio Negro würde ein Strom ersten Ranges in jedem andern Welttheile seyn, hier aber, wo der Amazonen-Strom in ihm nur einen Zuflufs erkennt, gehört er zum zweiten Range. Seit dreihundert Jahren war er der Zankapfel zwischen der spanischen und portugiesischen Regierung, da ihn jede zu behaupten sich bemühte, und die Portugiesen durch seinen Besitz einen gebahnten Weg in das innere Guyanas gehabt haben würden. Die Völker, welche in Europa Nachbarn sind, wurden es auf eine seltsame Weise und beinahe in demselben Verhältnisse in Amerika. Aus dieser seltsamen Nachbarschaft entstanden Grenzstreitigkeiten, welche so lange fortdauerten, bis neue Verhältnisse eintraten, und in Amerika sich Staaten bildeten, die, wenn sie ihren eigenen Vortheil einsehen, gewifs etwas anders zu thun finden werden, als sich um einige Quadratmeilen Wildnifs die Hälse zu brechen.

Übrigens betritt man mit dem Rio Negro ein neues Flufssystem. Man hat die Theilungsgräte oder Wasserscheide (divortia aquarum) überschritten, und alle die Flüsse ergiefsen ihre Wässer nun nicht mehr

in den Orinoko, sondern in den Amazonenstrom. Beide Systeme werden durch die berühmte Gabeltheilung des Orinoko, deren ein Arm der Cassiquiare ist, verbunden. Die dem zweiten Bändchen beigefügte Charte wird meinen Lesern ein Bild von den Wasserverzweigungen darstellen.

Sobald unsere Reisenden aus dem Pimichin in den Rio Negro gekommen waren, sahen sie auch sogleich die Mission von Maroa. Dieses Dorf ist von 150 Indianern bewohnt, und hat ein überraschend nettes Aussehen von Gedeihen und Wohlstand. Sie kauften hier etliche schöne Arten lebendiger Tukans (piapoco), eines kühnen Vogels, der, wie unsere Raben, viel Verstand entwickelt. Sie kamen hierauf bei den Mündungen der Flüsse Aquio und Tomo vorbei. Letzterer begünstigt die geheimen Verbindungen mit den Portugiesen. Der Tomo nähert sich in seinem Laufe dem Rio Guaicia, und die Mission von Tomo erhält dadurch zuweilen einen Zuwachs von Indianer-Flüchtlingen vom Unter-Guainia. Der Missionär *Zea* erzählte bei dieser Gelegenheit, wie die Indianer von Tomo und Maroa einst in einen grofsen Aufstand geriethen, als sie gezwungen werden sollten, den berüchtigten Teufelstanz vorzunehmen.

Der Missionär hatte nämlich den unklugen Einfall gehabt: die Ceremonien, durch welche die Piachen, die gleichzeitig Priester, Ärzte und Zauberer sind, den bösen Geist *Jolociamo* beschwören, auf eine possierliche Art nachahmen zu lassen. Er

glaubte seine Neubekehrten dadurch auf eine treffliche Art überzeugen zu können, daſs der Teufel nun weiter keine Gewalt über sie habe. Etliche den Zusagen des Missionärs vertrauende Indianer waren bereit, die Rolle des Teufels zu übernehmen; sie hatten zu dem Ende schon Jaguarfelle mit langen Schleppschwänzen angezogen, und sich mit schwarzen und gelben Federn geschmückt. Der Platz vor der Kirche ward mit den Soldaten der Mission umstellt, damit das Vorhaben der Ordensmänner desto leichter Eingang finden möchte. Die Indianer, welche dem Erfolg dieses Tanzes und der Ohnmacht des bösen Geistes nicht recht trauten, wurden dem Feste beizuwohnen genöthigt. Nun aber gewann die Partei des alten Aberglaubens die Oberhand, Schrecken bemächtigte sich ihrer und Jedermann wollte *al monte* fliehen, so daſs der Missionär sein Vorhaben, den Dämon des Landes zu verspotten, auf gelegenere Zeit zu verschieben für gut fand. Das Unternehmen des Missionärs ist um so seltsamer, als sich alle Missionäre bemühen, die Todtentänze, die Tänze der heiligen Trompete, den Schlangentanz, den Gueti auszurotten, in denen die listigen Thiere dargestellt werden, welche vom Walde herkommen, und mit dem Menschen trinken, um sie zu betrügen und ihnen ihre Weiber zu rauben.

Nach einer zweistündigen Fahrt waren sie in der Mission Davipe eingekehrt, wo sie der Missionär mit Madera bewirthete. Ein Stück Weizenbrot wäre ihnen jedoch viel lieber gewesen. Der Nordländer

vermifst in diesen Gegenden das Brot aus Getreide mehr, als die geistigen Getränke. Der Madera Wein wird durch die Portugiesen den Rio Negro herauf gebracht. Die Missionäre, welche nicht sehr in der Geographie bewandert sind, wufsten nicht, ob sie sich des Madera bei der Messe bedienen dürften, denn da Madera im spanischen auch Holz bedeutet, so glaubten sie der Madera-Wein dürfte der Holzsaft irgend eines Baumes, wie der Palmwein, seyn. Sie verlangten daher vom Pater Guardian Aufschlufs, ob der Vine de Madera Traubenwein oder Baumsaft sey? Gleich im Anfange der Eroberung ward die Frage aufgeworfen, ob man sich eines gegohrnen Baumsaftes zur Communion bedienen dürfe? Sie ward, wie natürlich, mit Nein beantwortet.

In Davipe wurden Speisevorräthe gekauft, vorzüglich Hühner und ein Schwein, welches letztere die Indianer, welche schon seit mehreren Tagen kein Fleisch gegessen hatten, kaum erwarten konnten, dafs es gebraten würde. Sie trieben daher so sehr zur Abreise, dafs Herr von *Humboldt* kaum im Pfarrhofe die Vorräthe von Mani-Harz und dem Tauwerke untersuchen konnte, welches aus dem Palmbaume, Chiquichiqui, verfertigt wird. Dieses Tauwerk verdiente auch in Europa bekannt zu seyn, denn es ist leichter und dauerhafter, als das hänfene. Es war ein Weifser, ein Officier, *Don Antonio Santos*, der auf seiner Reise zur Erforschung des Parime-Sees, im Lande berühmt geworden ist, welcher die Blattstiele des Chiquichiqui zu Stricken

zu benutzen gelehrt hat. Dieser Officier ist auch der einzige Weifse, welcher von Angostura zum Grofspara auf dem Landwege von Rio Caroni zu demjenigen des Rio Branco gelangt ist. Er hatte die Verfertigung des Tauwerkes in den portugiesischen Colonien erlernt, und in Guiana eingeführt. Etwas davon wird nach den Antillen ausgeführt, und in Angostura um 50, 60 vom Hundert wohlfeiler, als das hänferne verkauft. Weil jedoch nur junge Palmbäume dafür benutzt werden können, so müfsten dieselben angepflanzt und cultivirt werden.

Gleich oberhalb Davipe nimmt der Rio Negro einen Arm des Cassiquiare auf. Das Daseyn dieses Arms ist sehr merkwürdig. Dieser Arm des Cassiquiare geht nordwärts von Vasira aus unter dem Namen Itinivini, und nachdem er eine flache, völlig unbewohnte Landschaft in einer Länge von 28 Meilen durchzogen hat, ergiefst er sich in den Rio Negro, unter dem Namen Rio Conorichite. Der Rio Negro ist hier 120 Toisen breit, und es wird seine Masse durch die weifsen Gewässer vermehrt. Obgleich die Strömung des Conorichite sehr schnell ist, so wird doch die Schiffahrt von Davipe nach Esmeralda, um drei Tagereisen abgekürzt. Diese doppelte Einmündung des Cassiquiare kann um so weniger befremden, wenn man bedenkt, dafs die meisten amerikanischen Strömungen bei ihrer Einmündung Delta's bilden. Auf solche Art gehen der Rio Branco und der Rio Jupura durch zahlreiche Arme in den Rio Negro und in den Amazonenstrom über. Beim Über-

gange des Jupura in den Rio Negro zeigt sich jedoch eine noch viel merkwürdigere Erscheinung. Ehe nämlich der Rio Negro in den Amazonenstrom abfliefst, gibt er, welcher doch der Hauptsammler ist, drei verschiedene Arme, die den Namen Uaranapu, Manhama und Avateparana führen, dem Jupura ab, welcher doch wieder nur ein Zuflufs des Rio Negro ist. Welch eine seltsame Durchkreuzung dieser Flufsnetze und natürlichen Canäle! Man überläfst sich mit einer Art Wohlbehagen den Träumen, welche die Zukunft uns enthüllen, und uns hier das Bild einer zahlreichen geschäftigten Bevölkerung darstellen, welche die Produkte ihres so überaus reichen Landes auf diesen Canälen verführen wird. Man sieht im Geiste die Mosquitos vertrieben, die Luft gereinigt, den Boden sorgfältig angebaut, die Achseln der Ströme mit zahlreichen Handelsstädten besetzt und ein glückliches Volk Friede und Überflufs geniefsen.

Leider bieten diese Gegenden nur traurige Erinnerungen dar. Hier war es, wo die Portugiesen den Sclavenhandel mit den Eingebornen trieben, und diese als Vieh jagten und als Waare verhandelten. Der Grenzzug des *Solano* hat diesem Handel 1756 ein Ende gemacht. Es hatten zwar schon *Carl* V. und *Philipp* II. Gesetze erlassen, wo unter Androhung des Verlustes aller Ämter und 2000 Piaster Geldbufse die Glaubensbekehrung der Landeseingebornen durch gewaltsame Mittel und der Gebrauch der Soldaten gegen sie untersagt wurde.

Allein so gewifs ist es, dafs die wohlthätigsten Gesetze und die menschenfreundlichsten Verordnungen der Machthaber nichts vermögen, wo die angedrohten Folgen ohne Erfüllung bleiben. Jedem Gesetze mufs die Genugthuung gewifs seyn, und jeder mufs überzeugt seyn, im Übertretungsfalle der angedrohten Strafe auf keine Weise entgehen zu können. Da die Hand der Regierung von Madrid hier gar nicht gefühlt werden konnte, so verloren auch die Worte alle Bedeutung. Die Cariben, ein kriegerisches und handeltreibendes Volk, erhielten von den Portugiesen und Holländern Messer, Angeln, Spiegel und allerlei Glaswaaren. Sie reizten die armen Indianer zu gegenseitigen Befehdungen an, kauften ihnen die Gefangenen ab, und führten mit diesen zugleich noch andere hinweg, deren sie sich durch List oder Gewalt bemächtigt hatten. Sie hatten dann nur die Sorge, die Armen an die Portugiesen zu überliefern, welche sie dann über die brasilischen Grenzen brachten.

Bei Sonnenuntergang kam die Pirogue mit unsern Reisenden auf der Insel Dapa an, welche mitten im Flusse eine sehr malerische Lage hat. Zu ihrem gröfsten Erstaunen fanden sie hier bebautes Land, und auf einem kleinen Hügel eine indische Hütte. Vier Eingeborne safsen um ein Feuer, und afsen eine Art weifsen, schwarzgefleckten Teig, der die Neugierde der Reisenden nicht wenig in Anspruch nahm. Was meinen nun meine Leser, was dieses für eine Speise gewesen seyn mag? Nichts anders,

als — Ameisenkuchen! Es werden dazu eine grofse Art Ameisen, Vachacos genannt, deren Hintertheil einem Fettklumpen gleicht, gesammelt; sie werden gedörrt und geräuchert, und unter den Teig gemengt. Es hingen mehrere Säcke dieser Kostbarkeit um das Feuer. Die guten Leute achteten nur wenig auf die Fremden. In der Hütte fanden sich noch vierzehn Personen, die in völlig über einander geschichteten Hängematten lagerten. Als der Pater *Zea* eintrat, hatten die Indianer grofse Freude; sie sind überhaupt mehr den Mönchen, als Soldaten zugethan. Zwei junge Weiber stunden sogleich auf, um Cassave-Torten zu bereiten. Auf die Frage: ob der Boden der Insel fruchtbar sey, antworteten sie, der Manioc gedeihe zwar nicht sonderlich, aber es wäre gutes Ameisenland, und sie hätte an Lebensmitteln keinen Mangel. Diese Ameisen liefern wirklich ein kräftiges Nahrungsmittel für die Einwohner am Rio Negro. Als die Cassave-Torten bereit waren, liefs der Pater *Zea* sich einen Sack mit geräucherten Vachacos geben, mischte die zerquetschten Insekten dem Manioc-Mehle bei, und lud nun die Europäer ein, diese Mischung zu kosten. Sie schmeckten wie Brotkrumen mit ranziger Butter; demnach konnten sie in das Lob dessen, was die Missionäre einen vortrefflichen Ameisenteig nannten, nicht einstimmen.

Da der Regen gewaltig fiel, so flüchtete sich alles in die Hütte, welche nun genugsam bewohnt war. Die Indianer schliefen von 8 Uhr Abends bis 2 Uhr

Morgens, von dieser Zeit an plauderten sie und schürten ihr Feuer an.

Den folgenden Tag kamen sie nach zwölf Stunden angestrengter Fahrt in San Carlos del Rio Negro an. Diese Festung liegt unter 1°, 54′ 11″ N. Br. Hier wurden sie nach langer Zeit wieder bei einer weltlichen Person einquartirt, nachdem sie bisher immer bei den Missionären wohnten. Es war hier ein Commandant, Milizlieutenant, der das Fort zu bewachen hatte. Von der Gallerie des Hauses genoſs man einer schönen Aussicht über drei sehr lange und mit dichter Vegetation bewachsene Inseln. Der Strom läuft hier so schnurgerade von Norden nach Süden, daſs man glaubte, er sey durch Menschenhände gegraben worden; aber wegen des allezeit bewölkten Himmels erhält die Landschaft ein ernstes und düsteres Aussehen. Im Dorfe fanden sich mehrere Stämme der Juvia, dieses majestätischen Gewächses, von dem die dreieckigen Mandeln herkommen. Dieses Gewächs ist unter dem Namen Bertoletia excelsa bekannt gemacht worden; es hat schon im achten Jahre eine Höhe von 30 Fuſs. Die Besatzung besteht aus siebenzehn Mann, wovon zehn zum Schutze der benachbarten Mission detachirt waren. Die Luft ist hier so feucht, daſs kaum vier Flinten zum Feuern tauglich waren. Die Portugiesen haben an eben dieser Grenze eine Festung: San Jose de Maravitanos, und in ihr 25 bis 30 besser bekleidete und besser bewaffnete Soldaten zur Besatzung. Das Fort San Carlos liegt dem Castello de San Fe-

lipe gegenüber, welches ein viereckiges, aus Backsteinen erbautes Gebäude ist, in dem sich sechs Feldstücke befanden. Der Commandant trug Bedenken, diese gewaltigen Festungswerke Herrn *Bonpland* zu zeigen, weil sie zwar die Erlaubnifs hätten, Berge zu messen und Höhen zu bestimmen, und überall trigonometrische Arbeiten vorzunehmen, aber nicht feste Plätze zu besehen. Aber *Don Nicolas Soto* war als spanischer Officier glücklicher, und erhielt die Erlaubnifs, über den Flufs zu setzen, wo er denn auf einer abgeholzten Ebene den Anfang zu einer Erdfestung fand, welche, wenn sie vollendet gewesen wäre, eine Besatzung von 500 Mann bedurft hätte. Es ist jedoch weiter nichts, als ein Viereck mit einer fünf Fufs hohen Brustwehr und einem kaum sichtbaren Graben. Zwei Bastionen auf der Flufsseite können vier bis fünf Stücke aufnehmen. Das ganze Werk enthält vierzehn gröfstentheils demontirte Kanonen, die von zwei Mann bewacht wurden. Um das Fort stehen einige indianische Hütten, welche die Dorfschaft San Felipe genannt werden. Nach dem Abendläuten ward Bericht erstattet, und dem Commandanten im ganz ernsthaften Tone gemeldet, dafs alles um die Festung her ganz ruhig zu seyn scheine. Es erinnert dieses an die afrikanischen Faktoreien, welche in ihren zum Schutze erbauten Fortins ebenfalls vier bis fünf Mann Besatzung haben. Die Soldaten befinden sich hier eben so übel, wie in den afrikanischen Faktoreien; sie werden schlecht gekleidet und genährt

und erhalten keinen Sold in Geld, sondern alle Bedürfnisse liefern die Officiere für grofse Preise. In Angostura ist die Besorgnifs, in die Grenzörter versetzt oder vielmehr dahin verbannt zu werden, so grofs, dafs man die gröfste Mühe hat, die nöthigen Rekruten zu erhalten. Die Lebensmittel sind hier sehr theuer, weil an den Ufern des Rio Negro nur wenig Manioc und Pisang gepflanzt wird, und der Strom, wie alle schwarzen und klaren Wässer, fischarm ist. Die meisten Vorräthe kommen aus den portugiesischen Besitzungen am Rio Negro, wo unter den Indianern Arbeitsfleifs und Wohlstand herrschen.

Wenn einst die Ausrottung der Wälder die Feuchtigkeit der Luft und die schädlichen Insekten vermindern wird, dann wird auch Fruchtbarkeit in diesen Ländern einheimisch werden. Gegenwärtig gedeiht der Mais beinahe gar nicht, der Tabak, welcher sehr geschätzt ist, wird nur an Stellen gepflanzt, wo altes Mauerwerk und verlassene Hütten sich finden. Der frisch abgeholzte Boden ist zu wässerig und scheint ohne Kraft zu seyn. In der Nähe der Dorfschaften Maroa, Davipe und Tomo wächst der Indigo wild; einst wird jedoch unter einer zweckmäfsigeren Verwaltung der Indigo, Caffee, Cacao, der Mais und der Reis in Menge gedeihen. Man hätte von hier aus an die Küste Brasilien's auf dem Amazonenstrome eben so schnell gelangen können, als zurück an die Küsten von Caracas. In San Carlos vernahmen die Reisenden jedoch, dafs

der politischen Verhältnisse wegen, es in diesem Augenblicke sehr schwierig seyn würde, aus den spanischen in die portugiesischen Besitzungen zu gelangen. Erst nach ihrer Rückkehr nach Europa erfuhren unsere Freunde jedoch den ganzen Umfang der Gefahr, welcher sie eine solche Reise ausgesetzt haben würde. In Brasilien wufste man vielleicht aus Zeitungen, deren wohlmeinende Geschäftigkeit ihnen öfter nachtheilig wurde: dafs sie den Rio Negro beschiffen und den natürlichen Canal besichtigen wollten, der zwei Flufssysteme verbindet. Bisher hatte man nur in den Händen der Grenz-Commissäre Instrumente gesehen, und die Unterbeamten der portugiesischen Regierung begriffen nicht, wie ein vernünftiger Mensch sich langen Reisen aussetzen könnte, um Ländereien zu messen, die nicht sein Eigenthum sind. Man hatte also Befehle ertheilt, sich der Person der Reisenden, ihrer Instrumente, und der besonders für die Sicherheit des Staates so gefährlichen Verzeichnisse astronomischer Beobachtungen zu bemächtigen. Man wollte sie auf dem Amazonenstrome nach Grand-Para und von da nach Lissabon senden. Das Ministerium zu Lissabon hatte freilich, sobald es von dem unberufenen Diensteifer seiner Unterbeamten in Kenntnifs gesetzt wurde, die gemessensten Befehle ertheilt: die Arbeiten der Reisenden nirgends zu stören, sondern sie vielmehr auf alle Weise zu begünstigen, wofern sie, wo immer, durch die portugiesischen Provinzen ihren Weg nehmen würden. Dieses war nun recht schön,

nur würde diese Sorgfalt eines aufgeklärten Ministeriums vermuthlich zu spät gekommen seyn.

Sie verweilten in San Carlos drei Tage und setzten am 10. Mai ihre Reise fort, um sie bis zur Einmündung des Cassiquiare fortzusetzen, und alsdann über diesen Flufs, der den Orinoko mit dem Amazonenstrome vereinbart, Untersuchungen anzustellen. Obwohl der Himmel heiter war, so verdunkelte er sich doch gleich wieder, als die Sonne anstieg. Dieser beständig trübe Himmel betrübte die Reisenden sehr. Dem Herrn *Bonpland* gingen seine sämmtlichen Pflanzen zu Grunde, und Herr von *Humboldt* fürchtete durch die beständigen Nebel den Zweck seiner Reise, nämlich die astronomische Bestimmung der Vereinigungspunkte des Cassiquiare mit dem Rio Negro und Amazonenstrome zu verlieren. Blieb der Himmel bedeckt, und ward kein Stern sichtbar, so war der Zweck seiner Reise verfehlt, und alle Beschwerden vergeblich erduldet. Die Reisegefährten hatten gewünscht, auf dem kürzesten Wege durch die kleinen Flüsse zurück zu kehren. Herr von *Humboldt* und *Bonpland* zogen es aber vor, dem Reiseplane getreu zu bleiben. Von San Fernando de Atabapo bis San Carlos hatten sie bereits 180 Meilen zurückgelegt gehabt, indem sie durch den Cassiquiare in den Orinoko zurückkehrten, sollten sie abermal 320 Meilen zu Wasser machen. Auf diesem Wege mufsten sie zehn Tage gegen die Strömung kämpfen, dann ging es den Orinoko abwärts. Der Pilote verhiefs ihnen

auch Sonne und die grofsen Sterne, welche die Sonne fressen, sobald sie die schwarzen Gewässer verlassen hätten. Es ward also der Plan beharrlich ausgeführt, und glücklich brachten die weifsen Gewässer heitern Himmel, Sterne, — Mosquitos und Krokodille.

Jetzt fuhren sie zwischen den Inseln Zaruna und Mini durch, die mit dichtem Pflanzenwuchse bedeckt sind, und nachdem sie die Rapides der Piedra de Vicunar angestiegen waren, gelangten sie, acht Meilen von San Carlos, an den Cassiquiare.

Auf dem Felsen Uinumane, der Insel Chamanare gegenüber, am Rande der Wasserfälle, fanden sie einige Flechten, und weil der Cassiquiare sich nahe bei seiner Mündung plötzlich von Ost gegen Südwest dreht, so sahen sie hier zum ersten Male diesen majestätischen Arm des Orinoko in seiner ganzen Breite. Er hat, der allgemeinen Ansicht der Landschaft zufolge, viele Ähnlichkeit mit dem Rio Negro. Wie im Flufsbette dieses letzteren, dehnen die Bäume sich auch dort bis an's Gestade aus, und bilden da einen dichten Wald; aber der Cassiquiare hat weifse Gewässer und wechselt öfter seine Richtung. In der Nähe der Rapides von Uinumane erscheint er beinahe breiter, als der Rio Negro, und bis oberhalb von Vasiva ward er überall 250 bis 280 Toisen breit gefunden. Ehe sie bei der Insel Garigave vorbei kamen, bemerkten sie nordöstlich fast am Horizonte einen Hügel mit halbkugelförmigem Gipfel. Diese Form ist unter allen Zonen den Granitbergen

eigenthümlich. Erst weiter östlich aber findet sich ein zusammenhängendes Gebirge. Südwärts der Raudales von Caravine nähert sich der Cassiquiare abermals in der Krümmung seines Laufes dem Fort San Carlos. Von San Carlos bis zur Mission Franzisco Solano beträgt der Weg nur dritthalb Meilen zu Lande, zu Wasser aber sieben bis acht. In der vergeblichen Hoffnung, einen Stern zu sehen, brachte Herr von *Humboldt* einen Theil der Nacht im Freien zu.

Die am linken Ufer des Cassiquiare gelegene Mission von San Franzisco Solano erhielt ihren Namen zu Ehren des schon öfter erwähnten zweiten Befehlshabers des berühmten Grenzzuges, der die Grenzen berichtigen, und zum Schutze derselben Missionen und Forts anlegen sollte. *Solano* ist übrigens nicht über San Fernando de Atabapo hinausgekommen, und hat diese Gegenden, in denen sie jetzt verweilten, nie gesehen. Zur Zeit dieses Grenzzuges wurden Dörfer angelegt, nach Mafsgabe, wie ein Corporal mit seinen Leuten vorrückte. Ein Theil der Landeseingebornen zog sich, um unabhängig zu bleiben, zurück; andere, deren mächtigste Häuptlinge gewonnen waren, schlossen sich den Missionen an. Wo keine Kirche war, begnügte man sich, ein grosses Kreuz von rothem Holze aufzurichten, und neben dem Kreuze eine Casa fuerte zu bauen, das will sagen, ein Haus, dessen Wände aus grofsen, wagerecht über einander liegenden Balken bestunden. Dieses Haus hat zwei Stockwerke; im obern waren

zwei Sturmböller oder Kanonen von kleinem Kaliber aufgestellt; im Erdgeschosse wohnten zwei von einer indischen Familie bediente Soldaten. Diejenigen unter den Eingebornen, mit denen man in Frieden lebte, legten ihre Wohnungen unweit der Casa fuerte an. Von den Soldaten wurden sie durch den Schall eines Horns oder einer botudo aus gebrannter Erde zusammengerufen, wenn ein feindlicher Angriff zu fürchten war. Auf diese Art wurden die angeblichen neunzehn Dörfer oder christlichen Niederlassungen, durch den *Antonio Santos* auf dem Wege von Esmeralda nach Erevato gestiftet.

Zu San Franzisco trafen sie zwei Indier an, die zwei Völkern angehörten, den Pacimonales und den Cheruvichahenas. Obwohl die letztern vom Rio Negro herkamen, so konnte man doch von ihnen keine Auskunft über die Quellen des Rio Negro erhalten, weil sie den Sinn der Frage nicht begriffen. Man kaufte hier zwei schöne grofse Vögel, den Toucan und Ana, eine Art Aras, von 17 Zoll Länge, über den ganzen Körper purpurroth, wie der P. Macao. Sie hatten nun ein wahres Paradies in der Pirogue. Sieben Papageien, zwei Manakins, einen Motmot, zwei Guans oder Pavas de Monte, zwei Manaviris (Vivera caudivolula) und acht Affen, Summa vier und zwanzig. Es beschwerte sich aber auch, wiewohl leise, der Pater *Zea*, über den täglichen Wachsthum dieser Reisegefährten. Der Toucan ist in seiner Lebensweise und an Verstand dem Raben gleich, ein kühnes und leicht zähmbares Thier.

Sein langer und starker Schnabel dient ihm als Waffe. Er will Herr im Hause seyn, stiehlt, was ihm erreichbar ist, badet sich oft und fischt gerne am Flufsufer. Dieser Toucan war noch sehr jung, und hatte auf der ganzen Reise ein eignes Vergnügen, die finstern und zornigen Cusicusis oder Nachtaffen zu necken. Es fand Herr von *Humboldt* nicht bestätigt, was einige naturhistorische Werke behaupten, dafs der Toucan, um seine Speise zu verschlingen, dieselbe erst in die Höhe werfen müsse. Man mufs überhaupt gegen die Geschichtchen und Thier-Anekdoten, womit die gewöhnlichen Naturgeschichten ausgeschmückt sind, eben so auf der Huth seyn, wie gegen die Wundermährchen alter Reisebeschreibungen. Sie sind gewöhnlich fremde Zuthat, und verschwinden bei genauer Untersuchung. So ist es auch, was vom Toucan erzählt wird, er müsse allezeit die Speise mit dem Schnabel fassen, über sich in die Höhe werfen, den Schnabel weit öffnen und so seinen Frafs sich in den Schlund fallen lassen. Das Wahre ist, er fafst nur mit Mühe von der Erde die Speise mit seinem sehr grofsen Schnabel auf, hat er sie aber einmal gefafst, dann hält er nur den Schnabel in die Höhe, und hält ihn senkrecht, so lange das Niederschlucken dauert. Beim Trinken macht er nicht weniger seltsame Geberden. Die Mönche sagen: er schlage über dem Wasser das Zeichen des Kreuzes, und dieser Volksglaube hat ihm bei den Creolen den wunderlichen Namen *di ostedé* (Gott vergelt dir's) gegeben.

Die meisten der Thiere waren in kleine Korkkäfige eingeschlossen, andere liefen in der ganzen Pirogue frei umher. Wenn es nun zu regnen drohte, so erhoben die Aras ein abscheuliches Geschrei; der Toucan strebte zum Fischfange an's Ufer hin, die kleinen Titis-Affen suchten den Pater *Zea* auf, um sich in den weiten Ärmeln seines Ordenskleides zu bergen. Die burlesken Auftritte wiederholten sich öfter, und belustigten so, dafs sie die Plagen der Mosquitos darüber vergafsen. Des Nachts, wenn man im Freien bleiben mufste, kam in die Mitte der lederne Proviantkasten zu stehen, neben ihm die Instrumente und die Käfige mit den Thieren, ringsum die Hängematten der Herren und aufsen die der Indianer. Den Aufsenkreis bildeten alsdann die Feuer, welche als Schutz gegen die Jaguare angezündet wurden. So brachten sie die Nächte am Cassiquiare zu.

Zweites Kapitel.

Die Menschenfresser. — Fahrt bis Mandavaca.

Am 11. Mai verliefsen sie ziemlich spät die Mission San Franzisco Solano, um eine nur kleine Tagreise zu machen, weil man immer auf heiteres Wetter hoffte. Wirklich fingen auch die Wolken an aus der allgemeinen Dunstschichte in bestimmte Gestalten überzugehen, und ein schwacher Ostwind in den obern Luftregionen liefs ihnen Hoffnung schöpfen,

kommende Nacht einen Stern durch den Meridian gehen zu sehen. Sie fuhren wieder bei mehreren Flufsmündungen vorbei, südwärts bei dem Canno Daquiapo, nordwärts bei dem Guachaparu und einige Meilen weiter die Rapides von Cananivacari. Sie landeten hier, und wenige Schritte vom Ufer fand Herr *Bonpland* einen prächtigen Stamm der Bertholetia excelsa. Dieses köstliche Gewächs, welches jene süfsen und überaus fetten dreieckigen Mandeln liefert, hatten die Reisenden am Cassiquiare nicht vermuthet. Wahrscheinlich ist er nur der Vorläufer einer ganzen Waldung dieser Bäume, die sich hier im Lande befindet.

Einige Meilen weiter entdeckt man Felsen von höchst seltsamer Gestaltung. Zuerst eine Mauer bei achtzig Fufs hoch, und senkrecht abgeschnitten, hernach am südlichen Ende dieser Mauer zwei Thürmchen, deren zweite Grundschichten fast wagerecht liegen. Man glaubt Trümmer eines alten Gebäudes zu sehen. Es scheinen diese Klippen in dem alten Binnenmeere, welches diese Ebenen einst dargestellt haben, Eilande gewesen zu seyn, oder sind diese Granitthürme durch elastische Kräfte im Innern des Planeten emporgehoben worden? (Sind es nicht alle Urgebirge auch?) Es mag erlaubt seyn, über die Entstehung der Berge auch ein wenig zu träumen, wenn man die Vertheilung der mexikanischen Vulkane und Trachyt-Gipfel auf einem ausgedehnten Erdrisse gesehen hat; wenn man in den südamerikanischen Anden, in der gleichen Kette, Urgebirg

und vulkanisches Gebirg an einander gereiht sah, und wenn man sich jener Insel von drei Meilen Umfang und aufserordentlicher Höhe erinnert, die in unsern Tagen nahe bei Unalaschka aus dem Meeresgrunde emporgestiegen ist.

Die Ufer des Cassiquiare sind geschmückt mit herrlichem Baumwuchs, der seine Zierde durch die häufigen Chiriva-Palmen erhöht sieht, welche gefiederte und amUntertheile silberfarbneBlätter haben. Die Nacht verhiefs Sterne, und man bivouakirte nahe bei einem abenteuerlichen Granitfelsen, der Piedra de Culimucare genannt wird. Diese Bemerkung ist nothwendig für die astronomischen Beobachtungen. Denn da der Mensch hier ohne Spuren hinter sich zu lassen, vorübergeht, so müssen die Naturbeobachtungen bei solchen Naturdenkmälern gemacht werden, die der Flüchtigkeit menschlicher Werke nicht ausgesetzt sind. Es gelang diese Nacht eine gute Breitenbeobachtung im Alpha des Südkreuzes zu erhalten, die Länge konnte nicht eben so gut mittelst der zwei schönen Sterne zu den Füfsen des Centaurs beobachtet werden. Der Felsen von Culimucari liegt sehr genau unter 2°, 0′ 42″ N. Br. und wahrscheinlich 69°, 33′ 50″ W. L. von Paris. Diese Beobachtungen sind für die Grenzbestimmungen zwischen Columbien und Brasilien wichtig. Die Grenz-Commissarien nehmen gewöhnlich den Aequator zur Grenze an, und die meisten Charten zeigen das portugiesische Fort südlich vom Aequator. Die Beobachtungen des Herrn von *Humboldt* zeigen aber, dafs

es 25 Meilen nördlich vom Aequator liegt, San Carlos aber nicht 0°, 53′, sondern vielmehr 1°, 53′ 42″ N. Br. zu suchen ist.

Bei der Fortsetzung ihrer Fahrt, am 12. Mai, empfanden sie die Mosquitosplage um so heftiger, je weiter sie sich vom Rio Negro entfernten. Im Thale des Cassiquiare fanden sich zwar keine Zacundos, aber desto mehr Simulien und alle andern giftigen Insekten der Schnakenfamilie; zudem war die Strömung des Flusses heftig, und erlaubte, bei der gröfsten Anstrengung, nur kleine Tagreisen zu machen, so dafs sie oft vierzehn Stunden brauchten, um drei Meilen zurückzulegen. Bei Sonnenaufgang kamen sie bei der Mündung de Pacimoni vorbei, der in einem Berglande entspringt und schwarzes Wasser führt; noch schwärzer ist das des Vasiva-Sees, der sich auch in den Cassiquiare ergiefst; zwischen beiden schwarzen Wässern ergiefst sich auch der Rio Idapa mit weifsem Wasser.

Sie kamen nun in der Mission Mandavaca an. sie zählt sechzig Landeseingeborne. Der Zustand dieser christlichen Ansiedlung ist so elend, dafs auf der ganzen Länge des Cassiquiare von 50 Meilen keine 200 Einwohner angetroffen werden. Diese nähren sich den gröfsten Theil des Jahres hindurch von jenen grofsen Ameisen, deren oben gedacht wurde, also eigentliche Myrmecophagen. In Mandavaca trafen sie den alten guten Missionär, der nun schon zwanzig Mosquitos-Jahre in den Wäldern des Cassiquiare zugebracht hatte, und dessen Schenkel der-

maſsen von Insektenstichen getigert worden, daſs die eigentliche Hautfarbe unkenntlich geworden war. Er sprach von seiner traurigen Lage und Verlassenheit und der Nothwendigkeit, in den beiden Missionen von Mandavaca und Vasiva die gräulichsten Verbrechen ungestraft lassen zu müssen. So hatte in Vasiva ein Alcalde seine Frau gefressen, nachdem er sie zuvor in seiner Hütte gut genährt und gefüttert hatte. Die Sucht in Guiana, einander zu fressen, erwacht oft, nachdem sie lange in den Missionen geschwiegen und geschlummert hat. Nachstehender Vorfall hatte sich zu Esmeralda wenige Monate vor der Ankunft unserer Freunde ereignet. Ein Indianer aus der Waldgegend, hinter dem Duida gebürtig, unternahm eine Reise mit einem andern Indianer, welcher früher an den Gestaden des Ventuari von den Spaniern war gefangen genommen worden, seither aber im Dorfe, oder wie man hier sagt, unter dem Glockenschalle ruhig gelebt hätte. Der letztere litt am Fieber und mochte darum nur langsam fortkommen. Der Reisegefährte, über die Zögerung ärgerlich, schlug ihn todt, und verbarg den Leichnam in der Nähe von Esmeralda. Dieses Verbrechen wäre nun wohl unentdeckt geblieben, hätte der Mörder nicht folgenden Tag ein Gastmal zu geben unternommen. Er wollte seine Kinder, die in der Mission erzogen und Christen geworden waren, bereden, mit ihm einige Stücke des Leichnams zu holen. Die Kinder wollten nicht, es entstand Streit, und dieser brachte die That zur Kenntniſs

des Soldaten, der in der Mission postirt war. Die abscheuliche Sitte, einander zu fressen, und die damit verbundene Gewohnheit, Menschenopfer zu bringen, wird leider in allen Weltgegenden angetroffen, und zwar unter Menschen verschiedener Abstammung und Cultur. Es rechnen sich's viele, eben nicht ganz rohe Völker, zur Ehre, ihre Gefangenen aufzuspeisen. Dieser Gedanke erregt in dem gesitteten Menschen Abscheu und Schauder vor sich selbst. Es ist diese Sucht nach Menschenfleisch nicht Folge natürlicher Wildheit, denn die Erfahrung hat gelehrt, dafs die Anthropophagen-Völker die ersten Stufen der Cultur schon erreicht hatten, und ganz Wilde keine Menschenfresser sind. Dieses wahrhafte Laster (denn das ist der rechte Name für diese abscheuliche Sitte) ist Folge menschlicher Verkehrtheit und Ausartung. Eben der Halbgebildete ist's, der mit ausschweifender Phantasie an allen Genüssen künstelt, und die Unruhe seines Innern durch solche Extravaganzen zu beruhigen sucht. Man betrachte nur die Wollüste der Trunkenheit und sinnlicher Ausschweifungen der ungebildeten unter den gebildeten Nationen, und man wird den Cannibalismus darin nicht verkennen.

Die Verkehrtheit des Sinnes zeigt sich dem Psychologen auch in dem folgenden Ereignisse. In der Pirogue des Herrn von *Humboldt* befand sich ein flüchtiger Indianer vom Rio Guaisia, der sich innerhalb weniger Wochen so weit ausgebildet hatte, dafs er den Reisenden bei der Aufstellung ihrer In-

strumente Hülfe leisten konnte. Er schien so sanft und verständig, und Herr von *Humboldt* schien geneigt, ihn in seinen Diensten zu behalten. Mit grossem Bedauern aber erfuhren sie von ihm in einem durch den Dolmetscher stattgefundenen Gespräche: das Fleisch der Marimondes-Affen, wenn es gleich schwärzlich aussehe, schmecke ihm wie Menschenfleisch. Er versicherte: seine Verwandten halten am Menschen, wie an dem Affen, das Innere der Hände für den gröfsten Leckerbissen. Während dieser Erzählung drückten seine Geberden eine wilde Fröhlichkeit aus. Sie fragten den Indianer, der sonst sehr sanft und bescheiden war, ob er wohl auch jetzt noch Lust hätte, von Cheruvichahena-Indianern ein Stück zu speisen. Er antwortete ganz ruhig: weil er in der Mission sich aufhalte, werde er nichts anders essen, als was er die Padres essen sehe. Macht man den Indianern Vorwürfe über ihre Sucht nach Menschenfleisch, so macht das auf sie denselben Eindruck, als wenn man einem Europäer gegen seine Sucht nach Völlerei und Ausschweifungen Vorstellungen macht. Der Indianer von Guaisia hält den von Cheruvichahena für ein von ihm ganz verschiedenes Wesen, das er mit voller Befugnifs tödten und speisen kann, wie den Jaguar des Waldes. Nur aus Rücksicht des Anstandes wollte er, so lange er in der Mission war, sich des Menschenfleisches enthalten. Wenn aber die Eingebornen etwa wieder in ihre Heimath zurückkehren, oder vom Hunger geplagt werden sollten, so nehmen sie

alsbald ihre Anthropophagen - Sitte wieder an. Wie sollten wir uns aber auch über diesen Umstand bei den Völkern am Orinoko wundern; wenn furchtbare und nur allzugewisse Beispiele uns an Ereignisse erinnern, die in grofsen Hungersnöthen unter gesittigten Völkern stattgefunden haben? Im dreizehnten Jahrhunderte hatte sich in Egpyten die Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, unter allen Classen der Einwohner verbreitet. Insonderheit wurden den Ärzten Fallstricke gelegt. Hungernde gaben sich für krank aus, liefsen den Arzt rufen, und frafsen ihn. Ein völlig glaubwürdiger Geschichtschreiber erzählt folgendermafsen darüber. »Als arme dürftige Menschen das Menschenfleisch zu essen anfingen, war der Abscheu und das Erstaunen über eine so fürchterliche Erscheinung so grofs, dafs dieses Verbrechen zum Gegenstande aller Gespräche wurde, und Niemand von etwas andern reden wollte. In der Folge jedoch gewöhnte man sich dermafsen daran, und fand an der entsetzlichen Nahrung auch so viel Geschmack, dafs selbst begüterte Leute und Personen vom Stande sich ihrer zur gewöhnlichen Speise bedienten, ihr Lieblingsgericht daraus machten, und sogar Vorräthe davon veranstalteten. Es wurde dieses Fleisch verschiedentlich zubereitet, und der nun einmal eingeführte Genufs desselben, ging nun auch in die Provinzen über, so dafs kein Theil Egyptens übrig blieb, wo er nicht Nachahmung fand. Die Sache erregte nun weiter kein Erstaunen mehr, der zuvor gefühlte Abscheu verschwand nun gänzlich.

Man sprach davon und hörte davon sprechen, wie von einer ganz gleichgültigen Sache; diese Wuth, sich einander zu fressen, ward in der dürftigen Classe so gemein, dafs sehr viele Personen auf diese Weise umkamen. Die Bösewichter bedienten sich mannigfaltiger List, um die Menschen zu überraschen und unter täuschendem Vorgeben in ihre Falle zu locken. Dieses widerfuhr drei Ärzten aus meiner Bekanntschaft, und ein Buchhändler, welcher nur Bücher verkaufte, ein bejahrter und sehr fetter Mann, mochte sich nur mit grofser Mühe aus der ihm gelegten Schlinge retten. Alle Thatsachen, deren wir als Zeugen gedenken, sind uns nur zufällig vorgekommen, denn wir vermeiden so viel als möglich, Zeugen solcher abscheulichen Auftritte zu seyn.« Dieser Mann, den wir als Zeuge hier angeführt haben, hiefs *Abd-Allatif*, und war ein Arzt aus Bagdad.

Die Indianer vom Cassiquiare legen leicht ihre barbarischen Gewohnheiten ab, nehmen sie aber auch eben so leicht wieder an. Sie lernen leicht spanisch, was besonders dadurch befördert wird, dafs man Indianer von drei bis vier Stämmen, deren jeder eine andere Sprache hat, in den Missionen vereinigt. Da nun keiner den andern versteht, so lernen sie alle spanisch, um sich mit einander zu besprechen. Herr von *Humboldt* hörte einen Poignave mit einem Guahibos sich unterhalten, obgleich beide erst seit drei Monaten in der Mission waren. Sie drückten sich jedoch allezeit in Gerundien aus,

z. B.: als ich gehend Padre; oder: Padre mir sagend. Die Jesuiten hatten eine sehr vernünftige Idee, da sie eine gebildete amerikanische, zu einer allgemeinen Sprache machen wollten, weil eine solche, sowohl den amerikanischen Organen, als der gewohnten Art sich auszudrücken, angemessener wäre, als die lateinische, welche man in einem Provinzialkapitel in vollem Ernste vorschlug. Die Indianer vom Cassiquiare werden als verständiger und fleifsiger, denen vom Orinoko in Angostura vorgezogen. Die Mandavacas sind durch die Verfertigung des Curare - Giftes berühmt, welches dem Curare von Esmeralda an Stärke nichts nachgibt. Der Boden des Cassiquiare ist sehr fruchtbar, und würde angebaut, einen Überflufs der köstlichsten Produkte liefern. Nur müfste die Ausrottung der Wälder im Grofsen vorgenommen werden, weil kleine Pflanzungen nicht sehr gedeihen, wegen der aufserordentlichen Feuchtigkeit der Luft- und der Insektenwolken, welche diese Landschaft beinahe unbewohnbar machen. Selbst bei vollkommen heiterm Himmel zeigte der Hygrometer nie unter 52°. Die Ameisen fallen in langen Zügen die saftigen Pflanzen verwüstend an. Wenn ein Missionär Salat oder etwas europäisches Gemüse pflanzen will, mufs er seinen Garten gleichsam in die Luft hängen. Er füllt nämlich einen alten Kahn mit guter Erde, und wenn er sie besäet hat, hängt er ihn bei vier Fufs über der Erde mit Sricken an Palmen auf. Nur wenn die Küstengegenden übervölkert und die Men-

sehen in Masse gegen das Innere des Landes vorgedrungen seyn werden, wird es auch gelingen, diese Wälder in gesegnete und dem Menschen unterthänige Fluren umzuschaffen, und so sehr jetzt diese Berichte denen gleich sehen, welchen einst römische Feldherren von Germanien machten, so werden alsdann die Indianer, Tiger und Mosquitos zur Ausschmückung der Mährchen dienen, und bei den amerikanischen Schöngeistern unsere Drachen, Bären und Wölfe ersetzen.

Mandavaca liegt unter 2°, 4′ 7″ N. Br. und 69°, 27′ W. Länge.

Drittes Kapitel.

Fahrt bis zur Gabeltheilung. — Nacht-Besuch vom Jaguar.

Den 14. Mai früh um halb drei Uhr verliefsen sie die Mission Mandavaca. Noch hatten sie eine Fahrt von acht Tagen gegen den reifsenden Cassiquiaré vor sich, und das Land, durch welches sie wieder nach San Fernando de Atabapo gelangen sollten, war dermafsen öde, dafs sie erst nach einer Fahrt von dreizehn Tagen zu der Mission von San Barbara zu gelangen hoffen konnten. Sie kamen nach sechs Stunden vor der Mündung des Itapa, der weifses Wasser führt, vorbei.

Sie schlugen ihr Nachtlager nahe bei dem Raudal von Cunuri auf, dessen Getöse die Nacht merklich verstärkte, was die Indianer für gewisse Vor-

boten des Regens hielten. Auch die Bewohner der Schweizer-Alpen machen diese Bemerkung, und wirklich regnete es ganz tropisch, noch vor Sonnenaufgang. Übrigens hatten die Affen durch ihr Geheul ebenfalls den nahen Regen verkündigt.

Die Mosquitos und mehr noch die Ameisen vertrieben sie schon um ein Uhr von ihrem Lager. Sey es, daſs sie auf den Stricken in die Hängematten krochen, oder sich von den Bäumen in sie stürzten, genug sie erhielten diesen lästigen Besuch so zahlreich, daſs sie Mühe hatten, diesen Insekten los zu werden. Der Fluſs wurde nun zusehends schmäler, und die Ufer so sumpfig, daſs Herr *Bonpland* nur mit Mühe sich einer Carolinea princeps nähern konnte, welche mit Purpurblumen übersäet war. Dieser Baum ist die schönste Zierde dieser Wälder, und deren vom Rio Negro. Man untersuchte den Tag über die Temperatur des Wassers, und fand sie zu zwei Grad niedriger, als die der Luft, nämlich 24°, wenn die Luft 25°, 6 zeigte. Dieses ist dieselbe Temperatur des Rio Negro, hingegen 4° bis 5° geringer, als die des Orinoko. Nachdem sie die Fluſsmündung des Caterico, der schwarzes Wasser führt, vorbeigekommen waren, verlieſsen sie das Fluſsbett, um an der Insel zu landen, auf welcher die Mission Vasiva errichtet ist. Der See, welcher sie umgibt, ist eine Meile breit und hängt durch Abflüsse mit dem Cassiquiare zusammen. Die sehr sumpfige Umgebung ist ein wahres Fieberland. Der See vertrocknet zur Zeit groſser Hitze, und dann

mögen den aus seinem Schlamme sich erhebenden Miasmen die Indianer selbst nicht widerstehen. Ein Theil des Dorfes ist nach einer trocknen Stelle versetzt worden, was einen Streit zwischen dem Missionär und dem Statthalter veranlafst hat; der behauptete, ohne Zuziehung der Civilbehörde könne so etwas nicht geschehen. Mit der geographischen Lage völlig unbekannt, hatte er sich mit seiner Beschwerde an den 150 Meilen weit entfernten Missionär von Carichana gewandt. Solche Mifsgriffe geschehen hier häufig, wo die Statthalter von dem Lande, das sie statthaltern sollen, auch nicht den geringsten Begriff haben. So hatte man im Jahre 1785 dem Pater *Valor* die Mission Padami übertragen, mit dem Befehle, sich sogleich zu den Indianern zu verfügen, die keinen Missionär hätten. Es stand der Ausführung dieses Befehls weiter nichts entgegen, als dafs die Mission seit fünfzehn Jahren von der Erde verschwunden, und die Indianer *al monte* gegangen waren.

Vom 14. bis 21. Mai mufsten sie die Nacht immer unter freiem Himmel zubringen, und zwar ohne nur die Orte angeben zu können, wo sie übernachteten. Der Himmel gab auch nicht eine Sternbeobachtung. Wo der Cassiquiare den oben erwähnten Arm Itinivine aussendet, fanden sie die sumpfige Flufsachsel mit Bambus bewachsen. Dieses bildet eine neue Gattung mit sehr breiten Blättern; es wird 20 Fufs hoch und ist am Gipfel gekrümmt. Als ein Bild der Beschwerlichkeit der Reise auf dem Cassiquiare setze

ich folgende Erzählung des Herrn von *Humboldt* wörtlich her. »Unser erster Bivak, oberhalb Vasiva, war bald zu Stande gebracht. Wir fanden einen kleinen, trocknen, von Gesträuch freien Erdfleck, südwärts von Canno Curamuni, an einer Stelle, wo Kapuziner-Affen, durch den schwarzen Bart und ihr trauriges und scheues Aussehen kenntlich, langsam auf den wagerechten Ästen eines Genipa dahin schritten. Die fünf folgenden Nächte waren um so beschwerlicher, als wir der Gabeltheilung des Orinoko uns näherten. Die Üppigkeit des Pflanzenwuchses vermehrt sich auf eine Weise, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann, selbst wenn man auch mit dem Anblicke der Waldungen zwischen den Wendekreisen bekannt ist. Man hat einen bei 200 Toisen breiten Canal vor Augen, welcher mit zwei gewaltigen, durch Schlingengewächse und Laubwerk bekleideten Mauern eingefaſst ist. Wir versuchten öfters zu landen, ohne einen Fuſs auſser das Fahrzeug setzen zu können. Bisweilen suchten wir gegen Sonnenuntergang wohl eine Stunde lang am Gestade; nicht eine Lichtung im Walde (deren gibt es gar keine), sondern eine minder dichte Stelle zu finden, wo wir mit Mühe und mit Hülfe der Axt unserer Indianer sattsamen Raum für einen Bivak, der zwölf bis dreizehn Personen fassen konnte, gewinnen möchten. Die Mosquitos, welche uns den Tag über quälten, häuften sich des Nachts unter den Toldo, dem Dach der Pirogue, aus Palmblättern, das uns vor Regen und Sonne schützen sollte. Nie

hatten wir so angeschwollene Hände und Gesichter gehabt. Der Pater *Zea*, welcher sich bisher rühmen mochte, in seinen Missionen der Cataraktén die gröfsten und tapfersten (*las mas feroces*) Mosquitos zu besitzen, legte nun allmählich das Geständnifs ab, die Insektenstiche am Cassiquiare seyen schmerzhafter, als alle, die er je zuvor empfunden habe. Mitten in dieser dichten Waldung war es eine gar schwierige Aufgabe, Holz für die Feuer zu erhalten. Denn in diesen Aequatorial-Gegenden, wo beständiger Regen fällt, sind die Baumäste so saftreich, dafs sie beinahe gar nicht brennen. Wo es keine dürren Gestade gibt, kann man sich jenes alte Holz, von dem die Indianer sagen, es sey an der Sonne gebraten, beinahe gar nicht verschaffen. Inzwischen bedurften wir des Feuers nur noch als Schutzmittels gegen wilde Thiere; von Lebensmitteln war ein so grofser Mangel bei uns eingetreten, dafs wir für ihre Zubereitung seiner ganz entbehren konnten.«

»Am 18. Mai gegen Abend entdeckten wir eine Uferstelle, die mit wilden Cacaobäumen besetzt war. Ihre Bohne ist klein und bitter. Die Indianer des Waldes saugen die Fleischhülle aus, und werfen die Bohne weg, welche von den Indianern der Missionen aufgehoben wird. Man verkauft sie an solche, die nicht allzu lecker in der Bereitung ihrer Chocolade sind. »»Hier ist der Puerta del Cacao««, sagte der Pilote, »» hier übernachten los Padres, wenn sie nach Esmeralda reisen, um Sarbacanen und Juvias (die

schmackhaften Mandeln der Bertholletia) einzukaufen.«« Indessen gehen das Jahr durch keine fünf Fahrzeuge durch den Cassiquiare und von Maypures aus, also seit einem Monate hatten wir auf den Flüssen, welche wir aufgefahren sind, aufser in der unmittelbaren Nähe der Mission keine lebendige Seele angetroffen. Südwärts vom Duractumuni-See brachten wir die Nacht in einem Palmwalde zu. Der Regen fiel in Strömen, aber die Pothos, die Arum und die Schlingpflanzen bildeten ein so dichtes Geflechte, dafs sie uns, wie unter einer gewölbten Laubdecke schützten. Die zunächst an's Ufer gelagerten Indianer hatten aus in einander geflochtenen Heliconien und andern Musaceen eine Art Dachung über ihre Hängematten errichtet. Unsere Feuer beleuchteten auf 50 bis 60 Fufs Höhe die Palmbaum-Stämme, die mit Blumen beladenen Schlinggewächse und die weifslichen senkrecht aufsteigenden Rauchsäulen. Es war ein prachtvoller Anblick, dessen ruhigen Genufs aber eine von Insekten freie Atmosphäre erheischt hätte.«

»Unter allen Körperleiden sind die erschöpfendsten jene, welche einförmig andauernd und nur durch lange Geduld bekämpft werden können. Wahrscheinlich hat Herr *Bonpland* in den Waldungen des Cassiquiare sich den Keim der furchtbaren Krankheit geholt, die ihn bald nach unserer Ankunft in Angostura dem Tode nahe brachte. Zu seinem und meinem Glücke hatten wir keinerlei Ahnung der ihm drohenden Gefahr. Wir fanden den Anblick des

Stromes und das Gesumme der Mosquitos etwas einförmig, aber ein Überrest natürlicher Fröhlichkeit half uns die Langeweile tragen. Wir machten die Entdeckung, dafs wenn wir kleinere Partien von geriebenem Cacao ohne Zucker afsen, und Flufswasser darauf tranken, damit die Efslust auf mehrere Stunden gestillt ward. Die Ameisen und Mosquitos beschäftigten uns mehr, als die Feuchtigkeit und der Mangel an Lebensmitteln. Der Entbehrungen ungeachtet, die wir während unserer Wanderungen durch die Cordilleren erlitten haben, ist uns jedoch die Schiffahrt von Mandavaca und Esmeralda als der beschwerlichste Zeitraum unsers Aufenthaltes in Amerika vorgekommen. Ich rathe den Reisenden, die Fahrt des Cassiquiare derjenigen des Atabapo nicht vorzuziehen, wofern sie kein besonderes Verlangen fühlen, die Gabeltheilung des Orinoko zu beschauen.«

»Oberhalb des Canno Duractumuni zeigt sich die Richtung des Cassiquiare gleichförmig von Nordost nach Südwest. Hier ist es, wo man am rechten Ufer das neue Dorf Vasiva zu gründen angefangen hatte. Die Missionen von Pacimona, von Capivari und von Buena - Guardia, so wie das angebliche Fortin beim See von Vasiva sind blofs Erdichtungen unserer Charten. Überraschend war uns zu sehen, wie durch die plötzlich eintretenden Wasserhöhen die beiderseitigen Ufer unterhöhlt wurden. Entwurzelte Bäume bilden gleichsam natürliche Flöfse: halb im Schlamme versenkt, sind sie für die Piroguen

sehr gefährlich. Wer das Unglück hätte, in diesen unbewohnten Gegenden Schiffbruch zu leiden, der würde wahrscheinlich verschwinden, ohne dafs eine Spur von der Zeit und Art seines Untergangs übrig bliebe. Man würde einzig nur und sehr spät an den Seeküsten hören, es sey ein von Vasiva abgegangenes Boot, hundert Meilen weiter in den Missionen von Santa Barbara und San Fernando de Atabapo, nicht wieder gesehen worden.«

»Die Nacht vom 20. Mai, die letzte unserer Schiffahrt auf dem Cassiquiare, brachten wir unweit von der Stelle der Gabeltheilung des Orinoko zu. Wir hatten Hoffnung, eine astronomische Beobachtung machen zu können, indem Sternschuppen von seltener Gröfse durch den Nebel, der den Himmel deckte, sichtbar wurden. Wir schlossen hieraus, es könne diese Nebelschichte nur sehr dünne seyn, weil solche Meteore fast niemals unter einer Wolke sind gesehen worden. Die, welche uns zu Gesichte kamen, nahmen ihre Richtung nordwärts und folgten sich einander beinahe in gleichen Zeiträumen. Die Indianer, welche die Bilder ihrer ausschweifenden Phantasie durch die Sprache nicht leicht veredeln, nennen die Sternschuppen: den Harn oder den Speichel der Sterne. Die Wolken verdichteten sich neuerdings, so dafs wir nun weder Meteore, noch die seit mehreren Tagen so ungeduldig erwarteten wahren Gestirne zu sehen bekamen.«

»Man hatte uns angekündigt, wir würden die Insekten in Esmeralda noch grausamer und gefräfsiger

finden, als auf dem Arme des Orinoko, welchen wir aufsuchten; deſsungeachtet überlieſsen wir uns freudig der Hoffnung, endlich wieder an einem bewohnten Orte schlafen, und durch Herborisiren uns einige Bewegung geben zu können. Diese vergnügte Aussicht erlitt im letzten Bivak auf dem Cassiquiare eine Störung. Ich erlaube mir die Erzählung dieses Vorfalls hier einzurücken, indem er die Schiffahrt durch ein wildes Land charakterisirt. Unser Nachtlager befand sich am Eingange des Waldes. Mitten in der Nacht meldeten die Indianer, das Geschrei des Jaguars habe sich sehr genähert, und ertöne von den nahestehenden Bäumen herab. Es sind die Wälder dieser Landschaften so dicht, daſs kaum andere Thiere darin vorkommen, als die auf die Bäume klettern, wie die Quadrumanen, die Cercolepten, die Viverren und die verschiedenen Katzenarten. Weil unsere Feuer gut brannten, und man in Folge längerer Gewöhnung sich endlich auch über nicht blos eingebildete Gefahren beruhigt, so blieben wir ziemlich gleichgültig über dieses Jaguar-Geschrei. Der Geruch und die Stimme unsers Hundes hatte die Thiere angelockt. Dieser Hund (er gehörte zur groſsen Doggenrasse) bellte anfänglich, als der Tiger näher kam, fing er an zu heulen, und barg sich unter unsere Hängematten, er suchte Schutz bei Menschen. Seit unserem Bivak am Rio Apure waren wir an diesem Wechsel von Muth und Schüchternheit eines noch jungen, sanften und gern liebkosenden Thieres gewöhnt. Wir wurden demnach

sehr unangenehm überrascht, als uns am Morgen, im Augenblicke der Einschiffung, die Indianer anzeigten, der Hund sey verschwunden! Es lag aufser Zweifel, dafs die Jaguare ihn geraubt hatten. Vielleicht hatte er, als ihr Geschrei aufhörte, sich vom Feuer gegen das Ufer hin entfernt, oder wir hatten, in tiefen Schlaf versenkt, das Klaggeschrei des Hundes nicht mehr gehört. Die Anwohner des Orinoko und Rio Magdalena hatten uns öfter versichert, die ältesten Jaguare seyen listig genug, um Thiere aus der Mitte eines Bivaks zu entführen, indem sie durch Halswürgen ihr Schreien hindern. Wir verweilten einen Theil des Vormittags, in der Hoffnung, das Thier könnte sich verlaufen haben. Drei Tage später kamen wir auf die nämliche Stelle zurück. Das Geschrei des Jaguars liefs sich nochmals hören, denn diese Thiere zeigen Vorliebe für gewisse Orte; aber alles unser Suchen war umsonst. Die Dogge, welche uns von Caracas aus begleitet hatte, und die so oft der Verfolgung der Krokodille durch Schwimmen entgangen war, ist im Walde zerrissen worden.«

Aus dieser Probe mögen meine jungen Leser abnehmen, dafs die Reisen in entfernte und wilde Gegenden mit Aufopferungen verbunden sind, die zu bringen etwas mehr erfordert wird, als blofse Reiselust. Nur die ungemessene Hochachtung vor der Wissenschaft und die innigste Liebe zur Natur können den Muth stählen und dem Gemüthe eine Spannung verleihen, welche nie entmuthigt wird. Was uns anbelangt, so können wir nur den grofsen

Mann bewundern, der selbst in diesen beschriebenen Situationen seinen Geist aufrecht erhielt, und das Interesse der Wissenschaft wahrzunehmen wufste.

Am 21. Mai, drei Meilen unterhalb der Mission Esmeralda, hatten sie endlich den Punkt vor sich, um defswillen sie seit einem Monate alle die Beschwerden erduldet hatten. Die Gabeltheilung des Orinoko lag vor ihnen. Noch hatten sie eine Wasserfahrt von 750 Seemeilen vor sich, aber diese Fahrt ging stromabwärts. Man fuhr mitten im Flusse, und entging dadurch den Qualen der Mosquitos und der schnakenartigen Insekten, welche sich am Ufer, an welches man sich bei der Auffahrt halten mufs, vervielfältigen.

Viertes Kapitel.

Die Gabeltheilung des Orinoko.

Die Gabeltheilung des Orinoko ist einer derjenigen Punkte der Erdoberfläche, welcher für die Geographie von der gröfsten Wichtigkeit ist. Ein Strom erster Gröfse, dem unzählige Flüsse zinsbar sind, von dem viele so grofs sind, als unsere gröfsten europäischen Ströme, sendet hier plötzlich einen Arm aus, um sich mit dem Amazonenstrome, dem gröfsten der Erde, zu verbinden. Es ist, als ob zwei mächtige Nachbaren freundschaftlich sich verbänden und vermählten. Unermefslichen Ländern hat die Natur dadurch Strafsen bereitet, welche nur derer

zu harren scheinen, die sich dieselben zu Nutzen machen wollen.

Die Stelle dieser Gabeltheilung ist durch die Schönheit und Pracht der Natur ausgezeichnet. Am westlichen Ufer erheben sich hohe Gebirge, und man erkennt von weitem die zwei Gipfel des Maraguaca und den Duida. Am linken Ufer des Orinoko, westwärts und ostwärts der Gabeltheilung bis zur Einmündung des Tamabama, gibt es keine Berge. Hier ist der Felsen Guaraco, von dem man behauptet, dafs er zur Zeit der Regenzeit Flammen speie. Wo der Orinoko südwärts nicht mehr von Bergen umgeben ist, findet sich eine gegen den Rio Negro geneigte Niederung; hier theilt er sich in zwei Arme. Da nun die Niederung keine Berge enthält, wo der getrennte Arm, wie es bei so vielen andern Flüssen der Fall ist, wieder die Richtung gegen den Hauptstrom erhielte, so nimmt er unter dem Namen Cassiquiare seine Richtung südostwärts, um durch den Rio Negro in den Amazonenstrom sich zu ergiefsen. Eben daselbst, wo eine südliche Neigung den Abflufs des Cassiquiare begünstigt, zieht sich das Terrain auch nordwärts, und verhindert den zweiten Arm des Orinoko gegen den Amazonenstrom abzufliefsen, er setzt daher seinen Lauf unter dem Namen des Rio Paragua in westnordwestlicher Richtung fort, und strömt als Orinoko, nachdem er sich nach Norden und dann gegen Osten wendet, an derselben Küste bei Angostura in's atlantische Meer,

an dessen Küsten er etwas weiter südwärts seinen Ursprung genommen hat.

Wie schon gesagt, sind es nicht Berge, die den Lauf der Flüsse ändern, sondern leichte Neigungen des Bodens und Gegenhänge. Man ist gewohnt, sich den Lauf eines Flusses allezeit in ein Thal oder eine Niederung zwischen zwei Gabellinien eingeschränkt zu denken. Darum haben auch die Erdbeschreiber Südamerika's sich ohne Bergketten bei Verfertigung der Charten nicht zu behelfen gewufst, und mitten in die Ebenen Amerika's Berge hingemalt, deren keiner da war. Es läfst sich auch bei der Gabeltheilung des Orinoko nur ein kleiner Gegenhang in der Mitte des Stromes denken, welcher die Theilung verursacht. Die Cordillerenkette Neu - Granada's ist so weit von dieser Gabeltheilung entfernt, dafs sie in dieser vollkommenen Ebene keinen Einflufs auf die Theilung des Flusses haben kann.

Fährt man flufsabwärts gegen Angostura, so scheint es freilich, dafs die hohe Bergkette von Parime, welche man immer zur Linken hat, die Schwelle zwischen den zwei grofsen Flufsgebieten vom Orinoko und Marannon bilden. Allein es findet gerade das Gegentheil Statt. Die Bergkette von Parime zeigt gerade an ihrem südlichen Abhange die Quellen des Orinoko. Dieser Strom zieht sich um die Bergkette herum, welche von beiden entgegengesetzten Abhängen ihm ihre Gewässer zusenden. Aus den Alpenthälern von Maraguaca entspringend, nimmt er seinen Lauf westlich und nordwestlich, als sollte

er in das Südmeer auslaufen. Nicht weit von dem aus Westen kommenden Guaviare, der aber auch durch Ebenen fliefst, wendet er sich nach Norden bis zur Mündung des aus den Steppen kommenden Apure, wo er wieder einen Rückkehrpunkt hat, und sich nun wieder nach Osten wendet, um sich nach einem Laufe von 1350 Meilen, kaum 300 Meilen von seinem Ursprunge in das Meer zu ergiefsen. Während seines Laufes nimmt er, aufser allen von der Bergkette von Parime kommenden Flüssen, auch noch andere Gewässer auf, welche aus den ihm umgebenen Ebenen von Norden, Westen und Südwesten herkommen. Um sich also einen richtigen Begriff zu bilden, mufs man sich folgender Weise den Boden Südamerika's denken. Die Anden mit ihren Verzweigungen umgeben den nordwestlichen Theil des Continents halbmondförmig. Die Gebirge verflächen sich in der Richtung gegen Süden und Südost, und bilden daselbst die unermefslichen Ebenen, die bis auf einige Verengungen an's Feuerland sich erstrecken. Aber auch diese Ebenen sind südöstlich und ungefähr auf einer Parallele zwischen dem 1° und 2° N. Br. gegen Süden geneigt. Die Neigungen gegen Südwesten und Süden verursachen einen Gegenhang, welcher die Wasserscheide bildet, und gerade mitten im Orinoko in einen spitzen Winkel ausläuft, welcher sich dann gezwungen sieht zur berühmten Gabeltheilung. Ohne die inselförmige Gruppe der Parime-Kette würde wohl kein Orinoko vorhanden seyn, statt dessen aber eine Menge an-

derer kleiner Ströme, die ihren Lauf unmittelbar in's atlantische Meer nähmen. Die Bergkette also, welche auf den meisten Charten gefunden wird, am linken Ufer des Orinoko, ist in der Natur nicht vorhanden.

Aus der gegebenen Darstellung ergibt sich die Erklärung dreier merkwürdiger Erscheinungen am Orinoko - Strome.

1. Die beharrliche Anhänglichkeit dieses Stromes an die Bergkette von Parime.
2. Die Lage seiner Quellen auf einer Erdstrecke, von der man glauben sollte, sie gehöre zum Gebiete des Rio Negro.
3. Die Gabeltheilung, wodurch er einem andern Strome einen Arm zusendet.

Wenn man sich blofs von Schlüssen leiten läfst, so sollte man denken, dafs Flüsse, wenn sie in Gebirgen entspringen, sobald sie heraustreten, sich alsbald auch von den Gebirgen entfernen müfsten. Die Erfahrung lehrt jedoch das Gegentheil. Es ist in allen Strömen Indien's und China bemerkt, dafs es ihnen eigen ist, sich den Gebirgen anzuschmiegen, und einen mit der Bergkette parallelen Lauf anzunehmen. Die Bemerkung ist alt, dafs an den steilsten Abhängen gewöhnlich Niederungen sind, so wie, dafs Ströme, Seen und Meeresküsten da die höchsten und steilsten Abhänge bilden, wo die Gewässer am tiefsten sind, und also hohe, steile Ufer mit grofsen Tiefen der Gewässer zusammentreffen. Dem Bearbeiter dieses scheint sich aus der gegen-

seitigen Lage der Gebirge, noch eine andere Ursache dieser Erscheinung zu ergeben. Die gewaltige Cordilleren-Masse verflächt sich gegen das atlantische Meer, während sie gegen das Südmeer steil abstürzt. Hier sieht man nur Küstenflüsse und keiner schmiegt sich der Cordillerenkette an. Gegen Osten aber verflächt sich die Andeskette, und bildet einen ungeheuren Abhang, dessen Fortsetzungen die Ebenen von Calabozo, Brasilien und Buenos-Ayres sind. Die Parimekette ist gegen die Antillenkette zu unbedeutend, als dafs sie zu dem Abhange derselben eine Gegentafel bilden könnte. Natürlich ist es also, dafs der Cordilleren-Abhang, der den Parime gleichsam beherrscht, und die Niederung, welche zwei gleichmächtige Gebirgsketten in die Mitte der Ebene versetzen würden, an den Fufs der schwächern Parime zurückdrängt. Dieses dürfte zu einer geologischen Regel führen, dafs die Flufsbetten allezeit zwischen zwei Bergketten sich der geringern anschmiegen. Man bemerkt dasselbe bei den indischen und chinesischen Flüssen, welche ebenfalls bei ihrem Austritte aus dem Gebirge sich der Bergkette anschmiegen.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Orinoko ist die, dafs das Wasserbecken dieses Stromes sich mit dem Amazonenstrome zu verbinden scheint. Wirft man einen Blick auf die Charte, so sieht man, dafs der Orinoko in derselben Ebene seinen Lauf von Osten nach Westen nimmt, in welcher der Amazonenstrom, aber in entgegengesetzter Richtung, sei-

nen Lauf nimmt. Aber eben der Lauf der Gewässer zeigt uns, dafs auch grofse Ebenen ihre Thäler und Niederungen, so wie ihre Erhöhungen und Abhänge bilden. Diese Thäler sind durch Erhöhungen getrennt, welche man Giebellinien nennen kann. Diese bilden nun ganz eigentlich und mehr als die Gebirge die Wasserscheide (divortia aquarum). Der ganze weite Raum zwischen 3½° N. Br. und 14° S. Br., zwischen der Bergkette von Parime und derjenigen von Chiquitos und Brasilien auf einer Strecke von 204,000 Quadrat-Meilen, ist mit Waldung erfüllt, und gibt seine Gewässer an den Amazonenstrom ab. Weiter nördlich hingegen wird, vermöge einer besondern Lage der Ebenen, alles Gewässer dem Orinoko zugeführt. Die Central-Ebene von Südamerika bilden daher zwei grofse Flufssysteme, deren jedes die Gewässer befafst, die sich in der Gesammtoberfläche der Umgebung befinden, dessen Neigungslinien in das Flufsthal auslaufen; das will sagen: in die Längensenkung, welche das Bett des Hauptstromes bildet. In dem kurzen Raume, zwischen dem 68° und 70° Länge, empfängt der Orinoko die von dem südlichen Abhange der Parime kommenden Gewässer. Die Zuflüsse hingegen, welche von dem nämlichen Abhange östlich den 68° abfliessen, fallen in den Amazonenstrom. Ungarn zeigt uns ein ähnliches und sehr merkwürdiges Beispiel von Flüssen, die, während sie auf der Südseite einer Bergkette entspringen, dem Wassersysteme des nördlichen Abhangs angehören. Die Wasserscheide zwi-

schen dem baltischen und schwarzen Meere ist nicht, wie man glauben sollte, der Gipfel der Karpathen (wie überhaupt Berggipfel nie Theilungsgräten sind), sondern sie ist südwärts von der Tatra, zwischen Tepliz und Ganócz, auf einem Plateau von nicht 300 Toisen Höhe. Die Waag und die Hernód fliefsen südwärts zur Donau ab, während der Poprad die Gruppe des Tatra westlich umläuft und sich nebst dem Dunajetz nordwärts in die Weichsel ergiefst. Der Poprad, welcher seiner Lage nach dem System der Zuflüsse des schwarzen Meeres angehört, sondert sich ab, um seine Gewässer dem baltischen Meere zuzuführen.

Die dritte Eigenthümlichkeit im Laufe des Orinoko ist die Gabeltheilung, deren Daseyn oft und namentlich vor der Abreise des Herrn von *Humboldt* aus Europa in Zweifel gezogen worden ist. Die Gabeltheilung ist nun durch Herrn von *Humboldt* erwahrt, und befindet sich unter 3°, 10′ N. Br. und 68°, 37′ W. L. von Paris. Man findet Delta's oder Theilungen der Flüsse in mehrere Arme bei ihren Ausmündungen. Wo das Land eben ist, kommen dieselben Erscheinungen vor. Die Ursachen der Delta's können folgende seyn: die ganz kleinen wellenförmigen Erhebungen einer Ebene, welche gleichzeitig zwei Stromsysteme befafst, die Entfernung von einem Hauptsammler, und die Lage des Flufsbettes am Rande der zwei Flufsbette scheidenden Grenze. Letzteres ist beim Orinoko der Fall. Sehr breite Flufsbetten haben ihre Tiefe nicht in der Mitte und kön-

nen mehrere Furchen neben einander besitzen. Die kleinste entgegenstehende Gräte kann dann die Erscheinung hervorbringen, von der hier die Rede ist. Wo die Gabeltheilung Statt findet, durchstreift die Theilungsgräte der Länge nach das Strombett, und der Flufs theilt sich da, wo sich dieselbe zu verlieren scheint.

Man hat die Frage aufgeworfen: ob nicht mit der Zeit das Flufsbett des Cassiquiare durch Anschwemmungen verstopft werden möchte? Herr von *Humboldt* antwortet: der Cassiquiare ist keineswegs, wie die Dichter Latiums sich ausdrücken, ein bequem schleichendes Flüfschen; er gleicht nicht dem Cocytus, der träge dahin sich wälzt, indem er auf dem gröfsten Theile seines Laufes die ausnehmende Schnelligkeit von 6 bis 8 Fufs auf die Sekunde besitzt, und so ist auch nicht zu fürchten, dafs er ein mehrere hundert Toisen breites Bette gänzlich ausfüllen und verschütten sollte.

Die Gabeltheilung des Orinoko und diese äufserst wichtige Verbindung zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrome war oft behauptet, oft verläugnet. Portugiesische Sclavenhändler befahren den Cassiquiare, ohne im Rio Paragua den Orinoko zu erkennen. Pater *Roman*, ein Jesuit, war der erste, der den Cassiquiare vom Orinoko aus besuchte. Er war allein, ohne Krieger, am 4. Febr. 1744 von Carichana abgereist. Als er an den Ort kam, wo jetzt San Fernando de Atabapo steht, beim Zusammenflusse des Orinoko mit dem Guaviare und Atabapo,

sah er den Orinoko eine Pirogue herabkommen. Er machte zum Zeichen des Friedens das Crucifix am Vordertheile des Schiffes fest. Die Weifsen, es waren portugiesische Sclavenhändler vom Rio Negro, erkannten unter Freudenäufserungen die Kleidung vom St. Ignatius - Orden. Nicht ohne Erstaunen vernahmen sie, dafs sie auf dem Orinoko seyen. Sie führten nun den Pater *Roman* durch den Cassiquiare nach dem Rio Negro zurück, von wo er auf dem nämlichen Wege, nach siebenmonatlicher Abreise durch den Cassiquiare nach Carichana zurückkehrte. Er ist der erste weifse Mensch, von dem man mit Gewifsheit weifs, dafs er aus dem Rio Negro, ohne Landschaft blos zu Wasser in den Orinoko zurückgekehrt ist. Seitdem hatte man die Verbindung bald auf den Charten verzeichnet, bald bestritten. Noch auf einer 1798 bekannt gemachten Charte von Guiana heifst es: die von lang her geglaubte Verbindung zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrome ist eine geographische Ungereimtheit, um die diesfallsigen Vorstellungen zu berichtigen, sey erforderlich, die Richtung der grofsen Kette, welche die Gewässer scheidet, zu erforschen.

Herr von *Humboldt* war so glücklich, an Ort und Stelle diese Bergkette untersuchen zu können. In der Nacht vom 24. Mai ist er mit seiner Pirogue durch diese geographische Ungereimtheit gefahren. Fände sich hier eine Gabellinie, so hätte Herr von *Humboldt* von Esmeralda aus den Strom hinauffahren müssen, statt dafs er ihn wirklich bei sehr schnel-

lem Fall herabfuhr, und seinen Lauf ununterbrochen bis St. Barbara und St. Fernando de Atabapo fortsetzte.

Hätten die Völker Guiana's an der Gesittung Theil genommen, welche die Hochebene Peru's und Mexiko's verschönerten, so würde diese ungeheure Landschaft zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrome die Entwicklung ihres Gewerbfleifses begünstigt, ihren Handel belebt und die Fortschritte ihrer Staatseinrichtungen befördert haben. In der alten Welt erblicken wir überall den mächtigen Einflufs der Beschaffenheit des Bodens auf die Entwicklung der Cultur. Hier bleiben jedoch die Begünstigungen, welche die Natur anbot, bei den schwachen Horden ohne Erfolg. In Egypten, in Indien und Griechenland haben offenbar die Beschaffenheit des Bodens und der Lauf der Gewässer die Entwicklung der Menschheit mächtig gefördert. Wo jedoch die Natur etwas wirken soll, müssen ihre Begünstigungen von einer empfänglichen Menschheit dankbar aufgenommen werden. Dieses war in Guiana nicht der Fall. Diese Menschenfresser hatten sich noch zu keiner gesellschaftlichen Ordnung verbunden.

»Seit ich die Gestade des Orinoko verlassen habe,« schliefst Herr von *Humboldt*, »hat eine neue Zeitrechnung für die Völker des Westens begonnen. Den Sturmgewittern bürgerlicher Zwiste werden die Segnungen des Friedens und eine freiere Entwicklung gewerbfleifsiger Künste folgen. Diese Gabeltheilung des Orinoko, diese Landenge des Tuamini, welche

ein künstlicher Canal so leicht durchschneiden kann, werden die Blicke des europäischen Handels auf sich ziehen. Der Cassiquiare, an Breite dem Rheine gleich und 180 Meilen lang, wird nicht ferner unbenützt bleiben, sondern eine beschiffte Strafse zwischen zweien Strombetten bilden, die eine Oberfläche von 190,000 Quadratmeilen umfassen. Das Getreide von Neu-Granada mag dem Rio Negro zugeführt werden; an den Quellen des Napo und Ucagala, aus den Anden von Quito und dem Oberlande von Peru wird man zu Wasser nach den Mündungen des Orinoko reisen, in einer Entfernung, welche derjenigen von Tumbuctu nach Marseille gleicht. Ein Land, neun bis zehn Mal gröfser denn Spanien und durch die mannigfaltigsten Natur-Erzeugnisse bereichert, ist mittelst des natürlichen Canals vom Cassiquiare und den Gabeltheilungen seiner Flüsse in allen Richtungen schiffbar. Eine Erscheinung, welche einst für die Staatenverhältnisse der Völker höchst wichtig seyn wird, verdiente unstreitig auch höchst sorgfältig geprüft zu werden.«

Was kann der Menschenfreund noch Sehnlicheres wünschen, als dafs in Ländern, die von der Natur so reichlich ausgestattet und gleichsam mit dem Füllhorne ihrer besten Güter überschüttet sind, statt Mosquitos, Tiegern und Krokodillen eine zahlreiche und glückliche Menschheit wohne, und den Reichthum ihres Geistes mit dem der Natur zum schönsten Gemälde irdischer Glückseligkeit vereinige.

Fünftes Kapitel.

Der Ober-Orinoko. — Esmeralda. — Das Curare. — Das Juvia-fest. — Juvia. — Schilf und Bast.

Der Gabeltheilung des Orinoko gegenüber befindet sich, im Halbkreise geordnet, eine Gruppe Granitfelsen; aus ihr ragt imposant der Duida hervor, welchen die Missionäre einen Vulkan nennen, und der beinahe 8000 Fufs Höhe hat. Auf der Süd- und Westseite senkrecht abgestutzt, hat er ein riesenhaftes Ansehen. Sein Gipfel ist nackt und felsig, allein überall, wo der weniger steile Abhang Erde trägt, ist er auch mit dichter Waldung bewachsen, worin die Natur das Riesenmodell der hängenden Gärten Babyloniens vorgebildet zu haben scheint. Am Fufse dieses Prachtkegels liegt die Mission Esmeralda, vielleicht der Keim einstiger Gröfse, jetzt nur eine Art Weiler mit achtzig Bewohnern. Eine reizende Ebene mit Bächen von schwarzem, aber hellem Wasser durchschnitten, umgibt den Weiler. Sie ist ein schöner Wiesengrund, auf der sich Gebüsche der überaus nützlichen Mauritia-Palme erheben. Näher am Duida wird die Sumpfwiese zur Savane, die sich am Fufse des Duida hinaufschmiegt. In dieser Savane wachsen Ananas von ausgezeichneter Gröfse und vortrefflichem Wohlgeruche. Diese Gattung Bromelie wächst allezeit abgesondert zwischen den Gräsern, wogegen die Karatas, eine andere Art derselben Gattung, wie unsere Heidelbeeren, gesellig wachsen. Die Ananas von Esmeralda

ist in ganz Amerika berühmt, sie scheint hier den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit zu erreichen. Die vortrefflichen Ananas von Esmeralda sind der Schmuck der Felder in der Havannah, wo sie in Reihen gepflanzt werden; in Esmeralda schmücken sie die Savane am Fuſse der Duida. Diese köstliche Pflanze hat sich im sechzehnten Jahrhunderte im Innern von China verbreitet, und ist in neuerer Zeit mit andern unzweifelhaft amerikanischen Pflanzen im Innern Afrika's am Rio Congo gefunden worden. Die Ananas gehört zu den edelsten Gaben der Tropennatur, welche sich auch durch Menschen der weitesten Verbreitung zu erfreuen hat.

In Esmeralda wohnt kein Missionär. Der Ordensmann, der hier Messe lesen muſs, wohnt in St. Barbara, über 50 Meilen entfernt, und braucht vier Tage zur Reise hieher, wohin er auch nur drei bis vier Mal des Jahres kommt. Statt seiner wohnt hier ein alter Kriegsmann, der die Reisenden herzlich willkommen hieſs. Er glaubte, sie seyen catalonische Krämer, und machte sich über die Papierballen und Bücher lustig, womit er das Boot angefüllt sah. »Ihr kommt hier in ein Land«, sagte er lächelnd, »wo diese Waare keinen Absatz findet. Hier wird nicht geschrieben; dürre Palmen- und Heliconienblätter reichen hin, um unsere Nadeln und Angeln aufzubewahren«. Dieser Soldat verübte bürgerliche und geistliche Gewalt. Er unterrichtete die Kinder im Rosenkranze, zum Zeitvertreibe besorgte er das Glockengeläute, und von christlichem Amtseifer ge-

trieben, gebrauchte er seinen Cantor-Stab auf eine den Eingebornen eben nicht angenehme Weise.

Auffallend war es, hier viele Zambos und Mulatten zu finden, wie auch andere farbige Leute. Sie nennen sich Espannoles, weil sie nicht roth, wie die Indianer, sind. Sie sind Leute, die als Verbrecher hieher verwiesen werden, um die Mission schneller zu bevölkern.

In den Granitfelsen von Duida fanden sich sehr schöne Bergkrystalle in den offenen Gängen. Sie sind zum Theil vollkommen hell und durchsichtig, mitunter mit Chlorit gefärbt. Man hatte sie irriger Weise für Diamanten und Smaragde gehalten. So nahe bei den räthselhaften Quellen des Orinoko träumte man von nichts, als der Nachbarschaft der grofsen Goldstadt, Dorado, und den Ruinen der grossen Stadt Manoa am Parime-See. Zur Zeit der Gründung von Esmeralda ward der Name und das Vorrecht einer Stadt, Villa, für sie verlangt. Man träumte nur von den Reichthümern des Duida, der jedoch nur aus Glimmer, Bergkrystall und Rutill besteht. Die Weifsen und Farbigen, die hingeschickt wurden, hielten den Ackerbau für unwürdig, von vernünftigen Leuten, *gente de razon*, betrieben zu werden, und so sank Esmeralda zu einem elenden Weiler herab, der jetzt nur durch seine Mosquitos berüchtigt ist. Man sieht es als eine Verbannung an, dahin gesandt zu werden, und man bedroht ungehorsame Laienbrüder damit, zu den Mosquitos von Esmeralda gesandt, um von den Mosquitos und

Zacundos gefressen zu werden, welche Gott den Menschen zur Strafe erschaffen hat.

So seltsame Strafen sind aber nicht immer nur den Laienbrüdern zu Theil geworden; — man hat Beispiele, dafs bei den kleinen Kloster-Revolutionen, die hier Statt fanden, auch Patres hieher geschickt wurden, um von den Mosquitos gerichtet zu werden. Übrigens mufs die Ursache, warum die Stadt Esmeralda von 60 Einwohnern ein abscheulicher Aufenthaltsort ist, nicht allein in den Mosquitos, sondern in dem Mangel an Cultur gesucht werden. Die Lage der Mission ist sehr malerisch und gehört zu den schönsten der Erde; die Umgegend ist anmuthig und fruchtbar. Nirgend sieht man so hohe Pisangstämme; Indigo, Zucker und Cacao würden vortrefflich gedeihen. An dem Duida sind herrliche Weiden, aber nur die Heerden fehlen. Jetzt speist man wenigen Pisang und Manioc, Affenschinken, und leidet mitten im fruchtbarsten Lande Hunger. Übrigens wird Esmeralda in diesem Gemälde gewifs sich einst nicht wieder erkennen. San Fernando, Javita, San Carlos und Esmeralda sind von der Natur zu wichtigen Punkten der Civilisation bestimmt, und vielleicht kommt bald die Zeit, wo diese Waldungen gelichtet, von Ungeziefern jeder Art gereinigt, so durch Menschen belebte Fluren voll Segen und Gedeihen darbieten werden. Eine spätere Nachwelt wird die Paradiese besingen, wo unsere Klaglieder eine Hölle von Peinigungen finden.

Esmeralda ist der Ort, wo am Orinoko das be-

rüchtigte und berühmte Curare, dieses wirksame Gift in Krieg und Jagd bereitet wird. Unter allen bekannten Giften sind das Ticunas-Gift vom Amazonenstrome, der Upas-Tieute von Java und das Curare von Guiana die tödtlichsten unter allen Substanzen.

Bei ihrer Ankunft in Esmeralda fanden unsere Freunde die Indianer von einem Zuge heimgekehrt, der wegen der Einsammlung der Mandeln der Juvia (Bertholetia) und der Schlingpflanzen, die das Curare liefern, unternommen worden war. Die Weiber hatten Getränke bereitet, um die Rückkehr der Indianer durch ein Fest zu feiern, und zwei Tage lang sah man nichts als betrunkene Indianer. Man war jedoch so glücklich, einen alten Indianer zu treffen, der weniger betrunken, als die andern, eben dieses furchtbare Gift bereitete. Er war der Chemiker des Orts, und saſs bei einem groſsen Kessel aus Thon, um die Pflanzensäfte zu kochen. Er hatte um sich flache Gefäſse, um das Ausdünsten der Säfte zu befördern, und Tüten aus Pisangblättern, um sie zu seihen. Es herrschte in diesem Laboratorium die gröſste Ordnung und Reinlichkeit. Dieser Mann war in der Mission unter dem Namen des Giftherrn bekannt, und besaſs ganz den steifen und pedantischen Ton eines Apothekers. »Ich weiſs, sagte er, daſs die weiſsen Menschen das Geheimniſs besitzen die Seife zu bereiten, und jenes schwarze Pulver, welches den Nachtheil hat, Lärm zu machen und die Thiere zu verscheuchen, wenn man sie fehlt.

Das Curare, welches wir vom Vater auf Sohn zu bereiten verstehen, ist ungleich vorzüglicher, als alles, was ihr da unten (jenseits der Meere) verfertigt. Es ist der Saft einer Pflanze, der ganz in der Stille tödtet, ohne dafs man weifs, woher der Schlag gekommen ist.«

Das Verfahren des Giftherrn war sehr einfach. Man bedient sich dazu einer Schlingpflanze, die ostwärts an dem linken Ufer des Orinoko wächst, und unter dem Namen Bejuco de Mavacure bekannt ist. Es ist eine Pflanze aus der Strychneen-Familie, deren wir schon oben im Walde von Pimichin erwähnten. Es wird sowohl trocken, als im frischen Zustande angewendet. Das Gift ist in der Rinde und dem Splinte der Pflanze enthalten. Diese wird nun abgeschält, zwischen zwei Steinen zermalmet, wodurch die ganze Masse eine gelbliche Farbe annimmt. Nun wirft man sie in einen neun Zoll hohen und vier Zoll weiten Trichter, und macht einen kalten Aufgufs darüber, welcher als eine gelbliche Substanz tropfenweise abfliefst. Dieses ist nun der giftige Saft, welcher durch Kochen zu einem Syrup verdünnt wird, und jetzt erst seine ganze Stärke erhält. Der Giftherr forderte die Fremden von Zeit zu Zeit auf, die Masse zu kosten; nach ihrem mehr oder minder bittern Geschmacke urtheilt man, ob der Saft hinlänglich eingesotten sey. Mit diesem Verfahren ist durchaus keine Gefahr verbunden, denn das Gift wird nicht durch den Genufs, sondern nur durch die Vermischung mit dem Blute tödtlich.

Auch ist das Einathmen des Dunstes keineswegs gefährlich. Der so eingesottene Saft ist jedoch nicht das berühmte Curare-Gift, welches im Handel vorkommt! Das Curare in die Wunde gebracht, tödtet beinahe plötzlich, eingenommen ist es ein magenstärkendes Mittel von grofser Vortrefflichkeit.

Auch der Giftsaft der Ticunas am Amazonenstrome wird aus einer Schlingpflanze gezogen, welche jedoch von dem Bejuco ganz verschieden ist. Da diese Gifte den jagdtreibenden Völkern unentbehrlich sind, so widersetzen sich die Missionäre der Bereitung keineswegs. Die erwähnten Gifte sind jedoch ganz verschieden von denjenigen aus la Peca, so wie vom Gifte von Lamas und Moyobamba. Sie rühren von ganz verschiedenen Pflanzen her. Die Bereitung des Curare ist ganz einfach; die Verfertigung des Giftes von la Peca sehr verwickelt. Dem Safte des Bejuco de Ambiuhasca wird jamaischer Pfeffer, Sanango (Tabernae montana) und der Milchsaft einiger Apocineen beigemischt. Der frische Saft der Ambiuhasca wird tödtlich, sobald er in Berührung mit dem Blute kömmt, wogegen der Saft des Mavacure erst eingesotten werden mufs. Als Herr von *Humboldt* bei sehr schwüler Witterung die Pflanze, welche das furchtbare Gift von la Peca liefert, zwischen den Fingern eine Zeitlang rieb, fühlte er die Hände ganz erstarrt, und eine Person, die neben ihm arbeitete, empfand dieselbe Wirkung der Einsaugung durch die unverletzte Haut. In den Missionen ist die allgemeine Art, die Thiere zu töd-

ten, sie mit giftigen Pfeilen in den Schenkeln zu verwunden. Es wird beinahe kein Huhn verspeist, ohne auf diese Art getödtet worden zu seyn. Grofse Vögel sterben in zwei bis drei Minuten, ein Schwein oder Pelari zwischen 9 bis 12 Minuten. Man darf sich nicht das geringste Bedenken machen, ein Thier zu verspeisen, das auf diese Art getödtet worden ist. Es wird dieses Gift durchaus unschädlich, wenn es nicht die Blutmasse berührt, allein mit dem Blute in Berührung gebracht, ist es furchtbar wirksam. In Maypures verfertigte ein Zambo für Herrn *Bonpland* solche vergiftete Pfeile, mit denen durch Blasrohre auf kleine Affen und Vögel Jagd gemacht wird. Er war ein Zimmermann von ungewöhnlicher Stärke. Weil er nun die Unvorsichtigkeit begangen hatte, das Curare zwischen den Fingern zu reiben, nachdem er sich zuvor leicht verwundet hatte, so fiel er, vom Schwindel ergriffen, zu Boden, und blieb beinahe eine halbe Stunde in diesem Zustande. Er würde auch unfehlbar gestorben seyn, wäre es nicht zum Glücke geschwächtes Curare gewesen, welches man bei Thieren anwendet, die man wieder zum Leben bringen will, indem man salzsaure Soda in die Wunde bringt. Herr von *Humboldt* selbst wäre beinahe das Opfer geworden seiner Versuche. Aus einem nicht gut geschlossenen Gefäfse hatte sich das Curare in ihre Wäsche ergossen. Beim Auswaschen hatte man vergessen, einen Strumpf umzuwenden, in den sich das Curare ergossen hatte, und erst, indem er ihn anziehen wollte, wurde er

gewahr, dafs er mit klebriger Materie beschmutzt war. Die Gefahr war um so furchtbarer, als die Fufszehen durch mifslungenes Ausziehen der Sandflöhe blutige Wunden hatten. Der Reisende, welcher dieses Gift mit sich führt, mufs es daher mit gröfster Vorsicht bewahren. Gegen die Wirkung des Curare kennt man kein sicheres Gegenmittel, wenn dasselbe frisch und in gehöriger Stärke in die Wunde kommt. Man wendet Soda, Zucker und ähnliche Gegenmittel an, allein es ist allezeit mehr die geringe Verletzung und die Schwäche des Giftes. Man kann einen verwundeten Menschen retten, wenn die Wunde grofs genug ist, der Pfeil schnell herausgezogen wird und das Blut sanft herausfliefst. Die Indianer beschreiben die Symptome der Vergiftung ganz dem Bisse giftiger Schlangen ähnlich. Die verwundete Person fühlt einen vermehrten Blutantrieb zum Kopfe und der Schwindel nöthigt zum Niedersitzen. Es folgt Ekel, wiederholtes Erbrechen, brennender Durst, Betäubung und Erschlaffen der Theile um die Wunde her.

Der Giftherr freute sich sehr der Theilnahme, die ihm bezeiget wurde, er bezweifelte gar nicht, dafs die Herren von *Humboldt* und *Bonpland* gute Seifensieder seyen, denn nach dem Curare schien ihm die Seife die herrlichste Erfindung des menschlichen Geistes zu seyn. Aus Dankbarkeit führte er sie zum Indianerfeste, der Juvias-Ernte. Es ward durch Tänze gefeiert, wobei man sich der rohesten Völlerei überliefs. Die Hütte, in der die Indianer

versammelt waren, gewährte einen der seltsamsten Anblicke. Weder Tisch noch Bank war in der Hütte, aber in symmetrischer Reihe standen große, geschwärzte und gebratene Affen an der Mauer umher, es waren Marimonden oder die bärtigen Kapuziner-Affen. Der Anblick ist dem civilisirten Menschen widrig und ekelhaft. Es wird nämlich der Affe auf einem hölzernen Rost in der Stellung eines sitzenden Kindes gebraten, und sieht man die Wilden diese Affen hernehmen und verspeisen, so wird der geringe Abscheu, den diese Menschen vor dem Menschenfleische haben, sehr erklärlich. Ist ein Mal die Phantasie an den Anblick des Essens menschenähnlicher Thiere gewöhnt, so dürfte er sich den Menschen selbst um so mehr schmecken lassen, als das Fleisch des letztern unendlich schmackhafter, als das zähe und dürre Affenfleisch ist.

Der Tanz der Indianer ist sehr einförmig. Die Weiber sind ausgeschlossen. Die Männer, alt und jung, geben sich die Hände, und drehen sich stundenlang still und ernst, langsam von der Rechten zur Linken. Die Jäger sind zugleich auch Musikanten, welche dumpfe Töne aus einer Reihe von Schilfrohr ungleicher Länge hervorbringen; den Takt bezeichnet ein Anführer durch das Zusammenbiegen der Kniee. Diese Scenen erinnern an die Bachusumzüge auf den Gefäßsen Groß-Griechenlands. Mit Verwunderung sieht man junge Indianer in das Schilf eilen, sich Flöten schneiden, dieselben stimmen, und sogleich gebrauchen. Überall hat das Schilf

eine grofse Rolle in der Culturgeschichte der Völker gespielt, und mit Recht sagten davon die Griechen, es habe das Schilfrohr die Völker unterjocht, indem es Pfeile lieferte; es habe aber auch die Sitten gemildert, durch den Reiz der Musik; hinwieder habe es dem Verstande sich entwickeln geholfen, indem es Schreibwerkzeuge gewährte. Diese verschiedene Benützung des Schilfrohrs bezeichnet gleichsam drei Perioden im Völkerleben. Die Völker am Orinoko stehen auf der untersten Stufe. Das Schilfrohr dient ihnen als Kriegs- und Jagdwaffe; die Flöte des Hirtengottes hingegen hat ihnen noch keine Töne geliefert, welche sanfte und humane Gefühle hervorrufen.

In der Hütte, in welcher das Fest gefeiert wurde, trafen sie eine grofse Menge vegetabilischer Erzeugnisse an. Drei darunter waren besonders merkwürdig. Das erste ist die Frucht der Juvia, die wir schon öfter erwähnt haben. Der Almendron oder Juvia, Bertholetia excelsa, ist einer der prachtvollsten Waldbäume der neuen Welt, und verdankt seine Bekanntmachung vorzüglich Herrn von *Humboldt*. Er wird in den Wäldern an den linken Ufern des Orinoko angetroffen, und die Indianer versicherten, dafs oberhalb Gehette und Chiguire die Juvia und wilden Cacao-Bäume ganz gemein wären, so dafs man beim Einsammeln von den Wilden gar nicht gestört werde, weil der Überflufs so grofs ist, dafs man ihnen keinen Eintrag thut. Die Juvia trägt sehr grofse harte Früchte, Drupa genannt.

Sie haben die Gröfse eines Menschenkopfs, und in dieser aufserordentlich harten Hülle sind dreieckige Mandeln enthalten. Die Sammler laufen grofse Gefahr, wenn diese Früchte reif sind, und dann von einer Höhe von 50 bis 60 Fufs herabfallen. Die Mandeln geben vortreffliches Öhl, und sind schon lange in Europa unter dem seltsamen Namen der Kastanie aus Brasilien bekannt. Der Baum, welcher diese Mandeln liefert, hat insgemein nur zwei bis drei Fufs Durchmesser, aber er erreicht eine Höhe von 100 bis 120 Fufs. Er breitet seine sehr langen Äste gegen die Gewohnheit anderer Tropenbäume, die gerade auf stehen, weit aus. Sie sind unten fast nackt, gegen die Spitze hin aber mit dichten Blattbüscheln besetzt. Da die Blätter nur zwei Fufs lang und halb lederartig, mithin schwer sind, so beugen sich die Äste gegen die Erde hinab. Die Blätter sind auf der Unterseite etwas silberfarb. Herr von *Humboldt* sah ihn nicht blühen. Er blüht erst in einem Alter von fünfzehn Jahren, und seine Blumen öffnen sich Ende März oder Anfang April. Die Früchte reifen gegen Ende Mai, und einige Bäume behalten derer bis Ende August. Da diese Früchte oft 12 Zoll im Durchmesser halten, und sehr hart sind, so verursacht ihr Fall, zur Zeit der Reife, ein entsetzliches Getöse. Nichts kann die Kraft der Vegetation in diesen Ländern besser begreifen machen, als der See - Cocosbaum unter den Monocotyledonen und die Bertholetia unter den Dicotyledonen. Nur unsere Kürbisse können etwas

dergleichen aufweisen, wie Gewächse in wenig Monaten Früchte von so ausserordentlicher Gröfse hervorbringen können; aber in Hinsicht auf Gehalt können unsere wässerigen Kürbisse freilich nicht verglichen werden, mit jenen Früchten voll Kraft und Gehalt. Unter dem Tropenhimmel bildet sich innerhalb 50 bis 60 Tagen eine Fruchthülle, deren holziger Theil einen halben Zoll Dicke hat, und mit den besten Werkzeugen kaum durchsägt werden kann, und der kein Baumholz gleichkommt. Die Fruchthülle stellt die Grundzüge von vier Abtheilungen dar, zuweilen auch fünf. Die Samen haben zwei völlig getrennte Hüllen, welcher Umstand die Bildung der Frucht zusammengesetzter macht, als bei andern Nüssen. Die erste Decke ist beinig, holzig, dreieckig und auf der äufsern Fläche höckerig und zimmtfarb. Vier oder fünf, zuweilen acht dieser Nüsse sind an einer Centralscheidewand befestigt, und da sie sich später bei voller Reife ablösen, so bewegen sie sich frei in dem grofsen kugelförmigen Fruchtbehälter. Die Kapuziner-Affen, die besondere Liebhaber sind von diesen Mandeln, werden schon durch das blofse Geräusch angelockt. In jeder Frucht werden gewöhnlich 15 bis 22 Mandeln angetroffen. So lange sie frisch sind, ist ihr Genufs äufserst angenehm, und man kann sie ohne Nachtheil in beträchtlicher Menge speisen. Die zweite Hülle der Frucht ist braungelb. Sie enthalten sehr viel Öhl, was denn die Ursache ist, dafs sie sehr schnell ranzig werden. Der Behälter ist

an der Spitze durchbohrt, und springt nie von selbst auf. Viele verlieren daher die Keimfähigkeit durch Ausflufs des Öhls aus dem Samenlappen, bevor die äufsere Hülle des Fruchtbehälters in der Regenzeit sich durch Fäulnifs öffnet. Man erzählt wohl ein Mährchen, dafs die Kapuziner-Affen die Frucht mittelst Umherrollens zu öffnen verstünden: allein das ist unmöglich, und nur mittelst der Zähne kann es beharrlichen Nagern gelingen, sich der Früchte zu bemächtigen. Sobald die Nüsse fallen, sammeln sich die Thiere des Waldes, die Affen, die Monavìs, Eichhörnchen, Cavia, Papageien und die Aras, die alle das Vermögen besitzen, die Früchte zu öffnen. Sie eilen mit den Mandeln auf die Bäume, und auch sie, sagen die Indianer, feiern ihr Fest, und aus den Klagen dieser kann man schliefsen, dafs jene sich für die legitimen Herren der Ernte halten. Da die Mandeln schnell keimunfähig werden, so müfste man junge Pflänzchen in Kisten, mit der Erde gefüllt, darein sie gekeimt sind, zu Tausenden setzen, und sie so auf Piroguen nach dem Orte ihrer Bestimmung führen.

Eine zweite merkwürdige Pflanze, welche Herr von *Humboldt* in der Hütte der Indianer fand, ist das Schilf, woraus sie Blasrohre verfertigten. Die Länge desselben betrug 15 bis 20 Fufs, ohne dafs daran der mindeste Astknoten zu bemerken gewesen wäre. Die Schilfrohre kommen vom Fufse der Gebirge von Yumariquin und Guanaja her, und sind jenseits des Orinoko unter dem Namen des Schilf-

rohrs von Esmeralda sehr gesucht. Ein Jäger behält lebenslänglich sein Schilfrohr, und weiſs von demselben so viel zu erzählen, als unsere Jäger von ihren Flinten. Herr von *Humboldt* konnte das Geschlecht nicht bestimmen, zu welchem dieses bewundernswerthe Schilf gehört, und eben so wenig die Pflanze, aus welcher die Marima-Hemden verfertigt werden. Am Abhange des Duida sahen sie Stämme des Hemdenbaumes (die Mosquitos ausgenommen, ist es doch ein wahres Schlaraffenland dieses Guiana, und mit der Zeit werden die Leute da Dorado finden) von fünfzig Fuſs Höhe. Die Indianer schneiden röhrenförmige Stücke davon ab, welche zwei Fuſs im Durchmesser halten, von denen sie die rothe, faserige Rinde trennen, und sich dabei vor Längeneinschnitten in Acht nehmen; nun machen sie zwei Seitenöffnungen für die Arme, und schlieſsen hinein, und haben ein Hemd, das einem Sacke ohne Nath aus grober Leinwand gleichsieht. Sie tragen dasselbe zur Regenzeit, wo es ihnen treffliche Dienste leistet. Die Missionäre sagen daher mit Recht, daſs den Wilden die Hemden auf den Bäumen wachsen; dazu kommen noch die Scheiden- oder Spitzhauben, bestehend in der groſsen Blumenscheide einiger Palmenarten, die einem spitzigen Gewebe gleichen.

Von dem erwähnten Feste waren die Weiber ausgeschlossen. Ihr Geschäft war: die Männer mit Affenbraten, Palmenwein und Palmkohl zu bedie-

nen, wenn diese sich genug getanzt hatten. Das heifse ich doch eine verkehrte Welt! —

Sechstes Kapitel.

Der Lauf des Orinoko oberhalb Esmeralda. — Abreise von Esmeralda. — Tiger.

Die meisten dieser Völker leben in ihrem wilden Zustande in Vielweiberei. Das Christenthum duldet dieses nicht, und darum behält der Indianer, welcher sich taufen läfst, nur ein Weib, deren Wahl er meist dem Missionär überläfst. Die Weiber sind Sclavinnen der Männer und werden von diesen wohl gar aufgefressen. Nur das Christenthum kann die Völker civilisiren, und es ist kein geringer Vorzug desselben, dafs es die Ehe ordnet, und so das gröfste Hindernifs der Cultur, die Vielweiberei abschafft und die Hausfrau zu der ihr gebührenden Würde erhebt.

Über den Lauf des Orinoko, ostwärts der Mission Esmeralda, weifs man bis jetzt nicht viel, und auch Herr von *Humboldt* liefert nur das, was er aus den Angaben der Indianer abnehmen konnte. Der Duida gehört einer Gruppe von Granitbergen an, welche vom Rio Tamatama west- und ostwärts vom Rio Quapo begrenzt wird. Zwischen diesen beiden Zuflüssen des Orinoko fliefst mitten durch die Wälder der Mauritia-Palmen der Rio Sodomoni, an dessen Ufer vortreffliche Ananas wachsen. Da der Baro-

meter in den Wäldern des Orinoko zerbrochen war, so mufste der Berg Duida trigonometrisch gemessen werden. Diese Messung gab 1118 Toisen über der Ebene von Esmeralda, und also wahrscheinlich 1300 Toisen über der Meeresfläche. Der Barometer brach durch die Feuchtigkeit, welche das hölzerne Gefäfs anschwellte, und dessen Spannung die Glasröhre nicht widerstehen konnte. Vorrichtungen aus Zinn oder Silber dürften für diese Instrumente überhaupt zweckmäfsiger, als Holz seyn. Der Duida weicht an Höhe nur wenig der Silla von Caracas, und wird auch hier im ganzen Lande für einen Riesenberg gehalten, ein Umstand, aus dem man schliessen kann, dafs die ganze östliche Berggruppe des Parime keinen Gipfel enthält, der den höchsten Spitzen der Pyrenäen gleich käme. Der Gipfel des Duida ist dermafsen senkrecht abgestutzt, dafs die Indianer ihn bisher vergebens zu besteigen versucht haben; bekanntlich sind auch die niedern Berge nicht selten die unersteiglichsten. Im Anfange und zu Ende der Regenzeit nimmt man, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Missionäre und Indianer, auf dem Gipfel des Duida Flammen wahr, welche nicht immer an gleicher Stelle zu verbleiben scheinen. Dieser Umstand hat dem Berge den Namen eines Vulkans verschafft. Man könnte zwar glauben, dafs der Blitz von Zeit zu Zeit das Gebüsch entzünde, dieses ist jedoch hier in diesem nassen Klima, bei den saftstrotzenden Pflanzen nicht so leicht, und die Flammen zeigen sich oft da, wo der Boden kaum

mit einigem Rasen bewachsen ist, und dann werden diese Erscheinungen an völlig gewitterlosen Tagen und auch auf dem Gipfel des Guaraco, eines am entgegengesetzten Ufer des Orinoko liegenden Berges, wahrgenommen, welcher Hügel bis 600 Fuſs über die Ebene erhöht ist. Es ist daher wahrscheinlich, daſs irgend eine unterirdische Ursache diese Flammen erzeugt. Der Duida ist mit Gängen angefüllt, die zum Theil offen, zum Theil mit Quarz- und Schwefelkies ausgefüllt sind. Gasartige Ausdünstungen können daher durch diese Verklüftungen leicht aus dem Innern der Erde zu Tage kommen. Wir haben ähnliche Erscheinungen schon im ersten und zweiten Theile beschrieben: z. B. den Cuchivero bei Cumanacoa. Der Grund aller dieser Erscheinungen ist im Urgebirge tief unter dem Ubergang- und Flötzgebirge zu suchen. Die wärmsten Quellen finden sich im Granit- und das Steinöhl haben wir aus Glimmerschiefer quellen sehen. Furchtbare Knalle sind in Encamerada mitten im granitischen Boden gehört worden. Hier, wie auf dem ganzen Erdballe, liegt der Herd der Vulkane im ältesten Gebirge, und zwischen den groſsen Erscheinungen, welche die Rinde unsers Planeten emporheben und flüssig machen, und jenen feurigen Erscheinungen, die man auf der Oberfläche der Erde wahrnimmt, und die man, ihrer Kleinheit wegen, atmosphärischen Einflüssen ganz allein zuzuschreiben geneigt ist, scheint ein inniger Zusammenhang zu bestehen. Obgleich der Duida die Höhe, welche der Volks-

glaube ihm zuschreibt, nicht besitzt, so ist er doch der höchste Punkt der ganzen Berggruppe, welche das Becken des Orinoko von dem des Amazonenstromes trennt. Diese Berge senken sich noch schneller nordwärts, als ostwärts. Die höchsten Gipfel nach dem Duida sind nordwärts der Cuneva, an den Quellen des Rio Paru, der Sipapo, der Calitamini, welcher mit dem Cunavani und den Pik von Uniana eine gemeinsame Gruppe bildet. Ostwärts zeichnen sich aus der Maravaca, zwischen dem Rio Causimomi und Padamo; am linken Ufer des Orinoko: die Berge von Guanaja von Yumariquin.

Von Esmeralda fährt man noch aufwärts bis zu den Wasserfällen, die von den Guaicas-Indianern besetzt sind, und für's erste alles weitere Vordringen der Spanier hindern. Bis dahin hat man zwei Tagfahrten zum Rio Padamo, wo der Orinoko auch eine Breite von 3 bis 400 Toisen behält. Er hat vom rechten Ufer zahlreiche Zuflüsse, weil da die Ufer durch hohe Berge begrenzt sind. Der Pflanzenwuchs ist hier sehr kräftig, so daſs sich überall eine unermeſsliche Menge Bauholz findet. Die Ceiba wird daselbst in Stämmen von 16 Fuſs Durchmesser angetroffen. Vom Padamo gelangen die Indianer in anderthalb Tagen zum Rio Mavaca, der in den hohen Bergen von Unturan entspringt. Zwischen den Einmündungen des Podamo und Mavaca empfängt der Orinoko den Ocamo, in welchen sich der Rio Mataconna ergieſst. An den Quellen dieses Flusses wohnen die Guainares-Indianer, wel-

che nicht so kupferroth, sondern schwarzbrauner sind, als die andern Eingebornen dieser Gegenden. Beim Einflusse des Mavaca nimmt der Orinoko plötzlich an Breite ab, und oberhalb bei den Wasserfällen der Guahibos ist er schon so schmal, daſs die Guahibos-Indianer eine Brücke aus geflochtenen Lianen-Gewächsen über denselben gespannt haben, welche sie an die aus dem Wasser ragenden Felsen befestigen. Die Guahibos-Indianer, nebst noch einigen Stämmen, sind von kleinerer Statur und hellerer Farbe, als die übrigen Indianer. Das ganze Land oberhalb der Wasserfälle der Guahibos ist so gut, wie unbekannt, und daher das Land der Vermuthungen, der Mährchen, und öfters schon der Schauplatz grausamer Gemetzel. Hier sucht man die Goldstadt und den See Parime voll Schätze; hieher werden, wie schon oben erwähnt, die Ungeheuer der frühern Reisebeschreiber versetzt. So viel scheint gewiſs, daſs der Orinoko nicht aus einem See Parime, der nirgend vorhanden zu seyn scheint, sondern aus mehreren Quellen des Berglandes und der Vereinigung mehrerer Flüsse zu entspringen scheint. Das Land bietet feuchte Wildnisse, und wilde Stämme von Indianern, die bisher ihre Unabhängigkeit zu erhalten gewuſst haben, und jetzt darauf um so eifersüchtiger zu seyn scheinen, als ihnen das Loos der besiegten Stämme keineswegs beneidenswerth erschien. Ein Commandant von San Carlos hatte einen Zug in diese Gegenden unternommen, ward von den Indianern mit vergifteten Pfei-

len angegriffen, und richtete unter ihnen ein fürchterliches Gemetzel an. Diese rächten sich später dafür, indem sie 1776 die zwischen Esmeralda und dem Rio Erevato errichteten Militärposten in einer Nacht angriffen, und dieses Unternehmen mit solcher Kühnheit ausführten, dafs man es bis jetzt nicht mehr gewagt hat, in jene Gegenden einzudringen. Die Quellen des Orinoko sind also bis jetzt noch unerforscht, und selbst Herr von *Humboldt* fand es unthunlich, bis zu ihnen vorzudringen.

Am 23. Mai verliefsen sie die Mission Esmeralda. Die Pirogue war bereits von den Ameisen in Besitz genommen, und mufste ihnen förmlich wieder abgenommen werden, und das war keine leichte Arbeit. Noch hatten sie beinahe einen Monat in ihr zuzubringen, bis sie Angostura erreichten, und schon jetzt zeigte sich eine Schwäche in ihrem Körper, welche eine Folge ausgestandener Mühseligkeiten und der schlechten Nahrung war. Im Augenblicke der Einschiffung drängten sich die andern erwähnten farbigen Leute, welche nach Esmeralda verbannt waren, zur Pirogue, und baten, sich beim Statthalter für sie zu verwenden, damit sie Esmeralda verlassen dürften. So schwer auch, meinten sie, ihre Vergehungen seyen, so hätten sie doch seit zwanzig Jahren unter den Qualen der Mosquitos dafür gebüfst. Herr von *Humboldt* hat es auch gethan; allein vergebens. Übrigens kam Herrn von *Humboldt* die Mosquitos-Plage in Esmeralda nicht gar so heftig vor, als auf dem Cassiquiare. Die

Ursache mag jedoch darin liegen, dafs er hier sich Bewegung machen konnte; auf dem Cassiquiare aber mufsten sie in der Pirogue, gleichsam angeschmiedet, sich den Mosquitos Preis geben. Sie gebrauchten hier auch kühlende Waschwasser. Der Citronensaft und mehr noch jener der Ananas minderte die Schmerzen, und schien die Geschwulst zu heben. Übrigens erzählen die Einwohner von Esmeralda einen besondern Vorfall, der in der Mosquitos-Geschichte Epoche machte. 1795, eine Stunde vor Sonnenuntergang, wo die Mosquitos eine dichte Wolke zu bilden pflegen, wurde die Luft plötzlich von Mosquitos frei. Kein einziges Insekt konnte wahrgenommen werden, und doch war der Himmel unbewölkt und kein Wind verkündigte Regen. Man mufs in diesen Gegenden gelebt haben, um sich einen Begriff von dem Erstaunen zu machen, welches das plötzliche Verschwinden dieser Insekten hervorbrachte. Man beglückwünschte sich gegenseitig, und befragte sich, ob dieses Glück und diese Erleichterung wohl Dauer haben möchte. Bald jedoch überliefs man sich ängstlichen Besorgnissen, man glaubte die Ordnung der Natur habe sich umgekehrt. Alte Indianer, diese Gelehrten des Landes, behaupteten: das Verschwinden der Mosquitos müsse der Vorläufer eines heftigen Erdbebens seyn. Man stritt sich mit Hitze, lauschte jeder Bewegung der Luft, und als sich diese wieder mit Insekten füllte, freute man sich ganz eigentlich über ihre Wiederkehr. So ist der Mensch der Gewohnheit unterwor-

fen, dafs er bei jeder Veränderung ängstlich wird, und beim Gefühle seines Looses auf Erden mifstrauisch, sogar sich die einmal gewohnten Plagen zurückwünscht.

Nach einer vierstündigen Fahrt stromabwärts schlugen sie ihr Bivouak nun wieder an der Stelle auf, bei dem Punkte der Gabeltheilung, wo vor wenigen Tagen die Jaguare den getreuen Hund entführt hatten. Alle Versuche der Indianer, nur eine Spur des Thieres zu entdecken, war ohne Erfolg geblieben. Die ganze Nacht hindurch umgaben Jaguare mit ihrem Geheule das Lager. Sie sind hier ungemein zahlreich, und hier ist auch der schwarze Tiger zu finden, dessen Felle man den Fremden in Esmeralda gezeigt hatte. Dieses Thier ist durch seine grofse Wildheit berüchtigt, und scheint durch seine Gröfse noch den gemeinen Jaguar zu übertreffen. Die Indianer behaupten, der schwarze Tiger sey sehr selten, er vermische sich nie mit dem gemeinen Jaguare und bilde eine eigene Rasse. Diese Bemerkungen sind durch neue Forschungen bestätigt worden. In Paraguay sind weifse Tiger gesehen worden, denn diese Thiere, die man die schönen Panther von Amerika nennen könnte, haben zuweilen so blasse Flecken, dafs sie auf dem völlig weissen Grunde kaum bemerkt werden können. Bei den schwarzen Jaguaren ist es die dunkle Farbe, welche die Flecken verschwinden macht. Man müfste sich lange in Esmeralda aufhalten, und die Indianer auf ihren oft gefährlichen Tigerjagden begleiten, wenn

man diese Thierarten genau kennen lernen wollte. Übrigens ist die Menge dieser Thiere sehr bemerkenswerth in einem Lande, welches von Vieh entblöfst ist. Der Tiger am Orinoko führt ein elendes Leben im Vergleiche mit jenem der Pampas von Buenos-Ayres, der Llannos von Caracas und anderer mit Hornvieh besetzten Ebenen. In den spanischen Colonien werden jährlich bei 4000 Jaguare getödtet, worunter mehrere die Gröfse der asiatischen Königstiger erreichen.

Am 24. Mai, mit Aufgang der Sonne, fuhr man weiter. In einer Felsenbucht, welche einst den Durimundi-Indianern zur Wohnung gedient hatte, war der aromatische Wohlgeruch der Pflanzen so stark, dafs er den Reisenden lästig fiel. Sie konnten jedoch nicht erfahren, von welchen Blumen dieser Wohlgeruch herkam, weil es unmöglich war, in den Wald einzudringen. Herr *Bonpland* glaubte es seyen Blumenbüsche von Pancratium und andern Liliengewächsen, welche die Luft mit ihren Ausdünstungen sättigten. Den Orinoko abwärts fahrend, kamen sie verschiedenen Flüfsmündungen vorbei. Die Ufer sind hier völlig öde, nordwärts erheben sich hohe Berge, welche von einigen wilden Stämmen bewohnt werden; südwärts dehnen sich unabsehbare Ebenen aus, bis über die Quellen des Atabapo hin, aber in ihnen wird auch nicht eine einzige Spur menschlicher Wesen angetroffen. Dieser öde grofse Strom, auf dem nicht einmal eine Fischerbarke schwebt, hat etwas Trauriges und ge-

währt heut zu Tage ein Bild der Öde und Verlassenheit. Immer war es nicht so. Einst bewegten sich hier Völker, die eine höhere Stufe der Cultur erreicht hatten, als die wilden Völker, die jetzt in zerstreuten Familien schüchtern umherirren. Die Ebenen der Guaina-Savánen sind mit Felsen bedeckt, die aus dem härtesten Granite bestehen. Diese Felsen sind mit rohen Sculpturen bedeckt, welche Bilder von Sonne, Mond und Sterne, von Land- und Wasserthieren darstellen, und auf ein Volk hindeuten, wovon die wilden Banden nur noch traurige Überreste sind. Diese Sculpturen gleichen, in einem Umfange von mehreren tausend Quadrat-Meilen vollkommen denen, welche wir schon oben an der Mündung des Apure erwähnt haben. Weiter östlich trifft man in der Ebene des Cassiquiare und Conorichite, in einer Entfernung von 150 Meilen, ebenfalls diese Hieroglyphen in den Felsen an. Es sind keine Buchstaben, sondern unförmliche rohe Figuren, welche Himmelskörper, Tiger, Krokodille, Boas-Schlangen und zur Bereitung des Manioc-Mehls dienliche Werkzeuge darstellen. Die Bedeutung dieser Bildwerke, die Art ihrer Entstehung und wer die Urheber waren, wird wohl immer in Dunkel gehüllt bleiben; für den Forscher der Menschen-Geschichte haben sie jedoch Wichtigkeit. Diese Denkmäler scheinen dem Bergthale von Esmeralda eigenthümlich. Sie finden sich im Hafen von Sedenno bis an die Gestade des Caura, wo der Granit nackt zu Tage liegt. Die Tamanaken-Völker, als die alten

Bewohner des Landes, erhalten auch hier eine alte Sage, die sich auf diese Gegenden bezieht, und mit allen Überlieferungen, die auf die Erneuung des Menschengeschlechtes Bezug haben, in Übereinstimmung ist. *Amalivaca*, der Vater der Tamanaken (das will sagen: der Schöpfer des Menschengeschlechts; denn jedes Volk hält sich für den Urstamm der Menschheit), traf zur Zeit der grofsen Überschwemmungen in einer Barke ein. Diese Zeit heifst die Wasserzeit, als die Fluthen des Oceans sich im Binnenlande an den Bergen von Esmeralda zerschlugen. Damals ertranken alle Menschen, mit Ausnahme eines Mannes und eines Weibes, die sich auf einen unweit von den Gestaden des Asiveru oder Cuchiveru befindlichen Berg flüchteten. Dieser Berg ist also auch hier wieder ein Ararat. *Amalivaca* hat auf seiner Fahrt in der Barke die Bilder in die gemalnen Felsen eingehauen. Die über einander gethürmten Granitblöcke heifsen noch heut zu Tage Haus oder Wohnung des Ahnherrn der Tamanaken (Amalivaca Chambural). Unfern von dieser Hütte wird in der Ebene von Maita ein grofser Stein gezeigt, welcher *Amalivaca's* Trommel gewesen ist. Diese Person hatte in der Heldenzeit einen Bruder, *Vochi* genannt, welcher dem *Amalivaca* Hülfe leistete, um der Erde ihre gegenwärtige Gestalt zu geben. Diese zwei Brüder wollten dem Flusse Orinoko die Einrichtung geben, dafs die eine Seite des Stromes aufwärts, die andere abwärts flöfse, was ihnen jedoch bei aller ihrer Gewalt unmöglich war.

Amalivaca hatte mehrere Töchter, die grofse Neigung für Reisen hatten, und denen er daher die Beine zerschlug, um sie an ein beständiges Leben zu gewöhnen, und zu zwingen, das Land der Tamanaken zu bevölkern. Nachdem *Amalivaca* hier diesseits des grofsen Wassers in Amerika alles vollbracht hatte, schiffte er sich wieder ein, und kehrte an das andere Ufer, von welchem er hergekommen war, wieder zurück. Seit die Eingebornen von Missionären besucht worden, bilden sie sich ein, Europa sey das andere Land, und sie fragten sogar den Pater *Gili*, ob er den *Amalivaca*, den Vater der Tamanaken, von dem diese Bilder auf dem Felsen herrühren, gesehen habe. Ähnliche Sagen findet man im ganzen Amerika, und sie schliefsen sich an die der alten Welt zu sehr an, um nicht in ihrer Verstümmelung eine und dieselbe Offenbarung zu erkennen. Die Grundzüge bleiben immer dieselben. Und was die heilige Urkunde der Bibel so rein und wahrhaft aufbewahrt hat, finden wir, wenn gleich mannigfaltig entstellt, doch in seinen Grundzügen sehr deutlich, bei allen Völkern der Erde wieder.

Diese Angaben von einer grofsen Wasserfluth und einem geretteten Menschenpaare, welches die Früchte der Mauritia rücklings warf, um die Erde auf's neue zu bevölkern; diese National-Gottheit, *Amalivaca*, die über Wasser aus einem fremden Lande herkommt, der Natur Gesetze vorschreibt, und die Völker auf ihre Wanderungen zu verzichten zwingt; diese verschiedenen Züge einer alten

Glaubenslehre verdienen Aufmerksamkeit. Was die Tamanaken erzählen, dürfte von andern Völkern, die vor ihnen dies Land bewohnten, auf sie übergegangen seyn. *Amalivaca* ist jedoch nicht der grofse Geist oder der Alte vom Himmel, sondern eine Person der Heldenzeit. Bei allen Völkern vermenschlichen sich die Götter, und alle bekennen eine Offenbarung der Gottheit. Diese geschieht auf zweierlei Art. Bald steigen die Gottheiten auf die Erde nieder, und werden Gesetzgeber und Einrichter der Staaten, wie im Morgenlande; bald sind es, wie bei den Griechen und abendländischen Völkern, Priesterkönige, denen man die Menschlichkeit abstreift, um sie zu National-Gottheiten zu erheben. *Amalivaca* war ein Ausländer, wie *Manko-Kapak, Bohica* und *Quetzalcohuatl*. Diese aufserordentlichen Menschen, die im alpinischen oder civilisirten Theile von Amerika, auf dem Plateau von Peru, Neu-Granada und Anahuak die Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft getroffen, die Opferungen angeordnet, die Religions-Orden gestiftet haben. Der Mexikaner, *Quetzalcohuatl,* dessen Abkömmlinge *Montezuma* in den Gefährten des *Cortez* zu erkennen geglaubt hatte, stellte noch eine Ähnlichkeit mehr mit *Amalivaca* dar. Im hohen Alter verliefs der Oberpriester von Thula die Landschaft Anahuak, die er mit seinen Wundern erfüllt hatte, um in ein unbekanntes Land, Tlapelan genannt, zurückzukehren. Als der Mönch *Bernhard* in Mexiko eintraf, wurde er daselbst eben so gefragt: ob er *Quetzalcohuatl*

gesehen habe, wie man zweihundert Jahre später den Pater *Gili* in Hinsicht auf *Amalivaca* befragte.

Vom 24. bis 27. Mai hatten sie nur zwei Mal am Lande übernachtet. Da der Flufs klippenfrei ist, so hatten sie sich ganz demselben überlassen. Einmal landeten sie in der Mission Santa Barbara, einem kleinen Dorfe von 120 Einwohnern, wo einiger Gewerbfleifs angetroffen wird, der jedoch nicht den Eingebornen, sondern, wie überall in den Missionen, dem Missionär zu Gute kommt. Es gibt hier auch einiges Hornvieh, welches man jedoch nicht zum Treten der Mühlen verwendet, als wo Indianer gebraucht werden. Die Weiden der Ebenen von St. Barbara sind nicht so fett, als in Esmeralda, aber doch besser, als in San Fernando. Am 26. verliessen sie St. Barbara, wo die Indianer beschäftiget waren, dem Missionär ein Haus zu bauen. Sie fuhren nun abwärts, und die Fahrt ging schnell von Statten. Den ganzen Tag hatten sie die reizenden Berge von Sipapo, die nordwestlich sich auf 18 Meilen erstrecken, vor Augen. In dieser Gegend ist der Pflanzenwuchs üppig und durch Mannigfaltigkeit schön und reizend. Die Nacht über bivakiren sie auf der Insel Minisi und trafen am 27. Mai wieder in San Fernando de Atabapo ein. Einen Monat vorher hatten sie dasselbe Haus des Missionärs bewohnt, jetzt bewohnten sie es wieder, nachdem sie eine grofse, gefahrvolle Reise vollbracht hatten. Der Aufenthalt in diesem reizenden Dorfe, unter dem Schatten der Pfirsich Palme, dauerte nur einen Tag.

Es wurde verschiedentlich von der Mission und ihren bessern Einrichtung gesprochen, und die Hütten der Indianer besucht. Um diese Hütten, die übrigens sehr rein zu seyn pflegen, flogen zahme Pauxis herum, und Affen gehörten zu den Hausthieren. Unter diesen letztern trafen sie auch eine neue Art an, die sich durch ihren schönen Pelz und gelehrige Sanftheit auszeichnet.

Am 27. Mai setzten sie ihre Reise fort. Sie reiseten nun schon wie durch ein bekanntes Land, und gelangten so nach Maypures, wo sie zwei Tage verweilten, um die Pirogue durch die Cataralten führen zu lassen. Der Pater *Zea* war hier zu Hause, und wollte nun noch unsere Freunde bis Atures begleiten mit sieben Indianern. Der Indianer *Zerepe* aber, der auf der Tortuga-Insel die Schläge bekommen hatte, war sehr traurig. Er hatte seine Geliebte durch die Reise eingebüſst, welche er heirathen wollte, und die jetzt für ihn verloren ging. Er war in Maypures geboren, und bei seinen Verwandten vom Stamme der Macos in der Wildniſs erzogen worden. Er hatte ein zwölfjähriges Mädchen mit in die Mission gebracht, und wollte es nach seiner Rückkehr von den Reisen mit unsern Freunden heirathen. Der jungen Indianerinn kam das Leben in der Mission sehr langweilig vor. Es ward ihr gesagt, die Weiſsen zögen in das Land der Portugiesen, und nähmen *Zerepe* mit sich. Hiedurch in ihren Hoffnungen getäuscht, bemächtigt sie sich eines Kahns, setzt in Begleitung einer ihrer

Gefährtinnen über das Raudal, und flüchtet *al Monte*, um wieder zu den Ihrigen zu kommen. Die Erzählung dieser muthvollen That war die grofse Neuigkeit des Ortes. Indefs dauerte *Zerepe's* Niedergeschlagenheit nicht lange. Er dünkte sich vornehmer zu seyn, als ein gewöhnlicher Wilder, weil er christlich geboren war und castilianisch sprach, und mochte daher ein Mädchen der Wildnifs leicht vergessen.

Siebentes Kapitel.

Die Höhle von Ataruipe. — Reise nach Carichana.

Da die folgende Beschreibung zu den schönsten Theilen der Reiseberichte des Herrn von *Humboldt* gehört, so wage ich es nicht, einen Auszug davon zu geben, sondern will sie lieber wörtlich einschalten, aus Furcht, das schöne Gemälde möchte zu viel von seinem Reize einbüfsen. Der Bericht über eine sehr wichtige Sache ist folgender.

»Am 31. Mai kamen wir bei den Rapides der Guahibos und von Garcita vorbei. Die mitten aus dem Strome sich erhebenden Inseln glänzten im schönsten Grün. Die Winterregen hatten die Blumenscheiden der Vadgiai - Palmen entwickelt, deren Bilder senkrecht emporstehen. Man mag der Ansichten nicht satt werden, wo Bäume und Felsen der Landschaft einen grofsen und ernsten Charakter ertheilen, welchen man im Hintergrunde der

Gemälde von Titian und Poussin bewundert. Kurz vor Sonnenuntergang landeten wir am östlichen Ufer des Orinoko bei Puerta de la Expedition. Es geschah dies in der Absicht, die Höhle von Ataruipe zu untersuchen, von der früher schon die Rede war, und die das Begräbnifs eines ganzen untergegangenen Volkes zu seyn scheint. Ich will versuchen, diese unter den Landeseingebornen berühmte Höhle zu beschreiben.

»Mühsam und nicht ohne einige Gefahr ersteigt man einen steilen und völlig nackten Granitfels. Fast unmöglich liefse sich auf der glatten und stark geneigten Oberfläche der Fufs festhalten, wenn nicht grofse Feldspathkrystalle, die der Zersetzung widerstehen, aus dem Felsen hervorragten, und dem Fufse Stützpunkte darböten. Sobald wir den Gipfel erstiegen hatten, überraschte uns die aufserordentliche Ansicht der umliegenden Landschaft. Das schäumende Wasserbett ist mit einem von Palmbäumen bewachsenen Insel-Archipelagus angefüllt. Westwärts am linken Ufer des Orinoko dehnen sich die Savanen von Meta und Casanare aus. Das Ganze glich einem Meere vom schönsten Grün, dessen neblichter Horizont von den Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet war. Dieses, wie eine Feuerkugel, über der Ebene schwebende Gestirn, dieser abgesondert stehende Pik von Uniana, der um so höher erschien, da seine Umrisse in Dünste eingehüllt, wie verwischt waren: alles trug dazu bei, die Scene erhaben zu machen. Unsere Blicke tauchten gleich-

sam unter in dem nahen, tiefen und allseitig geschlossenen Thale, Raubvögel und Nachtschwalben schwärmten einzeln durch den unzugänglichen Kreisraum. Mit Vergnügen folgten unsere Blicke ihren beweglichen Schatten, welche langsam über die Felsenabhänge hingleiteten.

»Über einen schmalen Kamm gelangten wir auf einen benachbarten Weg, dessen abgerundeter Gipfel ungeheure Granitblöcke trug. Ihre Massen haben über 40 bis 50 Fuſs Durchmesser, und ihre Form ist so kugelrund, daſs sie den Boden nur mit wenigen Punkten ihrer Oberfläche zu berühren scheinen, und man glauben sollte, schon der geringste Stoſs eines Erdbebens müſste hinreichen, um sie in einen Abgrund zu wälzen. Ich erinnere mich nicht, eine ähnliche Erscheinung, mitten unter den Zersetzungen, welche die granitischen Gebirgsarten darbieten, irgendwo gesehen zu haben. Würden diese Steinkugeln auf einer verschiedenartigen Gebirgsart aufliegen, wie bei den Jurablöcken der Fall ist, so lieſse sich annehmen, sie wären entweder durch die Wirkung des Gewässers abgerundet oder durch die Kraft einer elastischen Flüssigkeit geschleudert, aber ihr Vorkommen auf dem Gipfel eines gleichfalls granitischen Hügels macht wahrscheinlicher; daſs sie ihren Ursprung einer fortschreitenden Zersetzung des Gebirges verdanken.

»Der hinterste Theil des Thales ist mit dichter Waldung besetzt. In dieser schattigen und einsamen Gegend, am steilen Abhange eines Berges, öffnet

sich die Höhle von Ataruipe. Es ist aber nicht so sehr eine Höhle, als ein vorstehender Fels, in welchen die Wasser eine Vertiefung eingegraben haben, zur Zeit, wo sie bei frühern Umwälzungen unsers Planeten diese Höhe erreichten. In dieser Grabstätte einer verschwundenen Völkerschaft zählten wir in kurzer Zeit über 500 wohlerhaltene und regelmäfsig geordnete Gerippe, dafs man sich in Hinsicht ihrer Zahl nicht leicht irren mochte. Jedes Gerippe liegt in einer Art Körbe, welche aus Blattstielen von Palmbäumen geflochten sind. Die Einwohner nennen diese Körbe Mapires und sie haben die Gestalt eines viereckigen Sackes. Ihre Gröfse ist verschieden, nach dem Alter der Leichen; es finden sich auch solche, die für todtgeborne Kinder bestimmt waren; wir haben von 10 Zoll bis auf 3 Fufs 4 Zoll lange gesehen. Alle diese in sich selbst gekrümmten Skelette sind dermafsen vollständig, dafs ihnen keine Rippe und kein Glied fehlt. Die Knochen sind auf drei verschiedene Arten zubereitet, entweder an Luft und Sonne gebleicht, oder mit Onoto, einem aus der Bixa orellana gezogenen Färbestoff, roth gefärbt, oder gleich wirklichen Mumien mit wohlriechenden Harzen überzogen, und in Heliconien- und Pisang-Blätter gewickelt. Die Indianer erzählten uns: die Leichen werden erst in den feuchten Boden gelegt, damit die fleischigen Theile sich allmählig zersetzen. Nach einigen Monaten gräbt man sie wieder aus, um die noch an den Knochen befindlichen weichen Theile mit ge-

wetzten Steinen vollends abzuschaben. Verschiedene Horden in Guyana befolgen diese Sitte jetzt noch. In der Nähe der Mapires oder Körbe finden sich halbgebrannte Thongefäfse, welche die Knochen einer ganzen Familie zu enthalten scheinen. Die gröfsten dieser Gefäfse oder Todten-Urnen sind drei Fufs hoch und 4 Fufs 3 Zoll lang. Ihre Farbe ist graulich grün und ihre Gestalt ein gefälliges Eirund. Die Henkel haben die Form von Krokodillen oder Schlangen; der Rand ist mit Mäandern, Labyrinthen und eigentlichen Grekken aus verschiedentlich zusammengesetzten geraden Linien verziert. Solche Zeichnungen finden sich unter allen Zonen, bei Völkern, die von einander am weitesten entfernt sind, sowohl hinsichtlich auf ihren Wohnsitz, als in Bezug auf den Grad von Cultur, welche sie erreicht haben. Noch heut zu Tage tragen die Bewohner der kleinen Mission von Maypures diese Zeichnungen auf ihre gemeinste Töpferwaare; sie dienen dem Schilde der Otaheiter, den Fischergeräthen der Eskimos, den Mauern des mexikanischen Pallastes von Witla und den Gefäfsen von Grofs-Griechenland gleichmäfsig zum Schmucke. Eine rythmische Wiederholung der nämlichen Form erfreut das Auge überall, wie die taktmäfsige Wiederholung der Töne dem Ohre gefällig ist. Analogien, welche ihren Grund in den Gefühlen der Menschenbrust und in den natürlichen Anlagen unsers Verstandes haben, können sich nicht eignen über Herkunft und frühere Verhältnisse der Völker Aufschlüsse zu geben.

»Wir mochten zu keiner bestimmten Meinung über den Zeitpunkt des Ursprungs der Mapires und der bemalten Töpfe gelangen, die sich in der Beingrotte von Ataruipe vorfinden. Die meisten scheinen nicht über ein Jahrhundert alt; es ist jedoch wahrscheinlich, dafs unter dem Einflusse einer gleichförmigen Temperatur und in Ermanglung aller Feuchtigkeit, die Erhaltung dieser Dinge auch in viel längerer Zeit gleich vollkommen seyn müfste. Einer unter den Guahibos Indianern vorhandenen Überlieferung zufolge, sollen die kriegerischen Atures durch die Cariben verfolgt, sich auf die in der Mitte der grossen Cataraktenbefindlichen Felsen geflüchtet haben. Hier ist diese vorhin so zahlreiche Nation und mit ihr zugleich ihre Sprache allmählich erloschen. Die letzten Familien der Atures haben noch im Jahre 1767 gelebt, zur Zeit des Missionärs *Gili*. Im Zeitpunkte unserer Reise (der Umstand scheint bemerkenswerth) wurde in Maypures ein alter Papagei gezeigt, von dem die Einwohner bezeugten, man verstehe nicht, was er sage, weil er die Atures-Sprache rede.«

Die Reisenden öffneten nun mehrere Körbe, um die Schädel zu untersuchen. Die Indianer sahen das ungern, es beleidigte mit Recht ihr Zartgefühl, die Gebeine ihrer Voraltern beunruhigt zu sehen.

»Wir wählten«, fährt Herr von *Humboldt* fort, »in der Grotte von Ataruipe mehrere Schädel, ein Kinder-Skelett von 6 bis 7 Jahren, und zwei Skelette von Erwachsenen, aus der Atures-Familie. Diese

Knochen, alle zum Theil roth gefärbt, zum Theil mit wohlriechenden Harzen überzogen, waren in eben den Körben enthalten, die wir so eben beschrieben haben. Sie machten fast eine ganze Maulthierladung aus, und da uns der Eingebornen abergläubischer Abscheu vor Leichen, nachdem diese einmal beerdigt sind, bekannt war, so unterliefsen wir nicht, die Canastos in frisch geflochtene Matten einzuwickeln. Diese Vorsicht war jedoch zu unserm Leidwesen durch den Scharfsinn und den ausnehmend feinen Geruch der Indianer unnütz. Allenthalben wo wir Halt machten, in der Mission der Cariben, mitten in den Llannos, zwischen Angostura und Neu-Barcellona, sammelten sich die Eingebornen um unsere Maulthiere, durch die Affen angelockt, welche wir am Orinoko gekauft hatten. Kaum aber hatten diese guten Leute unsere Ladung berührt, so verkündeten sie die nahe Einbufse des Saumviehes, das die Todten trüge. Umsonst versicherten wir sie, ihre Muthmafsung sey irrig, indem die Körbe Gebeine von Krokodillen und Seekühen enthielten; sie blieben bei ihrer Behauptung »es seyen von ihren Voreltern und sie riechen das Harz der Skelette.«

»Es kostete alles Ansehen der Ordensleute, um Maulthiere zu erlangen, und bei allen dem ging die ganze Sammlung in dem schon im ersten Theile erwähnten Schiffbruche verloren, der auch jenem jungen Ordensmann, *Juan Gonsalez,* das Leben kostete.

» Stillen Betrachtungen dahin gegeben, verliefsen

sie die Grotte. Es war eine der ruhigen und heitern Tropen-Nächte; mild funkelten die Sterne und die Nebelgestirne des südlichen Himmels kamen der Phantasie zu Hülfe. In der Luft verbreiteten eine zahllose Menge leuchtender Insekten ein röthliches Licht, und man glaubte sich plötzlich in eine höhere Welt, oben und unten von Sternen umringt, versetzt. Sie blieben daher am Ausgange der Grotte wie bezaubert stehen, um diesen aufserordentlichen Anblick zu geniefsen. Den Eingang der Grotte zierten Palmen, von wohlriechenden Vanillien und Bigonien umsponnen.

Ziemlich spät trafen sie in der Mission ein. Ihre Phantasie war lebhaft angeregt, und schweifte durch die ganze Welt und alle Vergangenheiten, mit denen sie der gehabte Anblick in Berührung brachte. So ist der Mensch ein Spiel seiner Phantasie! Wehmüthige Sehnsucht erhebt seine Brust, er trauert über Gräbern und Mumiensärgen der Vorwelt, der er doch selbst im nächsten Augnbelicke angehört!

Solche Grotten mögen sich am Orinoko wohl noch mehrere befinden, ohne dafs jedoch ihre Entdeckung und Erforschung zu wichtigen Ergebnissen führen könnten. Übrigens haben die amerikanischen Völker eine sehr grofse Anhänglichkeit an diese Grabstätten ihrer Vorfahren, und sind darin gleich allen Völkern, bei denen Verfeinerung die Gefühle der Natur noch nicht erstickt hat.

In Atures verweilten die Reisenden nur so lange, als nöthig war, die Pirogue, deren Boden schon

sehr dünn geworden war, durch die Cataraktcn zu bringen. Der Missionär *Zea*, der durch zwei Monate ihr Begleiter gewesen war, nahm hier Abschied. Er hatte sein Wechselfieber nicht verloren, aber es war ihm zur Gewohnheit geworden. In Atures aber waren seit ihrer ersten Durchreise Fieber schlimmerer Art eingerissen. Die Einwohner konnten ihre Hängematten nicht verlassen, und um etwas Cassave-Brot zu erhalten, mufste man einen benachbarten Stamm kommen lassen. Die edlen Fremdlinge waren bis jetzt in diesem fieberreichen Lande noch immer von dieser Krankheit verschont geblieben.

Sie besuchten nun nochmals die Catarakten. Brausend stürzt das Wasser über die Dämme hinab, und inwendig stürzt es mit dumpfem Getöse rückwärts. Sie fanden einen ansehnlichen Theil des Orinoko ausgetrocknet, weil sich das Wasser unterirdische Canäle geöffnet hatte. Hier nistet der goldgefiederte Manakin, einer der schönsten Tropenvögel. Sie stiegen in eine der Höhlen hinab, und jetzt rollte der Flufs seine Gewässer über ihre Köpfe. Er sah einem gegen die Felswand brausenden Meere gleich. Am Eingange der Grotte konnte man trocken stehen unter dem niederstürzenden Wasserbogen. Sie genossen hier nochmals den Anblick dieses Cascadenmeeres, dieser meilenlang andauernden Catarakten, und zwar länger, als es ihnen lieb war. Das Boot hatte nämlich einen langen Umweg zu machen, um sie wieder einzuholen, und die Fahrt fortzusetzen. Schon hatten sie anderthalb Stunden gewartet, und

noch war es nicht da; sie glaubten daher, das Boot sey zerschellt, und die Indianer, nach ihrer sorglosen Art, in die Mission zurückgekehrt. Zudem kam ein heftiges Gewitter, der Regen schofs in Strömen herab und die Nacht brach ein. Herr *Bonpland* wollte durch die Cataraktcn schwimmen, um in der Mission Hülfe zu suchen, und konnte nur mit Mühe zurückgehalten werden. Zwischen den heftigen Wirbeln konnte er verunglücken, und zugleich zeigte es sich, dafs die Krokodille die Wasserfälle nicht so scheuen, als es bei der Auffahrt den Anschein hatte. Als nämlich das Gewitter ausbrach, fingen die auf der Insel ausgeschifften Affen zu heulen an, und sogleich stellten sich zwei grofse Krokodille ein, die durch ihre Bleifarbe ihr grofses Alter beurkundeten. Die Reisenden sahen nun, dafs es sehr unvorsichtig war, bei ihrer Auffahrt in dem Orinoko zu baden. Endlich kam bei einbrechender Nacht die Pirogue glücklich an, sie schifften sich ein, und erreichten das Nachtlager auf der Insel Panumana, wo sie bei der Auffahrt Limonade gemacht hatten.

Den andern Tag schifften sie die Mission San Borja vorbei, und gelangten nach Carichana, wo sie der Missionär als alte Bekannte empfing. Hier gelang es Herrn *Bonpland*, eine neun Fufs lange Seekuh zu zergliedern. Es war ein weibliches Thier, dessen Fleisch dem Ochsenfleische glich. Die Piraoas-Indianer, wovon einige Familien in Carichana wohnten, verabscheuen dieses Thier so sehr, dafs sie

die Höhle verliefsen, um nichts davon berühren zu müssen. Sie behaupten, dafs wer von ihrem Stamme davon essen würde, müfste unfehlbar sterben. Dieses Vorurtheil ist um so auffallender, als ihre Nachbarn dasselbe Thier als einen Leckerbissen betrachten.

Achtes Kapitel.

Mission von Carichana. — Mission Uruana. — Die Otomaken oder Erdfresser.

Nach so grofsen Mühseligkeiten war unsern wifsbegierigen Forschern gewifs eine kleine Ruhe herzlich zu gönnen, allein Herr *Bonpland*, der den Keim einer schweren Krankheit in sich trug, vermochte nicht dem Triebe zu widerstehen, in den schönen und reichen Wäldern und an den Flufsmündungen zu herborisiren, wo er dann des Tags mehrmal bis auf die Haut durchnäfst wurde. Im Hause des Missionärs waren sie gut beherbergt. Sie fanden hier Maismehl und sogar Milch. Die Kühe geben Überflufs in den niedern Gegenden der heifsen Zone, wo hinlängliche und gute Weide vorhanden ist. Man ist aber übrigens hier, wo ursprünglich kein Hornvieh war, so gleichgültig gegen Milchspeisen, wie in China und Asien, das unter gleicher Breite liegt. Woher mag diese Gleichgültigkeit kommen? In Amerika liefse es sich erklären, aus der frühern Abwesenheit des Hornviehs; aber nicht so leicht läfst

es sich bei den Chinesen erklären, die ursprünglich ein Hirtenvolk gewesen sind.

In zwei Tagen gelangten sie von Carichana nach der Mission Uruana. Diese Mission hat eine sehr malerische Lage, indem sie an einen Granitberg angelehnt ist. Aus dem Walde und über dem höchsten Gipfel der Berge stehen die Granitsäulen, wie Pfeiler empor. Nirgend gewährt der Orinoko ein majestätischeres Ansehen. Seine Breite beträgt hier über 2600 Toisen, indem er seine Richtung gerade nach Osten nimmt, was ihm, da er hier nur einen Wasserspiegel bildet, das Ansehen eines Canals gibt, der von Giganten erbaut ist. Die Mission Uruana wird von Otomaken bewohnt, einem Völkerstamme, der sich vor andern durch Rohheit auszeichnet, und eine der merkwürdigsten Erscheinungen darbietet.

Die Otomaken sind Erdfresser, d. h. sie verschlucken mehrere Monate lang täglich sehr ansehnliche Portionen davon, um ihren Hunger zu stillen, und ohne den geringsten Nachtheil für ihre Gesundheit daraus zu verspüren. Dieses ist eine unbestreitbare Thatsache. Herr von *Humboldt* sah in Uruana in den Hütten der Indianer die Art der Bereitung die ser Erde, die gesammelten Vorräthe und die Portionen, welche innerhalb 24 Stunden verschluckt werden. Die Otomaken sind übrigens nicht das einzige Volk, welches am Orinoko Erde verspeist, auch bei den Guamas finden sich Spuren dieser ungewöhnlichen Efslust, und zwischen dem Meta und Apure spricht man von der Geophagie oder Erd-

esserei, als einer von Alters her bekannten Thatsache.

Die Otomaken sind ein Volk der Savanen, welche für die Sittigung weniger, als die Völker der Wälder empfänglich sind, für Ackerbau wenig Sinn zeigen, und blos von der Jagd und dem Fischfange leben. Es sind häfsliche Menschen, aber von festem Körperbaue, wild, rachsüchtig und leidenschaftliche Liebhaber gegohrner Getränke. Sie sind im eigentlichsten Sinne: Allesfresser. Sie werden von den übrigen Indianern sogar als Wilde betrachtet, und es geht die Sage, dafs es nichts Ekelhaftes gebe, das ein Otomake nicht esse. So lange die Gewässer des Orinoko niedrig stehen, nähren sie sich von Fischen und Schildkröten. Sie wissen die Fische sehr geschickt mit Pfeilen zu durchbohren, sobald sie sich auf der Oberfläche des Wassers sehen lassen. Sobald jedoch das Steigen der Ströme, das man übrigens dem Schmelzen des Schnees zuschreibt, beginnt, so höret der Fischfang auf. Es hält dann eben so schwer, sich Fische zu verschaffen, als auf offener See, und den armen Missionären mangeln sie alsdann oftmals sogar für die Fasttage. Während dieser Überschwemmung nun, die zwei bis drei Monate dauert, verschlucken die Otomaken eine ungeheure Portion Erde. In ihren Hütten liegen Vorräthe aufgehäuft, die drei bis vier Fufs hohe Pyramiden bilden, in Kugeln von 5 bis 6 Zoll Durchmesser. Sie essen jedoch nicht jede Erde, sondern die, welche von ihnen gespeiset wird, besteht in

einem graugelben, sehr feinen, schmierigen Thon. Die Klöfse werden etwas im Feuer gebraten und haben daher ein röthliches Aussehen. Sie wählen den Thon sorgfältig aus, und nehmen nur diejenigen Lager, welche den feinsten und schmierigsten Thon enthalten. Sie essen diese Erde nicht nur während der nassen Jahreszeit, sondern mischen allen ihren Speisen etwas von dieser Thonerde bei. Dieses Erdeessen ist aber ihrer Gesundheit gar nicht nachtheilig, sie sind dabei im Gegentheile kräftig, und bekommen auch keinen aufgetriebenen harten Bauch davon. Man hat geglaubt, dafs sie dem Thone Schildkröten- und Krokodillenfett beimischen; es hat sich jedoch dieses keineswegs bestätigt.

Es sind aber nicht die Otomaken allein, welche Erde essen, man trifft diese Neigung und Lust, einen fetten Thon zu essen, ziemlich allgemein in der heifsen Zone an. Man ist öfter den Kindern die Hände fest zu binden oder sie einzusperren gezwungen, um sie am Erdeessen zu hindern. Am Magdalenenstrome, im Dorfe Banco, hat Herr von *Humboldt* Weiber gesehen, die, während sie Thongefäfse verfertigten, grofse Stücke dieses Materials verschlangen, mit der Behauptung: die Erde sey eine Speise, die gar keinen Nachtheil bringe. Auch in Afrika, an den Küsten von Guinea, speisen die Neger eine gelbe Erde, der sie den Namen Caouac geben. Die Sclaven, die nach Amerika gebracht werden, suchen sich denselben Genufs zu verschaffen; aber hier ist ihnen derselbe nachtheilig, ob-

gleich sie sich selbst durch Peitschenhiebe nicht abhalten lassen. Sie sagen: »die Erde auf den Antillen lasse sich nicht so gut verdauen, als die ihres eigenen Landes.«

Auch auf den asiatischen Inseln und besonders in Java ist das Erdeessen bekannt. Man verkauft daselbst kleine, viereckige, geröstete Thon-Brödchen, welche von den Landeseingebornen gerne gekauft und gegessen werden. Doch essen diese Speise hier meist die Weiber, welche dadurch mager werden. Es gibt noch eine Menge Beispiele aus andern Gegenden der heifsen Zone, dafs die Sucht, Erde zu essen, bei diesen Völkern allgemeine Neigung sey, und dafs sie damit den Hunger stillen, ohne daraus Nachtheile für ihre Gesundheit zu verspüren. Es sind auch nicht einerlei Erden, welche genossen werden. Man nimmt dazu Kalk-, Bitter- und Thon-Erden. In Deutschland selbst pflegen die Arbeiter in den Sandsteingruben des Kiffhäuser-Berges einen feinen Thon, welchen sie Steinbutter nennen, auf das Brot zu streichen, welchen sie für sehr nahrhaft und leicht verdaulich halten. Endlich findet man selbst bei Thieren, z. B. bei den Krokodillen und mehreren Vögeln, und selbst unsere zahmen Hausgeflügel, dafs sie mineralische Substanzen, und die Krokodille Granitstücke verschlingen.

Bis jetzt ist es jedoch der Chemie noch nicht gelungen, in allen diesen Erdarten eine Substanz zu entdecken, welche als nährend für den menschlichen Körper angenommen werden könnte. Es ist

daher sehr schwer zu erklären, wie der Otomake Monate lang Erde genieſst, ohne an Kraft oder Körperumfang abzunehmen. Er scheint sich also wirklich von Erde zu nähren, und dieses ist eine Erfahrung, welche die Wissenschaft zu erklären bis jetzt durchaus unfähig ist.

Die Verwaltung der kleinen Mission Uruana gibt dem Missionär übrigens bei weiten mehr zu schaffen, als die übrigen Missionen. Die Otomaken sind ein unruhiges, lärmendes, von wilden Leidenschaften beherrschtes Volk. Sie sind dem übermäſsigen Genusse starker Getränke so sehr ergeben, daſs sie, um sich in eine Art Wuth zu versetzen, aus den Samenhülsen der Acacia Niopo ein Pulver bereiten, das eine Wahnsinn ähnliche Betäubung hervorbringt. Um das Narrenpulver zu bereiten, zerhacken sie die erwähnten Hülsen und lassen sie angefeuchtet gähren. Wenn die Masse schwarz wird, so kneten sie selbe zu einem Teige, und vermengen ihn mit Maniocmehl und einem aus Muscheln gebrannten Kalk, und lassen ihn bei ziemlicher Hitze auf einem Roste aus hartem Holze rösten. Wollen sie von diesem Kuchen Gebrauch machen, d. h. närrisch werden, so pulverisiren sie denselben, streuen den Staub davon auf einen Teller, und ziehen ihn mittelst eines gabelförmigen Vogelknochens in die Nase. Es raubt ihnen nun für einige Stunden den Verstand, und die Ausschweifungen sind dann denjenigen eines europäischen Trunkenbolds sehr ähnlich.

Wenn man die eben erwähnte Art sich zu be-

rauschen bedenkt, wenn man sieht, wie viele Mühe sich der Otomake gibt, dieser wilde Erdfresser, der den Boden, welchen zu bebauen er zu dumm und zu faul ist, lieber auffrifst als bearbeitet; wenn, sage ich, man die raffinirte und fein gekünstelte Art betrachtet, wie er seines Verstandes, wenn auch nur auf einige Stunden, sich zu entledigen sucht: so kann man wirklich des Unwillens gegen sein eigen Geschlecht sich kaum erwehren. Hat denn der Mensch gar so vielen Überflufs der köstlichen Gabe Gottes, der Vernunft, dafs er nicht genug eilen kann, um dieselbe los zu werden? Mit dem Aufwande von Nachdenken und Industrie, welchen der Otomake darauf verwendet, sich unter das Vieh herab zu entwürdigen, würde derselbe auslangen, um durch Bebauung seines Bodens und Benützung der Geschenke der Vorsehung, sich nach und nach zum Überflusse eines gemächlichen Lebens, zur Civilisation und eben dadurch zum Ebenbilde Gottes emporzuschwingen. So gewifs ist es, dafs mit der Hälfte Mühe und Vernunftaufwand, den wir machen, um uns in's Verderben zu stürzen, wir auslangen würden, um die glücklichsten Menschen zu werden. Wir bemitleiden den rohen Otomaken seiner Entartung wegen; allein man blicke auf unser glänzendes Elend, wie wir das ganze Leben hindurch so geschäftig sind, uns eben dieses Leben sauer zu machen!

Übrigens sind es nicht die Otomaken allein, welche sich durch Schnupfpulver verunreinigen; am

Amazonenstrome sind die Omaguas, gebildeter zwar, aber mit den Otomaken gleichen Ursprungs und gleicher Sitten. Beide gebrauchen das Niopo oder den Tabak, beide essen Erde, beide bedienen sich auch zu verschiedenen Zwecken des Caoutchouc oder der zerronnenen Milch der Euphorbien und Urticeen.

Was jedoch den Gebrauch des eigentlichen Tabaks anlangt, so fand man ihn bei allen Völkern Amerika's überall, schon zur Zeit der Eroberung. Laster und Unarten vermehren sich, wie alles Unkraut; nur die Tugenden müssen, wie Weizen und Reben, gepflegt werden. Nach Europa kam übrigens die erste Tabakstaude, diese stinkende Giftpflanze, im Jahre 1559, nicht aus Virginien oder Südamerika, sondern aus der mexikanischen Provinz Yucatan. Sir *Walter Raleigh* aber war es, der diese häfsliche Sitte des Tabakrauchens in England einführte. Auch dieses also eine Wohlthat Englands! *Camden* sagt daher in seinen Annalen der Königinn *Elisabeth* 1585, Seite 145: »Seit jener Zeit fing der Gebrauch des Tabaks an überhand zu nehmen in England und sehr in Werth zu kommen, da die meisten den stinkenden (graveolentem) Rauch desselben mittelst eines beinernen Röhrchens einsaugen, und sogleich wieder durch die Nase von sich geben, so sehr, dafs die Körper der Engländer zum Naturel der Barbaren ausgeartet scheinen, da sie sich gleich den Barbaren ergötzen.«

Von den giftschnupfenden Trunkenbolden, den

Otomaken, erzählte der Missionär noch Folgendes: Wenn sie durch den Gebrauch des Niopo und der gegohrnen Getränke in einen mehrere Tage andauernden Zustand von Trunkenheit versetzt sind, so bringen sie einander ohne Waffen um's Leben. Die bösartigsten unter ihnen vergiften sich den Nagel des Daumens mit Curare, und der bloſse Eindruck des vergifteten Nagels kann tödtlich seyn, wenn das Gift recht kräftig ist, und der Blutmasse beigemischt wird. Wenn die Indianer bei einem Streite nächtlicher Weile einen Mord begehen, so werfen sie die Leiche in einen Strom, damit keine Spuren der verübten Gewalt daran entdeckt werden mögen. So oft ich, sagte der Pater *Bueno*, die Weiber an einer ungewohnten Stelle des Ufers Wasser schöpfen sehe, so vermuthe ich, es sey ein Mord in meiner Mission vorgefallen.

In den Hütten der Indianer von so eben beschriebener Liebenswürdigkeit fanden die Reisenden auch den sogenannten Ameisenzunder. Er ist ein blutstillendes Mittel, und wird von so unfriedlichen Trunkenbolden natürlich sehr gesucht. Er ist das Nest der Formica spinicollis, einer neuen Art Ameise von smaragdgrüner Farbe. Sie sammelt sich in ihre Wohnung den zarten und fein anzufühlenden Flaum einer Melastome. Dieses Ameisennest ist viel zarter, als das Ameisennest von Cayenne, welche in unsern europäischen Spitälern gebraucht werden und sehr schwer zu bekommen sind.

Sie nahmen jetzt Abschied von dem Pater *Bueno*.

Es schien, als habe man hier absichtlich entgegengesetzte Extreme zusammengefügt. Der Pater *Bueno* war unter zehn Missionären, die sie angetroffen hatten, der Gebildetste und Vernünftigste. Er wufste das Verhältnifs der wilden Völker am gründlichsten zu beurtheilen, und war einer der ordentlichsten und besten Menschen, die man sich denken kann. Gerade ihm waren die Otomaken zu Theil geworden! Das ist nun einmal das Schicksal!

Neuntes Kapitel.

Reise nach Angostura.

Nachdem sie Uruana verlassen hatten, übernachteten sie auf der Insel Cucuruparu, welche ebenfalls eine Schildkröten-Insel ist. An der Ostseite befindet sich die Einmündung des Canno de la Tortuga, welcher von den Bergen von Cerbatana, die stets in Wolken gehüllt sind, herabkommt. Unfern von hier befindet sich die kleine, beinahe ganz zerstörte Mission San Miguel de la Tortuga. In der Nähe dieses kleinen Dörfleins befinden sich eine Menge Fischottern mit sehr feinem Haare, die von den Spaniern Wasserhunde genannt werden, und was noch merkwürdiger ist, zweifüfsige Eidechsen, vielleicht eine Siren lacertina. Aufser den Arau-Schildkröten gibt es zwischen Uruana und Encaramada am Orinoko auch noch eine Menge Landschildkröten, welche Morocoi heifsen. Die Thiere halten

ich zur Zeit der Dürre und Hitze, ohne Nahrung einzunehmen, unter Steinen oder in selbstgegrabenen Löchern verborgen. Die Terekay thun dasselbe. Es ist dieses der Sommerschlaf der Thiere der heissen Zone. Die Eingebornen kennen die Löcher, worin mitten im ausgedorrten Lande die Schildkröten schlafen, und sie holen aus solchen, indem sie 15 bis 18 Zoll weit graben, oft eine grofse Anzahl nebst den Eiern hervor. Dieses ist jedoch nicht immer ohne Gefahr, denn nicht selten machen Schlangen mit den Schildkröten Gemeinschaft, indem sie sich mit einander vergraben.

Von dieser Insel sind 95 Meilen bis Angostura, zu denen man neun Schiffahrttage braucht. Am 8. waren sie wieder am Rio Apure, durch den sie zum ersten Male in den Orinoko eingefahren waren. Diesmal fuhren sie den Apure vorbei. Sie landeten, der Mündung des Apure gegenüber, bei dem Meierhofe San Rafael de Capuchina, der sehr malerisch gelegen ist. Wie kleine Inseln erheben sich Granitfelsen aus den weitläufigen Wiesengründen. Vom Gipfel dieser Granitklippen entdeckte das Auge die fernen Ebenen von Calabozo. Diese Steppe war nach einem so langen Aufenthalte in den Wäldern wieder neu und reizte die Phantasie mächtig auf. Die Steppe nahm bei Sonnenuntergang eine graulich grüne Farbe an; da aus ihr die Sterne, wie aus dem Weltmeere, aufsteigen, so war es, als ob sie an einem Vorgebirge in die weite See hinaussähen. Diese Täuschung war ganz vollkommen. Der Be-

sitzer des Meierhofs war ein Franzose, hatte seine Sprache ganz vergessen, freute sich aber dennoch, Menschen zu sehen, die aus seiner Heimath kamen. Seit 40 Jahren war er aus Frankreich entfernt und die Revolution war ihm ganz unbekannt geblieben. Wenige Meilen von diesem Meierhofe befinden sich die kleinen Städte Caycara und Cabruto. Die Überschwemmung macht den Meierhof zu einer Insel und schneidet alsdann denselben von der Gemeinschaft mit der Welt ab, das Rindvieh zieht sich sodann auf die kleinen Erhöhungen zurück.

Endlich fing auch der Orinoko ein wenig belebt zu werden an; am 9. Juni sahen sie die ersten Piroguen von Angostura heraufkommen, um, mit Kaufmannswaaren beladen, in den Apure einzulaufen. Diese Wasserstrafse ist, was man in diesen Gegenden lebhaft nennen kann, denn es kommen viele Fahrzeuge von Angostura und gehen in die Provinz Varinas nach Torunos. Hier trennte sich denn auch Herr *Nicolaus Soto*, der sie begleitet hatte, um in den Schoofs seiner Familie zurückzukehren.

Unterhalb San Rafael steht eine kleine Anzahl Häuser beisammen, welche den vornehmen Namen Villa führen. Alle zwischen der Mündung des Apure und Angostura gelegene Städte sind jetzt auch derlei elende Nester. Sie heifsen: Alta Gratia, la Cividad de la Piedra, Real Corona, Borbon. Man pflegte in Madrid schon um den Titel einer Stadt nachzusuchen, wenn oft kaum der Grund zu einer Kirche gelegt war. Man wollte damit das Ministe-

rium von den schnellen Fortschritten und dem Wohlstande dieser Colonien überzeugen.

Nahe bei Caycara ist der Fels del Tyranno, so genannt von dem Eroberer *Senndo.* In diesen Fels sind die Bilder von Sonne und Mond eingehauen, von denen oben die Rede war. Es ist eine Arbeit der Alten, sagen die Eingebornen. Man behauptet, es finden sich auf einem vom Gestade entfernten Felsen Decoma diese Bilder bis zu hundert Fufs Höhe. Vormals kannten die Indianer einen Landweg, welcher von Caycara nach Demerare und Essequebo führte. Sollten vielleicht auf diesem Wege die Völkerschaften, welche diese Bilder in den Felsen gruben, an den Amucu-See gelangt seyn? Und sind diese Zeichen am Ende dennoch das rohe Werk wilder Völker, welche damit ihren Jagdbezirk und die Richtung ihrer Wege und Wanderungen bezeichneten? Religiösen Zweck scheinen sie durchaus nicht zu haben, denn es gibt hier keinen Sterndienst; auch Cultur scheinen sie nicht zu verrathen, denn diese rohen Figuren brauchten nur Geduld und lange Weile, und diese haben die Waldmenschen im Überflusse.

Von Caycara gelangten sie der Einmündung des Cuchivero vorbei, wo die Amazonen gewohnt haben sollen, nach Alta Gratia, und weiter unten an den Ort, wo sich der Orinoko ostwärts dreht. Hier sind auf der rechten Seite ununterbrochene Wälder und die nackten Steppen von Venezuela zur Linken. Je mehr man sich der Hauptstadt nähert, desto mehr

nimmt auch die Bevölkerung zu. Man trifft wenige Indianer, aber desto mehr Weifse, Neger und Menschen von gemischter Herkunft an. Die Zahl der Neger ist nur klein, und die Dürftigkeit ihrer Herrn bereitet ihnen ein trauriges und hartes Loos. Ein Bewohner von Caycara war erst vor kurzem zu vierjährigem Gefängnisse und 100 Piaster Geldbufse verurtheilt worden, warum? — weil er vor kurzem im Zorne eine Negerinn mit den Füfsen an den Schweif seines Pferdes gebunden, und im schnellen Galopp durch die Savane zu Tode geschleift hatte! — Die Audiencia ward jedoch allgemein dafür getadelt, eine so gräuliche Frevelthat nicht schärfer bestraft zu haben. Es gab aber auch Personen, welche sich klüger dünkten, und die Bestrafung eines Menschenmörders als unklug tadelten, weil sich die Neger in San Domingo damals im vollen Aufstande befanden.

Wo alte Vorurtheile und Casteneinrichtungen bedroht sind, fehlt es nie an solchen Leuten, welche rathen, auch in den unvernünftigsten Dingen nicht nachzugeben. Seitdem sind jedoch in diesen Gegenden keine Sclaven mehr. In Folge bürgerlicher Unruhen sind die Schwarzen bewaffnet worden, und viele traurige Erfahrungen lehrten die Sclavenherren es bereuen, den vernünftigen Vorschlägen edler Männer nicht gehorcht zu haben, welche anriethen, keine Sclaven mehr einzubringen und den vorhandenen ein besseres Loos zu bereiten.

Am 10. Junius hatten sie mitten im Flusse über-

nachtet, und kamen dann vor der Mündung des Rio Caura vorbei, der einer der bedeutendsten Zuflüsse des Orinoko ist. Nahe an der Einmündung des Flusses befanden sich mehrere christliche Niederlassungen, von denen jedoch die volkreichste auch nicht über 250 Seelen zählt. Auch ist hier San Luis, eine Colonie, theils freigelassener, theils flüchtiger Neger von Essequebo. Die Ufer des Rio Caura sind ausnehmend fruchtbar, auch finden sich daselbst Weiden für 15,000 Ochsen, aber die Bewohner haben Mangel an Hornvieh und $^6/_7$ des Bodens sind öde, und nur mit einigen wilden Stämmen besetzt. Auch der Rio Caura hat zwei Cataракten, die von Mura und Para. Letztere kann nicht befahren werden, und es befindet sich anneben ein Landweg, worüber die Piroguen gewälzt werden. Man hat auch mehrere Missionen angelegt, die jedoch alle wieder eingegangen sind. Nahe an der Einmündung des Caura, zwischen den Dörfern San Pedro de Alcantara und San Francesko de Aripao, hat sich im Jahre 1790 in Folge eines Erdbebens durch einen Erdsturz ein See gebildet, der 400 Toisen Durchmesser hat. Es war ein Stück Wald, welches 80 bis 100 Fuſs unter das Erdreich versank. Die Bäume blieben mehrere Monate grün, und man glaubte sogar, einige haben unter dem Wasser frische Blätter getrieben. Es ist diese Thatsache um so merkwürdiger, als es vermuthlich granitischer Boden ist. Einst mag jedoch das schöne Thal von Caura sich

durch seine Lage und seine Erzeugnisse in eine wichtige und reiche Gegend verwandeln.

Tiefer unten, zwischen den Städten la Piedra und Muniaco oder Real Corona, finden sich Wirbel und Strudel: der Torno und der Höllenschlund. Früher fürchtete man die Rapides, welche man jetzt ohne Anstand vorüberfährt. Mitten im Höllenschlunde landeten unsere Reisenden auf einer Insel die unter 67°, 10′ 31″ W. L. sich] befindet. Real Corona liegt unter 7°, 59′ 20″ N. Br. Sie übernachteten zu Mutiaco zum letzten Male im Freien; die Fahrt dauerte jedoch noch zwei Tage bis Angostura. Die Fahrt auf diesem Wege ist überaus sanft. Der Strom bewegt seine ungeheure Wassermasse still und majestätisch dem Meere entgegen. Man hat bei dieser Fahrt durchaus nichts zu befürchten, aufser die natürlichen Flöfse, von denen oben die Rede war.

Endlich sahen sie, nach vielenBeschwerden von mehreren Monaten, Angostura vor sich. Mit einem unbeschreiblichen Gefühle naheten sie sich der Stadt, es war gleichsam aus einem wilden Elemente ein rettender Eintritt in die civilisirte Welt. Die Beschwerden hatten sich schon mehrere Tage zuvor vermindert. Man fand bessere Lebensmittel, und die Mosquitos hatten nach und nach sich verloren. In 75 Tagen hatten sie fünf grofse Flüsse, den Apure, den Orinoko, den Atabapo, den Rio Negro und den Cassiquiare in einer Länge von 500 Meilen beschifft. Nur selten hatten sie bewohnte Örter angetroffen. Ihr Anzug war nach solchen Beschwerden

wohl nicht zum Besten bestellt, sie säumten jedoch nicht, dem Statthalter *Felipe de Ynciarte* ihre Aufwartung zu machen. Er nahm sie mit vieler Zuvorkommenheit auf, und wies ihnen bei dem Sekretär der Intendanz Wohnungen an.

»Nach einem Aufenthalte in fast völligen Einöden war uns«, sagt Herr von *Humboldt*, »die Regsamkeit einer kleinen, 6000 Einwohner zählenden Stadt auffallend. Wir bewunderten die Menge Bequemlichkeiten, welche Industrie und Handel dem civilisirten Menschen gewähren. Einfache Wohnhäuser dünkten uns jetzt prächtig, und alle Menschen, mit denen wir sprachen, kamen uns geistreich vor. Lange Entbehrungen geben auch den kleinsten Genüssen Werth, und ich weifs das Vergnügen nicht auszudrücken, womit wir zum ersten Male Weizenbrot an der Tafel des Statthalters erscheinen sahen. Man schätzt sich glücklich, wieder unter civilisirten Menschen zu leben; doch mag diese Empfindung nur auf kurze Zeit diejenige der Wunderdinge, wodurch die Natur den heifsen Erdstrich ausgeschmückt hat, verdrängen. Das Andenken erlittener Beschwerden verschwindet bald, und kaum auf den von Europäern bewohnten Küsten eingetroffen, geht man mit neuen Planen zur Rückkehr in das Binnenland um.«

Ein sehr betrübter Zufall zwang sie jedoch einen ganzen Monat in Angostura zu verweilen. Die ersten Tage sogleich fühlten sie Ermattung, und der Körper, welcher dem Schwunge des Geistes nach-

gegeben hatte, behauptete nun sein Recht. Fast am nämlichen Tage wurden beide durch das Fieber ihren Arbeiten entrissen, durch eine Krankheit, welche bei Herrn *Bonpland* sogleich den Charakter der Bösartigkeit annahm. Die Luft war jedoch damals in Angostura sehr gesund, und sie hatten daher den Keim der Krankheit in den nassen Gegenden des Cassiquiare gesammelt. Herr *Bonpland*, der sich rücksichtloser und mit dem ganzen Feuer, welches seiner Nation eigen ist, dem Wetter und der Durchnässung ausgesetzt, und sich weniger geschont hatte, mufste nun auch das Meiste leiden, und schwebte schnell am Rande des Grabes. Der Mulatten-Bediente, der der Nässe am meisten ausgesetzt gewesen war, ward am neunten Tage für todt angesagt. Es war jedoch nur eine starke Ohnmacht, auf welche Genesung folgte. Herrn von *Humboldt* wurde beim ersten Anfalle Honig mit dem Extracte der China von Carony (cortex Angosturae) gereicht, das Fieber ward auf dieses Mittel heftiger, aber am zweiten Tage war es gänzlich verschwunden. Herr *Bonpland* war jedoch mehrere Wochen in einem sehr bedenklichen Zustande, aber zum Glücke so sehr bei Bewufstseyn, dafs er sich selbst behandeln konnte. Er wurde, was in den Tropenländern fast allezeit der Fall ist, von der Ruhr befallen, wodurch die Krankheit gefährlicher wurde. Herr *Bonpland* zeigte auch hier seinen gewöhnlichen Muth und eine Charakter-Milde, die ihn nie verlassen hat. Herr von *Humboldt* machte jedoch betrübte Betrachtungen.

Unweit Angostura war *Linne's* Zögling, *Löffling*, gestorben, als Opfer seines Eifers für die Wissenschaften. Herrn *Bonpland* konnte es eben so gehen, und fast reuete es Herrn von *Humboldt*, die nassen Wälder durchwühlt zu haben, und nicht lieber nach Neu-Granada gewandert zu seyn. Endlich milderte sich das Fieber, nachdem die Schmerzen der Eingeweide nachgelassen hatten, und langsam schritt er der Genesung entgegen, wie dieses bei dem nicht acclimatisirten Europäer allezeit der Fall ist.

Sie mufsten daher, um die Wiedergenesung abzuwarten, bis 10. Juli in Angostura verweilen, weil es nicht rathsam war, früher in die Llannos sich zu wagen, zumal da die Regenzeit nahte und man in den Steppen oft nur auf gedörrtes Fleisch rechnen durfte. Sie brachten demnach einen Theil der Zeit in einer Pflanzung zu, wo die Brotfrucht und der Mangobaum gezogen wurden. Die Brotfrucht-Bäume hatten hier in zehn Jahren schon 40 Fufs Höhe erreicht, und es gab Blätter von 3 Fufs Länge und 18 Zoll Breite.

Angostura wurde seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts drei Mal gegründet. Die erste Stadt lag der Insel Faxardo gegenüber, beim Zusammenflusse des Carony und des Orinoko, und ward von den Holländern unter Anführung des *Adrian Jahnson* zerstört 1579. Die zweite war 12 Meilen östlicher gestiftet. Sie leistete kräftigen Widerstand, wurde aber von den Engländern unter Sir *Walter Raleigh* zerstört. Die dritte Stadt ist das gegenwärtige An-

gostura oder St. Thomas von Guiana. Die Gründung begann 1764. Sie wird auch zum Unterschiede von der zweiten Stadt, welche auch die Festung oder Alt - Guiana heifst, in den Urkunden: Santo Thomé de nueva Guiana genannt. Weil jedoch dieser Name gar lang für eine Stadt ist, so wird sie auch nur Angostura, der Engpafs genannt.

Angostura lehnt sich an einen Hügel von Hornblende - Schiefer, der von aller Vegetation entblöfst ist. Mehrere Häuser sind auf Felsengrund erbaut. Man hält jedoch die schwarzen von der Sonne erhitzten Steinschichten sehr nachtheilig für die Gesundheit, obwohl es die hinter der Stadt befindlichen Pfützen mehr seyn möchten, die man fürchten sollte. Die Häuser sind hier hoch, schön und meist aus Steinen erbaut, welches beweist, dafs man Erdbeben nicht zu fürchten scheint. Diese Sicherheit ist aber leider nicht so fest begründet. Es erleiden zwar die Küsten von Venezuela sehr starke Erschütterungen, wie wir im ersten und zweiten Theile sattsam sahen, ohne davon in Angostura etwas wahrzunehmen. Die traurige Erschütterung Cumana's am 4. Februar 1797 ward hier nicht verspürt, aber das grofse Erdbeben von 1766, welches Cumana ebenfalls zerstört hatte, ward an beiden Ufern des Orinoko bis über die Catarakten von Maypures verspürt. Aus diesen und noch mehreren Thatsachen geht hervor, dafs man in Angostura keineswegs gesichert ist vor einem Schicksale, welches die Städte des südlichen Amerika schon so oft beweint haben.

Die Erschütterungen haben ihren Herd tief im Innern der Erde, und pflanzen sich fort durch Zerklüftungen, welche ganz aufserhalb menschlicher Berechnung liegen.

Zehntes Kapitel.

Umgebungen von Angostura. — Die Krokodille. — Die Mündung des Orinoko. — Das Steigen und Fallen der Ströme.

Die Umgebungen von Angostura sind ziemlich einförmig, aber der Anblick des Stromes ist erhaben. Er bildet einen grofsen Canal von Südwest nach Nordost. Die Regierung wollte die Breite des Stroms, der Vertheidigung wegen, hier genau kennen. Die Messungen, welche Herr von *Humboldt* anstellte, ergaben auf dem engsten Punkte 380 Toisen, was 4 bis 5 Mal die Breite der Seine bei dem Pflanzengarten übertrifft. Dennoch ist dieses der Platz, welcher der Engpafs genannt wird, und wo der Wasserspiegel nur durch einen Felsen in der Mitte des Stromes unterbrochen wird, der bei hohem Wasserstande völlig verschwindet.

Wenn die Gewässer hoch sind, so überschwemmen sie die Quais, und man ist um diese Zeit in der Stadt selbst zur gröfsten Vorsicht genöthigt, wenn man nicht von den Krokodillen in seinem eigenen Hause gefressen werden will. Eben, als unsere Freunde in Angostura verweilten, ward ein Guayquerier-Indianer von der Margarethen-Insel,

der im Begriffe stand, seine Pirogue in einer Bucht zu befestigen, ein Opfer der Grausamkeit dieser Reptilien. Ein sehr grofses Krokodill, das sich gewöhnlich in dieser Gegend aufhielt, packte ihn beim Beine, entfernte sich vom Ufer, und schwamm ganz gemächlich auf der Oberfläche des Wassers mit ihm davon. Der arme Indianer schrie gewaltig, und eine Menge Menschen kam herbei gelaufen, unter ihnen auch Herr von *Humboldt.* Der unglückliche Mensch war entschlossen, sein Leben zu vertheidigen, suchte in der Tasche des Beinkleides nach einem Messer, als er es nicht fand, ergriff er das Krokodill beim Kopfe, und drückte ihm die Finger in die Augen. Jedermann weifs in Amerika dieses Mittel, sich zu retten. Aber das Krokodill war ein alter Practicus, und öffnete seinen Rachen nicht, um die Beute fahren zu lassen, sondern tauchte im Strome unter, ertränkte den Indianer, und kam sodann mit dem Leichname auf einer dem Hafen gegenüber liegenden Insel zum Vorscheine, wo es denselben ruhig verzehrte.

Da das Krokodill, vermöge des Baues der Organe seines Rachens, im Wasser seine Beute wohl haschen, aber nicht verschlingen kann, so geschieht es allezeit, dafs es einige Stunden nachher mit derselben in einiger Entfernung wieder zum Vorscheine kommt, um seine Mahlzeit zu halten. Diese Ereignisse sind bei weitem nicht so selten, als man denkt, und besonders in Europa glaubt. Unvorsichtigkeit und die häufigen Überschwemmungen, welche diese

bösen Gäste bis in die Dörfer führen, lassen jährlich viele Menschen die Opfer der Grausamkeit dieser Reptilien werden. Dieselben Krokodille halten sich gewöhnlich mehrere Jahre an demselben Orte auf, und sie werden von Jahr zu Jahr kühner, besonders wenn sie ein Mal Menschenfleisch gekostet haben. Sie sind auch so listig, dafs es schwer fällt, sie zu tödten. Der Schufs prallt an ihrem Panzer ab, und tödtet nur, wenn Mund, Auge oder Achselhöhle getroffen wird. Die Indianer greifen das Krokodill mit Lanzen an, sobald es sich an einem eisernen Haken, woran Fleisch als Köder war, gefangen hat. Man nähert sich jedoch dem Thiere erst dann, wenn es von den Anstrengungen, sich los zu machen, ermüdet ist. Auch bei vorgerückter Civilisirung und Bevölkerung ist es eben so wenig, als in Egypten zu erwarten, dafs diese Unthiere ganz vertilgt werden. Das Flufslabyrinth liefert täglich neue Legionen dieser Eidechsen. Alles, was zu erwarten ist, dürfte darin bestehen, dafs sie mehr Respekt und Furcht vor dem Herrn der Erde bekommen, wenn dieser ihnen zu imponiren im Stande seyn wird.

Man erzählt rührende Geschichten von afrikanischen Sclaven, die ihr Leben gewagt haben, um dasjenige ihrer Herren zu retten, welche in den Rachen der Krokodille gerathen waren. So geschah es vor wenigen Jahren zwischen Uritucu und der Provinz Abaxo, dafs ein Neger plötzlich vom Geschreie seines Herrn erschreckt wurde, der in den

Rachen eines Krokodills gerathen war. Der Neger stürzte sich sogleich, mit seinem Machette bewaffnet, in den Strom, durch Eindrücken der Augen zwang er das Thier, seinen Raub fahren zu lassen, und sich unter das Wasser zu verbergen. Der Sclave brachte nun seinen Herrn schwimmend an's Ufer; es war jedoch vergebens, denn schon war er im Wasser erstickt. Die Kinder des Verstorbenen schenkten, ob sie gleich arm waren, dem Sclaven seine Freiheit. Es sind überhaupt die Neger nicht so selten, als man glaubt, welche sich durch die treue Anhänglichkeit an ihre Gebieter auszeichnen.

Es läſst sich denken, daſs im einem Lande, wo der Mensch mit der Natur noch in immerwährendem Kampfe sich befindet, er auch stets gerüstet ist, diesen Gefahren nach Kräften zu begegnen. Es wird von ihnen stets gesprochen, und man theilt sich gegenseitig die Maſsregeln mit, welche Erfahrung bestätigt oder fremder Rath überliefert hat. Jedermann weiſs daher von Jugend auf, wie er sich zu benehmen hat, und da schwerlich in diesen Ländern eines Menschen Leben vorübergeht, ohne Gelegenheit diese Mittel anzuwenden, so findet man eine Unerschrockenheit und den überlegtesten Muth, welcher in dem vor Gefahren gesicherten Europa nur Wenigen zu Theil wird. Nicht nur Mädchen aus der untersten Volksklasse, wie wir oben ein Beispiel gesehen haben, sondern Frauen aus dem ersten Stande der Gesellschaft sind mit diesen Gefahren und ihren Gegenmitteln vertraut. Es war am 4. Februar 1797,

als 35,000 Indianer innerhalb wenigen Minuten durch Erdbeben ihr Leben einbüfsten. Eine junge Dame hatte sich und ihre Kinder gerettet, indem sie diesen zurief: sie sollten die Arme ausstrecken, in dem Augenblicke, wo der aufgerissene Boden im Begriffe stand, sie zu verschlingen. Als man die Geistesgegenwart dieser Frau bewunderte, sagte sie: »Schon als Kind ist mir gesagt worden, wenn das Erdbeben dich im Innern eines Hauses überrascht, so stelle dich unter eine Thüre, die aus einem Zimmer in das andere führt. Bist du im Freien und fühlst du den Boden unter dir sich öffnen, so strecke deine beiden Arme aus, und suche dich an den Rändern der Spalten fest zu halten.« So steht der Mensch hier gegen die Wuth der Krokodille und das Toben der Elemente stets gerüstet.

Angostura liegt 25 Lieues vom Meere entfernt, oberhalb des Delta, welches die Mündung des Orinoko bildet. Die Fieber pflegen auch hier zu herrschen, und man spricht sehr oft, dafs es besser wäre, die Stadt wieder dem Meere näher zu legen. Diese Lage würde dem Handel bequemere Vortheile darbieten, denn die Schiffe können nur sehr schwer bis an die jetzige Stadt hinauffahren. Auch gewährt ihre jetzige Lage weder Schutz gegen die Feinde und Fieber, noch Bequemlichkeiten für den Handel.

Es ist schon gesagt, dafs die jetzige Hauptstadt von Guiana durch das Delta, welches der Orinoko bildet, getrennt wird. Grofse Flüsse haben nämlich die Gewohnheit, sich kurz vor ihren Einmün-

dungen in das Meer in mehrere Arme zu theilen, zwischen den zwei äufsersten Armen aber Sand und Schlamm anzuhäufen, und zwischen diesem flachen Lande sich wieder zu verästeln und so eine grofse dreieckige Insel, die wieder in mehrere, oft unzählige kleine getheilt ist, zu bilden. Dieses ist es nun, was man Delta nennt; von dem Delta des Nil in Egypten, das durch seinen vormaligen Reichthum und seine grofse Fruchtbarkeit so berühmt ist. Der Name kommt von der Gestalt Δ, welches das grofse griechische D ist, und Delta heifst. Das Delta des Orinoko beginnt gleich unterhalb Angostura, und die zwei äufsersten Arme desselben laufen aus einander, so dafs ihre Entfernung beim Einflusse in's Meer 47 Seemeilen beträgt. Die Zahl der Ausmündungen zwischen diesen beiden ist noch unbekannt, und nach alter Gewohnheit gibt die Völkersage, so wie dem Nil und der Donau, also auch dem Orinoko sieben Mündungen. Es ist jedoch gewifs, dafs wenigstens eilf bedeutende Ausflüsse gezählt werden müssen, ohne der Menge kleiner Verästelungen. Diese verschiedenen Ausmündungen haben verschiedene Namen; Ausmündung heifst Bocca, und da findet sich denn die Bocca de Dragos oder die berüchtigten Drachenmündungen, die in das Antillenmeer ausgehen. Die Bocca de Navios, die schiffbar ist, dann die ebenfalls für die Schiffahrt nützliche Bocca von Mariusas, von Macarco, von Pedernales und von Macamao grande.

Dieses Delta des Orinoko bildet jedoch keine

wüsten Schotterinseln, es ist vielmehr ein fruchtbares und bebautes Sumpfland, überall mit Grün bedeckt. Ganze Wälder der Mauritia-Palme bedecken die Inseln des Delta, und verschönern sie. Diese Mauritia oder der Lebensbaum der Missionäre ist der wohlthätige Baum, dessen wir schon öfter erwähnt haben; er ist der Sagobaum des Landes. Er liefert viel gutes und nahrhaftes Mehl, aus welchem das Yuruma-Brot bereitet wird. Zur Zeit des hohen Wasserstandes sehen diese Palmen nur mit dem Obertheile hervor, und scheinen im Wasser gewachsene Wälder zu seyn. Auf diesen Palmen leben die Guaraonier, ein Völkerstamm, welcher auf Bäumen, gleich den Vögeln nistend, sich wie diese der Sclaverei der Spanier zu entziehen gewufst hat. Ihre Wohnungen hängen an den Bäumen, und man wird beim Durchfahren durch die Canäle des Delta sehr überrascht, wenn man die Gipfel der Bäume durch grofse Feuer beleuchtet sieht. Diese Völker hängen nämlich grofse Matten an die Bäume, füllen sie mit Erde, und zünden hier ihre nöthigen Feuer an. Dieser Lebensweise verdanken diese Menschen seit Jahrhunderten ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Sie allein sind auch im Stande, auf dem schlammigen Boden zur Zeit der Trockenheit ohne einzusinken fortzuwandeln. Diese Palmen, dieser weiche unsichere Grund, worauf sie gedeihen, ist ihr Erbtheil. Der Lebensbaum gewährt ihnen nicht nur Wohnung und Schutz, sondern Nahrung: in seinen schuppigen Früchten, in

seinem mehligen Mark, und in seinem an Zuckerstoff so reichen Safte. Er gewährt ihnen auch in den Fibern seiner Blattstiele Fasern, um Matten und Seile daraus zu verfertigen. So beruht das Daseyn einer ganzen Völkerschaft auf einem einzigen Baume; gleichwie es Insekten gibt, die sich nur von einer Blume oder den einzelnen Theilen eines Gewächses nähren.

Der Orinoko hat endlich mit allen Strömen der heifsen Zone auch das noch gemein, dafs seine Gewässer in gewissen Perioden steigen und fallen. Das Steigen und Fallen dieser Ströme kehrt jährlich zur selben Zeit wieder. In Egypten ist die ganze Cultur des Bodens, und man kann wohl sagen, die ganze Civilisation auf diese Erscheinung gegründet gewesen. Sie mufste um so mehr auffallen, als der Nil in alten Zeiten der einzige bekannte Strom war, welchem dieser periodische Wasserwechsel eigen schien. In unsern Tagen wissen wir, dafs alle Ströme der heifsen Zone diese Veränderung erleiden. Schon oben erwähnten wir, wie die Erklärung dieser Erscheinung dadurch, dafs man das Schmelzen des Gebirgschnees als Ursache des Steigens angibt, ganz unstatthaft sey. Denn erstens kommen diese Ströme nicht allezeit aus Schneealpen, und dann ist auch die Wassermasse zu grofs, als dafs die jährliche Quantität des Schnees für sie hinreichend wäre. In der heifsen Zone läfst man sich solche Erklärungen gar nicht beikommen, die so frostig sind, als das Land, wo sie herkommen, und wo das beständige

Eis freilich oft eisige Gedanken erzeugt. Dort ist Jedermann die Ursache dieser Erscheinungen bekannt, und es verstehen selbst gemeine Leute den ganzen Verlauf dieser Erscheinungen auf das Genaueste zu berechnen.

Nach der Frühlings-Nachtgleiche kündigt nämlich das Aufhören der Seewinde (Brise) die Regenzeit an, und das Verhältnifs des Steigens der Flüsse steht mit der Masse des Regenwassers in genauer Verbindung. Die Überschwemmungen sind also durchaus blos Folgen des Aequinoctial-Regens. Herr von *Humboldt* hat berechnet, dafs in den Wäldern vom Ober-Orinoko und Rio Negro der Ertrag der Aequinoctial-Regen 90 bis 100 Zoll betrage, eine Wassermasse, die mehr als hinreichend ist, ihre Abzugkanäle zu überfüllen. Der gewöhnliche Gang des Anwachsens des Orinoko ist folgender: Alsbald nach dem Frühlings-Aequinoctium (das Volk sagt am 25. März) wird das Steigen des Flusses wahrgenommen. Anfänglich beträgt das Steigen in 24 Stunden nur einen Zoll. Er erreicht seine gröfste Höhe im Julius und bleibt vom Ende Juli bis 25. August in gleicher Höhe, wo er allgemach wieder zu sinken anfängt, jedoch langsamer, als er gewachsen war. Seinen tiefsten Wasserstand erreicht er im Januar und Hornung.

Dieses ist ungefähr der Verlauf des Wasserstandes bei allen Strömen der heifsen Zone in beiden Hemisphären; der Ganges, der Niger und der Gambia erreichen mit dem Orinoko im August den höch-

sten Standpunkt; nur der Nil bleibt um zwei Monate zurück, es sey einiger örtlicher Umstände wegen, die in Abyssinien zu suchen seyn würden, oder wegen der Länge seines Laufes. Die nordischen Erdbeschreiber behaupten jedoch, es steige der Nil in Habesch und Senaar bereits im Monate April, ungefähr wie der Orinoko; in Cairo wird man es jedoch erst im Sommersolstitium gewahr. Die gröfste Höhe erreicht der Nil im September, und den niedrigsten Wasserstand im April und Mai.

In der südlichen Halbkugel haben die Ströme in den entgegengesetzten Jahreszeiten denselben Verlauf; der Amazonenstrom steigt, wenn der Orinoko fällt, und fällt, wenn dieser steigt. Die Höhe, zu welcher der Orinoko ansteigt, wird von Herrn von *Humboldt* in Angostura zu 24 und 25 Fufs angegeben. Die Piloten nehmen für das gewöhnliche Steigen des Unter-Orinoko 90 Fufs an, andere geben es auf 13 Klafter an. Das Steigen des Nils beträgt in Ober-Egypten 30 bis 35 Fufs, in Cairo 23 und im nördlichen Theile des Delta 4 Fufs. In Angostura könnte auf einem mitten im Strome gelegenen Felsen eben so ein Orinoko-Messer errichtet werden, wie der Nilmesser auf der Insel Roudah ist.

Eilftes Kapitel.

Das rechte Ufer des Orinoko. — Die Mission von Carony. — El-Dorado. — Der Parime-See.

Unterhalb Angostura erweitert der Orinoko sein Bette abermals und erhält eine sehr grofse Breite. Die beiden Ufer bieten jedoch sehr grofse Verschiedenheiten der Cultur den Reisenden dar. Auf dem linken oder nördlichen Ufer sieht man den ödesten Theil der Provinz Cumana vor sich, jene unbewohnten Steppen, welche sich gegen die Mesa oder Ebene von Guanipa ausdehnten. Das rechte oder südliche Ufer ist jedoch mit blühenden Missionen besetzt. Es sind dieses die Missionen von Carony, eines grossen, aus Süden kommenden Stromes, der sich in den Orinoko ergiefst. Am Ufer des letzteren Flusses bestehen die drei volkreichen Missionen: San Miguel de Uriala, San Felix und San Joaquin. Das letztere Dorf, welches nicht weit von den Wasserfällen des Carony Flusses liegt, hält man für die Niederlage und den Hauptort der catalonischen Missionen. Auf der weitern Schiffahrt nach Osten, zwischen Angostura und den Mündungen des Carony, hat der Pilote viele Vorsicht nöthig, um die Felsen von Guarampo, die Untiefen von Mamo und die Klippen von Rosario zu vermeiden. Die Landschaft zwischen dem Carony, dem Meere und dem Orinoko ist übrigens der Theil Guianas, welcher die europäischen Ansiedler am meisten ansprechen wird.

Die ganze Gegend war dazumal, als Herr von *Humboldt* da verweilte, mit Ausnahme zweier spanischer Dörfer, derVerwaltung der Missionär-Mönche unterworfen. Es waren beinahe 24,000 Eingeborne diesen Geistlichen unterworfen. Die Franziskaner hatten 7300 und die catalonischen Kapuziner 1700 unter sich. Diese Missionen sind viel blühender, als die traurigen Missionen am Ober-Orinoko. Die ganze Provinz enthält 16,800 Geviertmeilen, und zwei Drittel ihrer Bewohner sind zwischen dem Rio Imataca und Angostura angesiedelt, auf einem Landstriche von 55 Meilen Länge und 30 Meilen Breite. Weifse Menschen dürfen in den Missionen nicht ansiedeln, und man sieht sie nicht ein Mal gern dahin kommen. Diese Gegenden haben jedoch seit jener Zeit durch Bürgerkriege und Seuchen sehr viel gelitten. Damals, 1804, besafsen die catalonischen Kapuziner daselbst wenigstens 60,000 Stück Hornvieh, die in den Savanen weideten. Diese Savanen grenzen südostwärts an die englischen Besitzungen in Guiana oder die Colonie am Essequibo; längs den Gestaden von Pararagua und von Paraguamusi hinauf berühren sie endlich die Besitzungen der Portugiesen am Rio Branco. Dieses ist eine schöne und offene Landschaft, voll schöner Savanen und ganz verschieden von derjenigen am Ober-Orinoko. Es stehen hier herrliche Wiesengründe, unterbrochen durch waldige Hügel, welche die prächtigsten Gegenden darbieten, und durch schöne Landschaften

und liebliche Gegenden zum Anbaue einladen. Das Klima ist gesund. Der Cacao, der Reifs, die Baumwolle, der Indigo und der Zucker wachsen in Menge überall, wo der jungfräuliche Boden der Cultur unterworfen wird. Die ersten christlichen Niederlassungen gehen nicht über das Jahr 1721 hinauf. Die Bestandtheile der gegenwärtigen Bevölkerung sind die drei Indianerstämme der Guayanos, Cariben und Guaycas. Die Guaycas sind ein Gebirgsvolk, und ihr Wuchs ist nicht so klein, wie derjenige in Esmeralda. Sie sind schwer an bleibende Wohnsitze zu gewöhnen, und mehrere mit ihnen bevölkerte Missionen sind wieder zerstört worden, weil sie das freie Leben in den Bergen dem unter der Glocke vorziehen.

Die Guayanos sind leichter zu civilisiren, sanfter und geschmeidiger, als die Cariben. Die Jesuiten haben auch am Amazonenstrome einen Guayanos-Stamm gefunden. Es ist jedoch schwer auszumitteln, ob diese beiden Stämme, die in so weiter Entfernung von einander angetroffen werden, wirklich einem Volke angehören.

Die meisten und bevölkertsten Missionen sind auf einen Umfang von 460 Geviertmeilen beschränkt; ostwärts und südwärts sind die Savanen beinahe gar nicht bewohnt, und dennoch wäre zu wünschen, dafs die von den Flüssen entferntern Gegenden besser bewohnt würden, weil sie etwas höher liegen und darum auch gesünder sind. Der Flufs Carony

hat ein sehr klares Wasser, nur wenig Fische und von der Stadt Barcellona an, gar keine Klippen. Oberhalb dieser Stadt jedoch schlängelt er sich zwischen zahllosen Klippen und Felsen hin, und bildet Wirbel und Wasserfälle, zwischen denen sich nur die Cariben mit ihren kleinen Booten hindurch wagen. Der grofse Fall oder Salto befindet sich aber bei dem sehr schön gelegenen Dorfe Carony, dessen Bevölkerung damals aus 700 Indianern bestand. Der Fall wird auf 15 bis 20 Fufs geschätzt, er läfst jedoch einen Canal für die Piroguen frei, da hier der Flufs 300 Fufs Breite hat.

Die ganze südliche Landschaft wird von unabhängigen Cariben durchschweift. Das sind die schwachen Überreste jenes schönen Kriegervolkes, das einst den Missionären so furchtbar geworden war, bis zum Jahre 1733 und 35, wo der Bischof *Gervais* von *Labrid*, der Pater *Lopez* und mehrere andere Ordensmänner durch die Hand der Cariben um's Leben gekommen sind. Die Gefahren sind nun verschwunden, und die Regierung ist auf die Reste der Cariben, die noch unabhängig herumschweifen, nur des Schleichhandels wegen eifersüchtig, welchen sie so sehr mit den englischen und holländischen Colonien der Nachbarschaft befördern. Sie entführen auch den Missionären das Vieh, und verlocken die neubekehrten Indianer in die Wälder zurückzukehren. Früher nahmen die Cariben Antheil an dem Sclavenhandel, und dieser abscheuliche Handel ward

durch die Weifsen befördert, welche die Stämme gegen einander reizten, und sie sogar bewaffneten, um durch sie ihre Brüder als Sclaven zu erhalten. Die Menschenjagd ward damals eben so betrieben an diesen Gestaden, wie man sie leider jetzt noch am Gambia betreibt, und in beiden Welttheilen haben sich die Europäer gleicher Arglist und gleicher Schandthaten schuldig gemacht.

Wir müssen hier noch unsern jungen Lesern von einer Pflanze erzählen, welche durch den Gewerbfleifs der thätigen Kapuziner berühmt geworden ist. Dies ist der Cuspare-Baum, dessen schon im zweiten Bändchen Erwähnung geschehen ist. Dieser berühmte Baum ist es, der die Cortex Angosturae liefert. Er ist keine Cinchona oder Chinabaum, sondern eine eigene Gattung, die unter dem Namen Bonplandia in die Botanik aufgenommen ist und zur Familie der Meliaceen gehört. Die, von der wir hier reden, heifst die dreiblättrige oder Bonplandia trifoliata. Die sehr schönen Äste dieses heilsamen Baumes haben 18 Zoll lange Blätter, von überaus angenehmen Geruch. Dieser Baum trägt den einheimischen Namen Cascarilla, er wächst fünf bis sechs Meilen vom östlichen Ufer des Carony am Fufse der Hügel, welche die Missionen von Capapui, von Upata und Alta Gratia einfassen. Die Cariben-Indianer gebrauchen den Aufgufs dieser Rinde als eine stärkende Arznei. Herr *Bonpland* hat ihn auch westwärts von Cumana im Meerbusen von Santa Fe

entdeckt, und wahrscheinlich kommt er auch in den Wäldern von Guiana vor.

Die catalonischen Kapuziner verfertigen von der Rinde einen Extrakt, welcher bekannter zu werden verdiente, und gegen Fieber und Ruhr überaus wirksam sich bezeigt. Zu bedauern ist, daſs der gewissenlose Krämergeist auch dieses herrliche Arzneimittel verfälscht, und so gegen die Rinde von Angostura mit Recht miſstrauisch gemacht hat. Man hat statt ihrer öfters die falsche Angostura oder Angostura pseudo-ferruginea eingebracht. Sie wirkt stark auf die Nerven, verursacht heftige Anfälle von Starrkrampf, und enthält eine Substanz, welche dem Morphin und Strychnin, zwei heftigen Giften, sehr nahe verwandt ist. Diese Verfälschung hat mehrere Regierungen veranlaſst, die Anwendung der Cortex Angosturae in der Medicin gänzlich zu untersagen. Solche niederträchtige Verfälschungen, welche billig als die gröſsten Verbrechen geahndet werden, kommen leider öfter vor, und erst vor kurzem fand man in Frankreich die Senesblätter mit andern giftigen Blättern vermischt, welche mehreren Personen den Tod brachten.

Der Baum, welcher die echte Cuspare oder Cascarille liefert, kommt selten vor, und er verdiente daher von den fleiſsigen Kapuziner-Mönchen in eigenen Pflanzungen gezogen zu werden. Die Kapuziner sind thätiger, als andere Mönche. Sie haben in ihren Dörfern Gärbereien und Baumwollspinne-

reien, und wenn sie künftighin auch den Indianern die Früchte ihrer Arbeit zu Theil werden lassen, so dürften sie einen sehr wohtlhätigen Einflufs behalten. Sie waren oft mit dem Statthalter und selbst mit dem Bischofe im Streite, welche ihre Macht einschränken wollten, und erwehrten sich stets des Einflusses der weltlichen Macht. 1768 liefs ihnen der Statthalter 20,000 Stück Vieh wegnehmen, und dieselben an die dürftigsten Einwohner vertheilen. Diese Gewaltthätigkeit hatte für den Statthalter üble Folgen, denn auf eingelegte Klage in Madrid ward er abgesetzt, ob er gleich viele Verdienste hatte, und seit jener Zeit hatte sich die weltliche Gewalt in die Regierung der Missionen jeder Einmischung enthalten. Die bürgerlichen Kriege haben jedoch auch hier grofse Veränderungen hervorgebracht, und alles mag jetzt eine andere Gestalt haben.

Die ganze Gegend ist aber eine der glücklichsten auf Erden, und wenn man früher hier goldene Städte und ein irdisches Paradies träumte, so dürfte wohl eine Zeit kommen, wo man sie auf diesem Platze nicht vergebens suchte. Diese Gegenden vereinigen die Vortheile der Thäler von Aragua mit denen der Steppen von Calabozo. Der Reichthum des Landes beruht auf Viehzucht und dem Anbaue der Colonial-Erzeugnisse. Es ist zu wünschen, dafs die Bevölkerung wachse, sich dem Feldbaue getreu widme, und nicht zu frühe den Bergbau versuche. Es ver-

trägt sich wohl Berg- mit Landbau, wenn die Bevölkerung zahlreich ist, und der Landbau bereits in der Blüthe steht; im entgegengesetzten Falle kann der Bergbau leicht der Cultur des Landes Gefahr bringen. Der Rio Carony war es, an dessen Quellen man den Dorado-See, die Goldstadt und den vergoldeten König suchte, und leicht könnten diese Mythen den *auri sacram famem* (den heiligen Golddurst) der Bewohner erregen. Man hatte schon früher viel Geld an den Bergbau verschwendet, bis es sich zeigte, daſs die Schwefelkiese keine Spur des Goldes enthielten; allein noch immer heiſst jedes glänzende Gestein in Guiana *una madre del oro*, die Goldmutter. Die besten Goldminen sind ein gut angebautes Land, eine fleiſsige Bevölkerung, Handel und Gewerbe begünstigt von einer guten und gerechten Regierung!

Nach diesen Erzählungen läſst Herr von *Humboldt* eine Abhandlung folgen, die sich sowohl mit dem Mährchen vom Goldlande und Goldkönige beschäftigt, als mit den Quellen des Orinoko und andern geographischen Einleitungen. Das Resultat ist, daſs zu den Goldminen wahrscheinlich die oben erwähnte Art sich zu schmücken Veranlassung gegeben hat, indem nämlich sich die Wilden mit Harz oder Schildkrötenfett bestreichen, und mit glänzenden Glimmerblättchen bedecken lassen, erhalten sie das Ansehen von galonirten Kleidern und Goldtressen, und mögen von den goldgieri-

gen Europäern leicht für goldene Männer angesehen worden seyn.

Sowohl die Eroberer als ihre Nachfolger haben zur Entdeckung des El-Dorado die abenteuerlichsten Züge unternommen. Ihre von Begierde nach Gold erkrankte Phantasie liefs sie bald hier, bald dort den Goldsee, die Goldstadt und den Goldkönig sehen. Viele Ausrüstungen wurden unter den abenteuerlichsten Umständen unternommen, und endigten gewöhnlich mit dem Untergange der Theilnehmer. Das letzte dieser Abenteuer wurde noch 1775 mit eben demselben Erfolge, wie die frühern, ausgeführt. Jetzt scheint man von dem Nichtvorhandenseyn desselben überzeugt. Es war den raubsüchtigen Europäern nicht genug, die blühenden civilisirten Staaten auf den Hochebenen der Anden zerstört und vernichtet zu haben. Sie waren mit dem Fluche der unterdrückten Völker nicht zufrieden; es war ihnen leid, nicht noch mehr zerstören und die Blutschuld vergröfsern zu können.

Was die Quellen des Orinoko betrifft, so geht aus den Untersuchungen des Herrn von *Humboldt* hervor, dafs alle Angaben über dieselben, welche von den ältern Geographen gegeben wurden, theils Irrthümer, theils wirkliche Erdichtungen sind. Eben so sind auch die Angaben der Orinoko-Quellen auf allen Charten unrichtig. Der sogenannte Parime-See, der sogar auf den neuesten Charten zum Theil noch figurirt, ist n i r g e n d vorhanden, und gewifs

ist nur so viel, dafs die Quellen des Orinoko noch eines Entdeckers warten.

Um nicht durch Gegenstände, welche eine grössere Masse von Kenntnissen zu ihrer Würdigung fordern, als ich bei meinen Lesern voraus setzen darf, zu ermüden, setze ich nur die Schlufsworte des Herrn von *Humboldt* am Ende des achten Buches her.

»Ich habe die drei Zonen durchwandert, die von Norden nach Süden, von dem Mittelmeere der Antillen bis an die Wälder am Ober-Orinoko und Amazonenstrome einander folgen. Dem fruchtbaren Küstenlande, welches der Mittelpunkt des landwirthschaftlichen Reichthums ist, reihen sich die von Hirtenvölkern bewohnten Steppen an. Diese Steppen hinwieder finden sich durch die Region der Wälder begrenzt, deren Bewohner im Genusse, ich will nicht sagen, der Freiheit (weil diese allezeit Folge der Civilisation ist), aber einer wilden Unabhängigkeit leben. Die Grenze zwischen den beiden letztern Zonen war der Schauplatz des Krieges, der über das Schicksal Amerika's entschied. Keine Veränderung kann aber den Charakter des Landes verändern, wenn auch die Sitten eine andere Gestaltung erhalten. Diese Betrachtungen können das Interesse für diese im Anfange dieses Jahrhunderts gemachte Reise nur steigern. Man findet in ihr die civilisirten Völker des Küstenlandes gemeinschaftlich und vereinigt dargestellt; mit jenen schwachen Über-

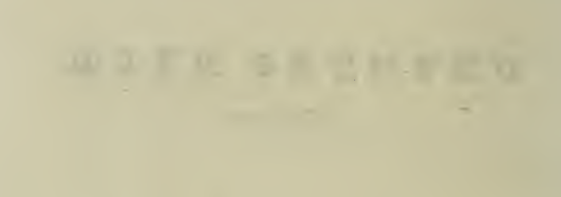
resten der Landeseingebornen am Orinoko, die keinen andern Cultus kennen, als den der Naturkräfte, und die gleich sind den alten Germanen, von denen *Tacitus* sagt: Unter dem Namen der Götter verstehen sie dasjenige, was sie blos durch das Gefühl der Ehrfurcht sehen.«



Die Briefpost der Provinz Jaen der Bracamoros.



NEUNTES BUCH.



Erstes Kapitel.

Abreise von Angostura. — Die Mission der Cariben. — Historische Bemerkungen über die Völker Amerika's.

Es waren nun beinahe sechs Wochen seit der Landung in Angostura verflossen, als endlich Herr *Bonpland* sich nun stark genug fühlte, die Reise fortsetzen zu können. Sie setzten daher über den Orinoko, um in der Nähe der Festung San Rafael zu übernachten, und mit Tagesanbruch die Wanderungen durch die Steppen von Venezuela anzutreten. Sie sehnten sich nun, die Küsten von Cumana zu erreichen, um da ein Fahrzeug nach Cuba und von da nach Mexiko zu erlangen. Nach einer Monate lang dauernden Flufsfahrt in einem engen Boote, von Mosquitos umschwärmt, kam ihnen eine Seereise reizend vor. Indem sie nun vom Orinoko Abschied nahmen, gedachten sie nicht mehr nach Südamerika zurückzukehren, sondern ein Jahr in Neu-Spanien zu verweilen, und dann mit der Galione von Acapulco nach den Philippinen zu gehen, die noch so wenig bekannt sind, und so die Rückkehr nach Europa über Bassora und Alepo zu vollenden. Diese Plane verkürzten ihnen die Zeit während der Wanderung in den dürren Steppen.

Am linken Ufer des Orinoko erwarteten sie schon

die Maulthiere. Das Gepäcke hatte sich durch die Pflanzensammlungen und Mineralien ansehnlich vermehrt, und da es nicht rathsam ist, auf Reisen sich von seinem Gepäcke zu trennen, so mufste man einer langsamen Reise durch die Steppen entgegensehen. Die Hitze war ausnehmend grofs, durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von dem dürren Boden der Steppe. Der Thermometer stieg bei Tage nicht über 33° bis 34° und des Nachts nicht über 27° bis 28°. Es ist also nicht die grofse Hitze, als vielmehr ihre Dauer, welche beschwerlich fällt. Sie brauchten 13 Tage, um durch die Steppen zu wandern. Dieser östliche Theil der Llannos hat dasselbe wüste Aussehen, wie der westliche, der oben schon, bei Gelegenheit der Wanderung aus den Thälern Araguas nach San Fernando de Apure, beschrieben worden ist. In der trocknen Jahreszeit, die hier Sommer heifst, obwohl es eigentlich Winter ist, weil die Sonne in der südlichen Halbkugel weilt, weht hier die Brise (Seewind) heftiger, als in den westlichen Steppen. Diese Steppen bilden nämlich ein Becken, welches ostwärts gegen das Meer zu offen, aber westlich, nördlich und südlich von Bergketten umschlossen ist. Jetzt war jedoch die Regenzeit vorhanden, und die Brise wehte nicht; ob gleich es in den Llannos nicht regnete, so hatte doch die veränderte Sonnenwende die Polarströmungen gestillt. Hier geschieht alles mit der gröfsten Regelmäfsigkeit, so dafs man die Zeit der Veränderungen in der Atmosphäre mit der Sicher-

heit einer Uhr angeben kann. Die Ordnung ist einförmig, das Aufhören der Brise, der Eintritt der Regenzeit und die häufigen elektrischen Entladungen.

Sie kehrten hier bei einem Franzosen ein, der aus Lyon gebürtig war, und ihnen mit der Liebenswürdigkeit, die seiner Nation eigen ist, Aufnahme und Nachtherberge zusagte. Er war eben beschäftigt, grofse Stücke Holz zusammen zu leimen. Er bediente sich dazu eines Pflanzenleimes, hier Guayca genannt, der dem besten Thierleim gleicht. Es ist dieser Leim der Saft einer Liane. Er tropft, völlig zubereitet, in grofser Menge aus der Pflanze hervor, der man einige Seitenäste abschneidet. Die Pflanze heifst hier Veyuco de Guayca. So findet sich in den Tropenländern völlig zubereitet und brauchbar, was man in unsern Ländern erst durch Kunst bereiten mufs.

Am dritten Tage nach der Abreise von Angostura trafen sie in der Cariben-Mission von Cari ein. Hier war der Boden weniger zerspalten, als in den Llannos von Calabozo. Etliche Regengüsse waren gefallen und hatten die Gegend neu belebt. Sie fanden hier verschiedene Kräuter und grüne Rasen, so wie auch einzelne Stämme der Fächerpalme, Rhopala und Malpighia mit glänzenden lederartigen Blättern. Wo feuchte Stellen sind, sieht man auch die Gruppen der schon oft gerühmten Mauritia-Palmen, die eben jetzt mit ihren rothen schuppigen Früchten überladen waren. Die Affen in den Käfigen waren sehr lüstern darnach und machten die

possierlichsten Sprünge. Die Ebene schien, vermöge der Luftspiegelung, sich wie ein Meer in Wellen zu bewegen. Die Palmen schienen in der Ferne wie Masten der Schiffe, und vollenden die Täuschung, welche den Wanderer an die See versetzt.

Die Mission Cari gehört den Franziskanern des Collegiums von Piritu. Unsere Freunde wohnten, wie gewöhnlich, im Kloster, d. h. beim Pfarrer. Man kann ganz Südamerika durchreisen, wenn man, wie diese Männer, mit Empfehlungsschreiben an die geistlichen Behörden ausgestattet ist. Der Pfarrer konnte nicht begreifen: »wie Leute aus dem europäischen Norden, von den brasilianischen Küsten durch den Rio Negro und Orinoko und nicht vielmehr auf dem Küstenwege von Cumana bei ihm eintreffen könnten.« Er war jedoch gastfrei, nur mufsten die gesammelten Mineralien Gold enthalten, und die gesammelten Pflanzen mufsten Arzneipflanzen seyn. Man weifs hier die Wissenschaften nur in so fern zu schätzen, als sie der Gesellschaft unmittelbaren und in die Augen fallenden Nutzen gewähren. Dem einen ist sie eine himmlische Göttin, dem anderen eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Im Dorfe Cari trafen sie über 500 Indianer vom Stamme der Cariben an. Dieses Volk, das erst vor Kurzem sich vom herumstreifenden Leben in feste Wohnsitze gefügt hat, unterscheidet sich durch körperliche und geistige Kraft von allen Indianern.

Nirgend kann man einen Stamm schönerer und colossalischer gebildeter Männer sehen; sie sind alle 5 Fuſs 6 Zoll und 5 Fuſs 10 Zoll hoch. Die Männer sind, wie dies in Amerika allgemein der Fall ist, mehr bekleidet, als die Weiber. Diese tragen nämlich nur das Guajuco, einen schmalen, oft kaum 2 Zoll breiten Leibgürtel, die Männer sind hingegen bis an die Hüfte mit einem schwarzblauen, groſsen Stücke Tuch bekleidet, womit sie an kühlen Abenden auch ihre Achseln bedecken. Ihren Körper bemalen sie mit dem im dritten Theile beschriebenen Onoto, und so sehen ihre groſsen Gestalten, die malerisch drapirt und roth bemalen sind, bronzenen Statuen gleich. Der Haarschnitt der Männer ist für dieses Volk bezeichnend, er ist dem der Mönche und Chorknaben auf das genaueste ähnlich. Die Stirne wird rasirt, wodurch sie roth erscheint. Ein groſser Haarbüschel ist kreisförmig ausgeschnitten auf dem Scheitel. Diese Art, die Haare zu beschneiden, ist nicht etwa eine Nachahmung der Mönche, um ihnen gleich zu sehen, sondern es war diese Art, die Haare zu verschneiden, ihnen schon eigenthümlich, bevor noch Europäer die neue Welt betraten. Sie unterschieden sich schon dazumal durch diese Art die Haare zu verschneiden. Die Männer des Cariben-Volkes unterscheiden sich auf das Vortheilhafteste von allen Eingebornen, sowohl durch schönen Wuchs, als die Regelmäſsigkeit ihrer Züge. Sie haben keine so breite und platte Nase, keine so hervorstehenden Backenknochen und über-

haupt kein mongolisches Aussehen. Ihre Augen sind schwärzer und ausdrucksvoller, als bei den übrigen Stämmen von Guiana. Das Färben der Augenbraunen, so wie die Sucht, sich schwarze Flecken in das Gesicht zu malen, gibt ihnen ein wildes und kriegerisches Aussehen. Die Weiber sind weniger schön, und sind mehr die Lastthiere der Männer, indem sie alle Haus- und Feldarbeit allein besorgen müssen. Sie baten sehr dringend um Stecknadeln, und befestigten dieselben an den Unterlippen, und durchstechen damit die Haut so, dafs der Kopf der Nadel in der Mundhöhle bleibt. Sie haben diese Gewohnheit noch aus dem wilden Zustande beibehalten. Die jungen Mädchen sind mit Onoto bemalt, und den Guajuco ausgenommen, völlig nackt. Es zeigt sich auch bei dem Begriffe der Nacktheit dieselbe Beweglichkeit der Begriffe, welche den Menschen überall charakterisirt. In einigen Gegenden Asien's würde der Wohlstand auf das Schrecklichste verletzt werden, wenn auch nur die Fingerspitzen einer Frau aus den Gewändern hervorblickten, während die Caribin sich keineswegs für nackt hält, wenn sie nur ein zwei Zoll breites Guajuco umgibt, und die Haut mit Onoto bemalt ist. Ersteres ist jedoch nicht so nothwendig, um in guter Caribischer Gesellschaft zu erscheinen, als letzteres; denn die Hütte verlassen, ohne mit Onoto bemalt zu seyn, würde gegen allen Caribischen Wohlstand verstofsen.

Es kamen die Vorsteher der Gemeinde, die Governador und Alcaldes, um den Fremden ihre Auf-

merksamkeit zu bezeugen. Sie haben allein das Recht, lange Rohre zu tragen. Es fanden sich unter ihnen Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren, da ihre Wahl blos von dem Willen des Missionärs abhängt. Dieses mit Onoto bemalte diplomatische Caribencorps benahm sich mit demselben Ernste und abgemessener Feierlichkeit, wie nur immer in Europa. Diese Indianer waren vor der Ankunft der Europäer das mächtigste Volk im östlichen Theile Amerika's. Sie waren kriegerisch, handeltreibend und erobernd. Sie hatten eine ansehnliche Flotte und spielten überall die Herren, wo sie hinkamen. Selbst die Europäer empfanden ihre furchtbare Macht bis in die neuere Zeit. Der Schrecken vor dem Namen Caribe ist selbst bis jetzt noch nicht ganz aus den Gliedern der Weifsen verschwunden. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs ohne die Dazwischenkunft der weifsen Cariben, die rothen in ihrer Cultur fortgeschritten, und für die Amerikaner dasselbe geworden wären, was die Römer in der alten Welt waren.

Überall am Orinoko erinnert man sich noch der Einfälle der Cariben. Diese Einfälle erstreckten sich von den Quellen des Carony und Erevato bis an die Gestade des Ventuari, Atacari und des Rio Negro. Auch ihre Sprache war eine von denen, die in diesem Welttheile sich am meisten verbreitet hatte. Unter den unzähligen Völkerschaften (Herr von *Humboldt* führt 200 davon namentlich auf), die im östlichen Amerika zerstreut sind, haben die Cariben

vorzugsweise eine einflufsreiche Rolle gespielt. Ihre Geschichte ist jedoch nicht vorhanden. Grofse Reiche und wahrhafte Staaten haben sich bis zur Eroberung nur auf den westlichen Hochgebirgen eingerichtet. Mexiko war eine grofse Monarchie von Freistaaten umgeben. In Cundinamarca und in Peru fanden sich eigentliche Theokratien, Priesterstaaten, mit befestigten Städten, Strafsen und grofsen steinernen Denkmälern, das Feudal-System und die Casteneinrichtung, Männer- und Frauenklöster, strenge Ordensbrüderschaften. Mit allem diesen war auch die Zeiteintheilung verbunden, welche den Kalendern, Thierkreisen und der Astrologie der Asiaten nicht unähnlich war. Alle diese Einrichtungen wurden in Amerika jedoch nur auf einer Strecke vom 30° N. B. bis 25° S. B. längs einer Alpenregion gefunden. So wie in der alten Welt in der Richtung von Osten nach Westen mehrere Völker auf einander bald bildend, bald verwüstend folgten, so geschah es auch in Amerika in der Richtung von Norden nach Süden. Auch hier waren die Gebirge die Leiter; aber sie haben auf die Civilisation einen bei weitem gröfsern Einflufs geübt, als das Hochgebirg Europa's auf das Schicksal der Völker gehabt hat.

Mitten in den Ebenen des nördlichen Amerika hat ein mächtiges Volk, das nicht mehr vorhanden ist, kreisförmige, vier- und achteckige Festungswerke angelegt; Mauern erbaut, die 6000 Toisen lang sind; Grabhügel errichtet, die 700 bis 800 Fufs Durchmesser und 140 Fufs Höhe haben. Sie

sind theils rund, haben mehrere Stockwerke und enthalten Tausende von Beingerippen, die einer weniger schlanken und mehr untersetzten Völkerschaft angehören, als die ist, welche jetzt noch diese Gegenden bewohnen. Andere Gerippe, welche in Tücher gehüllt sind, die denen der Südsee-Insulaner gleichen, findet man in natürlichen Grotten, im Staate Kentuky. Man weiſs nicht mehr, was aus den Völkern geworden ist, die ehemals Luisiana bewohnt haben; die jetzigen Indianer daselbst behaupten eine asiatische Abkunft, und ihr ganzes Wesen verräth den Mongolen. Auch in Südamerika trifft man aufgeworfene Hügel an, nirgends sind sie aber denen am Ohio ähnlich; aber man findet dafür mit Symbolen bedeckte Granitfelsen, denen am Orinoko gleich. Auf den westwärts gelegenen Cordilleren scheint zwischen Mexiko und Cundinamarca keine Verbindung Statt gefunden zu haben, aber die Cariben tragen die Züge fremden Ursprunges an sich.

Zweites Kapitel.

Bemerkungen über die Cariben.

Bei den Cariben sind Überlieferungen und Sagen vorhanden, welche auf eine vormalige Verbindung der Völker beider Amerika's hindeuten, und darum verdient dieses Volk besondere Aufmerksamkeit. Wie groſs auch die Verwilderung aller Völker, die

nicht auf den Anden wohnten, gewesen seyn mag, so scheinen doch alle ihren Sagen und Überlieferungen, Trümmer eines grofsen Schiffbruchs zu seyn, den Völker erlitten haben, die bereits die ersten Stufen der Civilisation erstiegen hatten.

Gegenwärtig bewohnt die schöne Nation der Cariben nur einen kleinen Theil der zur Zeit der Eroberung Amerika's von ihr bewohnten Landschaften. Die durch Europäer verübten Grausamkeiten haben dieses Volk von den Antillen und von den Küsten von Darien gänzlich vertrieben. Es hat sich der Herrschaft der Missionäre unterworfen, und bildet nun zahlreiche Dörfer in den Provinzen von Neu - Barcellona und Guiana. Die Anzahl derer, welche in den Llannos von Piritu an den Gestaden des Carony und Cuyuni leben, kann füglich auf 35,000 berechnet werden. Zu diesen kommen noch die westwärts der cayennischen Gebirge lebenden unabhängigen Cariben, mit welchen man annehmen kann, dafs hier noch ein Stamm von 40,000 Cariben von reiner, unvermischter Art lebe. Dieses ist um so wichtiger, weil man von den Cariben, als einem erloschenen Stamme gesprochen hat. Man glaubte nämlich, die kleinen Antillen seyen die einzigen Wohnsitze der Cariben gewesen, und es seyen von diesen nur noch versteinerte Knochen auf den kleinen Antillen vorhanden, die Nation selbst aber, wie die Guanchen der Canarien, verschwunden.

Alle Caribenstämme, die einem Volke angehören, bezeichnen sich auch mit demselben Namen. Der

Name Caribe kommt aus der Verstümmlung des Wortes Calina und Caripuna. Es ist sehr merkwürdig, dafs dieser Name, den *Columbus* aus dem Munde der Völker auf der Insel S. Domingo hörte, sich auch auf dem Festlande zur Bezeichnung derselben Völkerschaft wieder findet. Aus Carina oder Calina ist Galibi oder Caribi geworden, ein Name, den man in Guiana einer Völkerschaft am Cari gibt, die kleiner als die Cariben, doch dieselbe Sprache reden. Die Inselbewohner dieser Völkerschaft werden in der Sprache der Männer Calinago, in der der Weiber aber Callipinan genannt. Bei den Stämmen der Cariben findet man die Eigenheit der Sprache auf das deutlichste vorherrschen, dafs die beiden Geschlechter eine verschiedene Sprache haben, die zwar beide verstehen, deren sich jedoch nur der Theil bedient, dem sie von Geschlechts wegen zukommt. Diese Sonderbarkeit findet sich bei mehreren Völkern, auch der alten Welt, wo die Weiber eine vor den Männern gleichsam abgesonderte Lebensweise führen. Die Weiber hängen dann fester an gewissen Redensarten. Nirgend ist dieser Umstand jedoch so überraschend, wie bei den Cariben. Der Grund mag in der mehreren kriegerischen Völkern gemeinsamen Gewohnheit liegen, bei feindlichen Einfällen die Männer alle zu tödten, die Weiber aber fortzuführen. Schon *Cicero* bemerkt, dafs die Weiber an gewissen Redensarten fester hängen. Die Cariben machten nämlich öfters Einfälle auf den Antillen, tödteten die Männer, und verbanden sich

mit den Weibern, wodurch denn natürlich fremde Worte und Redensarten in die Weibersprache kamen. Allein, welche Sprache mufs das seyn, deren Reste man in der Weibersprache findet? Es läfst sich nichts mit Gewifsheit bestimmen.

Aufser dem Namen Cariben wurde ihnen auch der Name Cannibalen beigelegt, und Cariben und Cannibalen ist bei den frühern Schriftstellern ganz gleich bedeutend. Diese Namen bedeuten überhaupt: Kraft, Geistesstärke, Weisheit, und nicht, wie man gewöhnlich glaubt, Menschenfresser. Man weifs, dafs zur Zeit der Eroberung die Zauberer der Brasilianer auch Cariben genannt wurden, und Herr von *Humboldt* meint, ob dieses reiselustige Volk nicht dieselbe Rolle gespielt habe, wie die Caldäer in der alten Welt?

Es fragt sich nun, wo die Cannibalen ursprünglich einheimisch waren, ob auf dem festen Lande oder auf den Inseln. Sie selbst erzählen Folgendes: Die kleinen Antillen seyen vormals von Aruacas bewohnt gewesen, einer kriegerischen Nation, deren Reste heut zu Tage noch das ungesunde Land von Surinam bewohnen. Diese Aruacas sollen nun auf den Antillen, mit Ausnahme der Weiber, von den Mündungen des Orinoko kommenden Cariben vertilgt worden seyn. Sie führen für diese Meinung die Sprachähnlichkeit der Cariben und der Aruacas an. Allein die Aruacas gehören zu demselben Volke, wie die Cariben, ob sie gleich Feinde sind, und ihre Sprachen sind mit einander so ver-

wandt, wie die Griechische und Persische, die Deutsche und das Sanskrit. Nach einer andern Sage sind die Cariben von den Aruacas vertrieben worden. Eine dritte, und zwar die wahrscheinlichste Sage läſst die Cariben aus Nordamerika, und zwar aus Florida kommen. Der Reisende *Bristok* behauptet, alles gesammelt zu haben, was auf ihren Ursprung Bezug hat, und erzählt: ein Stamm der Confachiten habe lange Zeit mit den Apalachiben Krieg geführt, diese hätten sodann demselben einen Distrikt von Cumana zum Wohnplatze abgetreten, und ihre neuen Bundesgenossen, Caraiben, d. i. tapfere Fremdlinge, genannt. In Folge sey jedoch zwischen ihnen, der Religion wegen, Streit entstanden, und so wären die Caraiben wieder aus Florida vertrieben worden. Flüchtig kamen sie sodann nach den bermudischen Inseln, und sodann nach den kleinen Antillen, endlich seyen sie wieder nach dem Festlande übergeschifft. Man glaubt, daſs diese Wanderung zwischen dem eilften und zwölften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung Statt gefunden habe. Während diesen Wanderungen haben die Caraiben niemals die groſsen Antillen berührt, deren Bewohner übrigens ihren Ursprung aus Florida herleiten. Nach dem Zeugnisse der Eroberer waren die Bewohner der groſsen Antillen von den Caraiben ganz verschieden. (*Washington Jrving*, im Leben des *Columbus*, erwähnt sehr oft des Cariben-Häuptlings *Caonabo*, der als Eroberer auf der Insel San Domingo wohnte, und mitten unter den Seinigen

gefangen, auf dem Schiffe des *Columbus* sein Leben endete.)

Da die Cariben zu herrschen seit langer Zeit gewohnt waren, so ist es ganz natürlich, dafs das Gefühl ihrer frühern Gröfse ihnen einen Nationalstolz, eine Überlegenheit eingeflöfst hat, der in ihren Manieren und Reden sich gemeinschaftlich kund gibt. »Wir allein nur, wir bilden ein Volk, die andern Menschen sind nur da, um uns zu bedienen.« Gegen ihre alten Feinde, die Cabren, hegen sie entschiedene Feindschaft. Herr von *Humboldt* sah ein Kind, als es Cabre genannt wurde, in die gröfste Wuth über diesen Schimpf gerathen. Dennoch hatte dieses Kind noch nie einen Menschen dieser Nation gesehen, von der die Stadt Cabruta ihren Namen hat, und die von den Cariben fast ganz vertilgt worden ist. Es ist übrigens eine allgemeine Eigenheit der Menschen, National-Namen besiegter Völker als Schimpfnamen zu betrachten.

Der Missionär führte die Reisenden nun in mehrere Hütten, in welchen die gröfste Ordnung und Reinlichkeit herrschte. Sie sahen hier mit Wehmuth die unvernünftigen Qualen, welchen Mütter ihre Kinder von dem zartesten Alter an unterwarfen, und mit welchen sie die Fleischmassen an den Beinen, von den Knöcheln bis zum Oberschenkel zu vergröfsern bemüht sind. Bandstreifen von Leder oder Baumwollenzeug werden in einer Entfernung von zwei zu zwei Zoll fester und fester um die Beine gewunden, und dadurch die Muskeln in

den Zwischenräumen fester angetrieben und zum Schwellen gebracht. Obwohl auch unsere Kinder in ihren Wickeln und Binden sehr viel leiden, so ist doch das nichts gegen die der Cariben, welche doch dem Naturzustande noch so nahe sind. Die Missionäre können gegen diese thörichte Angewohnheit nichts ausrichten, denn so sehr man von der Einfachheit der Naturmenschen fabelt, gibt es nicht leicht ein Geschöpf, welches hartnäckiger an seinen auf Schmuck und Schönheit und Wohlanstand sich beziehenden Gebräuchen hinge, als eben diese sogenannten Natur-Menschen. Übrigens scheint die Muskelkraft unter dieser unsinnigen Behandlung gar nicht zu leiden, denn es gibt kein Volk, welches kräftiger und zum schnellen Laufe mehr geeignet wäre, als die Cariben.

Ein übler Gebrauch, der früher allgemein war, ist bei den Cariben-Müttern dennoch abgekommen. Wenn schon die Beine wellenförmig gezogen werden, so pflegen doch die Mission-Cariben-Weiber der Llannos ihren Kindern die Köpfe zwischen Bretern und Kissen nicht mehr platt zu drücken, wie solches früher der Fall war. Die Cariben haben daher schön gebildete Köpfe mit hohen Stirnen. In mehreren europäischen Werken findet man ganz platt gedrückte Schädel abgebildet, diese sind künstliche Schädel alter Cariben. Was man für Caribische Schädel von St. Vincent ausgibt, und welche fast gar keine Stirne haben, sind nichts anders, als zwischen Hölzern plattgedrückte Schädel der Zam-

bos, welche von Negern und Cariben abstammen. Man findet die Gewohnheit, die Schädel zusammen zu drücken, bei vielen Völkern ganz verschiedener Abstammung. Sogar im nördlichen Amerika hat man sie angetroffen. Gleiche Sitten und Fehler deuten jedoch nicht auf gleiche Abkunft hin, aufser man steigt zum Grofsvater *Adam* hinauf.

Wir kommen nun noch auf ein Gerücht, welches die Cariben anlangt. Die Haut schaudert dem Europäer bei dem Namen Cannibalen. Denkt man sich ein Volk derselben, so zucken die europäischen Nerven, indem sie schon den Zahn derselben zu fühlen glauben. Kommt man nun mit Herrn von *Humboldt* in dieses Land der Cariben oder Cannibalen, und sieht man hier nun ein schönes, reinliches, arbeitsames Volk, das so ruhig unter dem Glockenschalle lebt, so kann man es wohl kaum glauben, dafs dieses dieselben Menschenfresser seyn sollten, von denen uns unsere Ammen und selbst unsere Lehrer so grausenhafte Geschichten zu erzählen wufsten. *Anghiera* sagt in seiner dem Papste *Leo* X. gewidmeten Reise: »die das Fleisch der Menschen essen, sind neue Menschenfresser, die wir Cariben nennen, welche Cannibalen genannt werden.« Es läfst sich gar nicht zweifeln, dafs die Cariben, als sie auf den Inseln Sieger waren, sich mehr Grausamkeit gegen die Besiegten zu Schulden kommen liefsen, wie alle Sieger. Allein gewifs ist, dafs die Europäer diese Grausamkeiten auch übertrieben haben, indem sie dadurch einen Vorwand

zu erhalten meinten, ihre eignen zu rechtfertigen. Was nun das Menschenfleisch essen betrifft, so versichern alle Missionäre am Carony, wie am Nieder-Orinoko, einstimmig, dafs unter allen Nationen von Guiana, die Cariben-Nation diejenige sey, welche am wenigsten geneigt ist, Menschenfleisch zu essen. Dieses ist nach ihrer Versicherung sogar mit den unabhängigen Nationen der Fall.

Zu dem Rufe ihrer Wildheit mag wohl folgender Umstand beigetragen haben. Als Menschenfresser angegeben, erging wider sie 1504 ein Dekret vom Könige von Spanien, welches sie zu Sclaven erklärte. Sie vertheidigten sich nun als Helden, mit einer Erbitterung, wie nur ein Volk äufsert, das alles zu verlieren hat. Schon *Christoph Columbus*, der keineswegs so sanft und menschlich war, wie man ihn aus Hafs gegen seine Feinde schildert, gab den ersten Gedanken an, gegen diesen Volksstamm zu wüthen, der ihm der gefährlichste schien, weil er der tapferste war. Später, 1520, ward der Licentiat *Figuero* beauftragt, ein Verzeichnifs der Völker Südamerika's zu machen, die man zu den caraibischen oder cannibalischen zählen könne, oder, welche zu den friedlichen Bundesgenossen oder Guatios gehörten! Dieses Dekret ist eines der merkwürdigsten Aktenstücke zum Belege der Grausamkeit der ersten Eroberer. Hier bezeichnete man alle, von denen man vorgab, dafs sie nach der Schlacht Menschenfleisch genossen hätten, als Caraiben oder Cannibalen. Sie alle waren nun der

Sclaverei preisgegeben, man konnte gegen sie den Vertilgungskrieg führen. In diesen blutigen Kriegen wiederholte sich nun, was früher unsere tapfern Voraltern gegen die Römer in Anwendung brachten. Man sahe nach dem Tode der Männer die Weiber sich mit so verzweiflungsvoller Wuth vertheidigen, dafs man sie für ein Amazonenvolk halten mufste.

Es gab Dominikaner-Mönche, welche die Drangsale durch ihre Deklamationen gegen diese armen Völker verlängerten, wie es *Thomas Hortiz* that; aber bei weitem mehrere erhoben ihre Stimme zu Gunsten der Menschheit. Besonders waren es Mönche und Religiosen, die, wie es sich für Christenpriester ziemte, sich gegen weltlichen Eigennutz der seufzenden Völker annahmen, und sich in Opposition gegen das grausame Verfahren setzten. *Gomarra* sagt: »Es ist ein heiliges Gesetz, durch welches der Kaiser verbietet, die Indianer zu Sclaven zu machen. Es ist gerecht, dafs alle Menschen, welche frei zur Welt kommen, es auch bleiben, und dafs keiner des andern Sclave sey.«

Von der Fähigkeit der Indianer, an ihre Landsleute Reden zu halten, sehen wir besonders die Cariben Beispiele geben. Herr von *Humboldt* sah 18 bis 20jährige Jünglinge, welche die Stelle eines Fiskals in der Mission verwalteten, wie sie lange Reden voll Kraft und Ausdruck hielten, und der Missionär versicherte, dafs diese Reden klar, deutlich und ohne allen Schwulst seyen. Der Missionär pre-

digte sogar caraibisch. Alles zeigt, dafs es ein Volk sey, das für Cultur sehr empfänglich ist. An Festtagen versammelt sich die ganze Gemeinde vor der Kirche. Junge Mädchen legen alsdann Büschel von Brennholz, Mais, Pisangzweige und andere Lebensmittel, deren der Haushalt bedarf, dem Missionär zu Füfsen. Gleichzeitig verrichten der Gouvernador, Fiskal und Municipal-Beamte ihr Amt. Sie sind alle Cariben, ermahnen die Indianer zum Fleifse und Arbeit, ordnen die Geschäfte für die Woche, geben den Trägen Verweise und züchtigen die Ungehorsamen, oftmals mit viel Grausamkeit. Stockschläge werden mit gleicher Unempfindlichkeit ausgetheilt und empfangen. Wenn der Reisende von Angostura kommt, so sieht er die Schläge sehr häufig und in starken Portionen austheilen, und zwar an Männer und Weiber ohne Unterschied. Es scheint einigermafsen den Wohlstand zu verletzen, dafs die Missionäre solche Züchtigungen, sogleich wenn sie aus der Kirche kommen und noch im vollen Ornate sind, vornehmen lassen; oder ist es vielleicht das beste Mittel, den Predigten Nachdruck zu geben? Es ist übrigens begreiflich, dafs unter Cariben, die zu civilisiren sind, solche handgreifliche Beweise mitunter zur Erhaltung der Ordnung und des Gehorsams nothwendig seyn mögen, so sehr sich im Menschen gegen das Schlagen der Menschen ein gewisses Gefühl empört.

Die wilden Cariben leben zwischen den Quellen des Orinoko, in einer Art Bundesgesellschaft. Sie

sondern sich stolz von allen andern Stämmen ab, und fordern auch in den Missionen, dafs man sie nicht vermische. Die wilden Cariben stehen unter Häuptlingen, deren Ansehen sich von dem Vater auf den Sohn forterbt. Der junge Caribe, welcher sich verehelichen will, wird allerlei Vorbereitungen unterworfen. Er mufs fasten. Man gibt ihm die Frucht einiger Euphorbien zum Abführen, er wird in den Schwitzkasten eingeschlossen, und mufs Arzneien verschlucken, welche die Marirris oder Piachis bereiten. Die Marirris sind die berühmtesten unter allen: Priester, Gaukler und Heilkünstler zugleich. Sie überliefern einander ihre Lehren, Künste und Arzneien. Die Arzneien werden allezeit mit Händeauflegungen, geheimnifsvollen Geberden und Ceremonien begleitet, welches dem Magnetisiren gleichkommt. Herr von *Humboldt* konnte nicht ausmitteln, ob diese Cariben-Priester eine eigene Caste ausmachten. In Nordamerika nimmt man wahr, dafs die Priester (Shavanoes) allezeit aus einem Stamme genommen werden. Auch die Inkas der Peruaner waren Priesterkönige, und nannten sich Söhne der Sonne. So waren auch bei den Natchez Sonnenkönige, wie die ältesten Heliaden bei den Rhodiern.

Es ist der Mühe werth, die Cariben genau zu kennen; die Missionäre behaupten von ihnen, dafs je näher man sie kennen lernt, je mehr auch die Vorurtheile schwinden, welche man in Europa gegen sie gefafst hat.

Drittes Kapitel.

Abreise von Cari. — Villa del Pao. — Reise nach Neu-Barcellona. — Betrachtungen über die Steppen.

Als sie von Cari abreisen wollten, weigerten sich die indianischen Maulthiertreiber, Maulthiere für das Gepäcke unserer Freunde herzugeben. Die Ursache haben wir schon im vorigen Buche erwähnt. Sie hatten nämlich, trotz aller Sorgfalt, die Gebeine der Höhle von Ataruipe gerochen; denn nichts entgeht dem Scharfsinne des Cariben. Trotz aller Versicherung des Gegentheils, behaupteten sie fest, es wären die Gebeine ihrer Vorfahren, und das Maulthier, welches damit beladen würde, müfste unfehlbar damit zu Grunde gehen. Es bedurfte der ganzen Gewalt des Missionärs, um die Indianer dahin zu bringen, Thiere herzugeben, und die Reisenden weiter zu schaffen.

Der Rio Cari wurde in einem Boote übersetzt, und ein anderer Flufs durchschwommen. Der bewegliche Sand des Grundes machte den Übergang beschwerlich, besonders da der Flufs sehr reifsend ist, was in einer so grofsen Ebene, wo die Flüsse so wenig Fall haben, befremden mufs. Es hat jedoch schon *Plinius* beim Clitumnus die Bemerkung gemacht, dafs der schnelle Fall nicht von der Neigung des Flusses, sondern vielmehr von der Menge und gleichsam von dem eigenen Gewichte des Wassers abhängig sey.

Bevor sie das Städtchen Pao erreichten, hatten

sie zwei eben so schlechte Nachtlager, wie im Meierhofe zum Caiman auf der Reise nach Calabozo; nämlich in Matagorda und Riecitos. Sie trafen überall gleichförmige Hütten aus Rohr und Thierfellen, berittene, mit Lanzen bewaffnete Männer, die ihre Heerden hüten; halbwilde, einfärbige Rindviehheerden, welche die Weide mit Pferden und Maulthieren theilten. Weder Schafe noch Ziegen werden auf diesen unermeſslichen Steppen gefunden. In den Tropenländern Amerika's gedeihen die Schafe nur auf einer Höhe von tausend Toisen, wo keine Jaguare diesen kleinen Wiederkäuern gefährlich werden können. Denn da sie gar keine Waffen haben, so werden selbst zahlreiche Heerden durch Katzen vertilgt.

Am 15. Juli trafen sie nun in der Villa Pao ein, welche 1744 gegründet wurde, und zum Verkehre zwischen Neu-Barcellona und Angostura recht glücklich gelegen ist. Sie liegt unter 8°, 37′ 57″ N. Br. und 67°, 8′ 12″ W. L. In den Umgebungen von Pao werden, was hier eine Seltenheit ist, einige Obstbäume angetroffen, und sogar Cocospalmen, die trotz ihrer weiten Entfernung vom Meere, dennoch ein recht gesundes und kräftiges Aussehen hatten. Hiernach ist es auch begreiflich, wie selbst zu Tombuktu, mitten in Afrika, Cocosbäume anzutreffen seyen. Herr von *Humboldt* sah noch öfter, hundert Meilen von den Küsten, mitten in den Pflanzungen am Magdalenenstrome, schöne Cocospalmen.

In fünf langweiligen Tagreisen gelangten sie von Villa del Pao nach Neu-Barcellona. Je mehr sie sich dieser Stadt näherten, desto heiterer wurde der Himmel, der Boden staubiger, die Hitze brennender. Sie durchzogen auch das Dorf Santa Cruz de Cachipo, welches eine kleine Cariben-Mission mit ungefähr 500 Seelen ist. Dieses Dörfchen liegt auf einem kleinen Plateau, das unter dem Namen Messa de Amana bekannt ist. Sie bildet die Wasserscheide zwischen dem Orinoko, dem Quaropiche und dem Küstenlande von Neu-Andalusien. Die Erhöhung dieses Plateau ist jedoch unbedeutend. Die Cariben wohnten früher meistens zwischen dieser Messa und dem nördlichen Küstenlande, wurden jedoch ihrer feindlichen Einfälle wegen, durch den Statthalter von Cumana 1720 nach den Gestaden des Unter-Orinoko vertrieben.

Die ganze Ebene, ein Raum von 7200 Geviertmeilen, besteht aus Secondarformation; der rothe Sandstein mit Überresten von fossilem Holze liegt allenthalben zu Tage, bis er weiter östlich von Kalk und Gypsformationen bedeckt ist. Diese unermeſslichen Ebenen würden sich auch vortrefflich eignen, um Meridiangrade zu messen, und zwar viel besser, als alle die Gegenden auf dem Plateau der Cordilleren, in Norwegen und überall, wo man bisher noch solche Messungen vorgenommen hat. Solche Messungen der Meridiangrade gewähren für Wissenschaft und Leben die gröſsten Vortheile. Für die Wissenschaft dienen sie zur Erforschung der un-

gleichen Abplattungen des Erdkörpers und anderer Eigenschaften unsers Planeten; für das Leben zur Verfertigung der Charten, die für die Regierung eines jeden Landes von so grofser Wichtigkeit sind.

Das Dorf Santa Cruz, wo sie den 16. Juli übernachteten, ist, wie schon gesagt, eine Cariben-Mission. Sie wohnten beim Missionär, und die Einsicht in die Kirchenregister überzeugte sie auch hier von dem schnellen Wachsthume des Wohlstandes, der durch die Einsicht und den Eifer des Missionärs sehr befördert wurde. Die Hitze hatte in den Steppen einen so hohen Grad erreicht, und die Nächte waren so schön, dafs die Reisenden gerne die Nächte zu ihren Reisen benutzt hätten. Dieses war jedoch der vielen Räuberbanden wegen unmöglich, besonders da sie unbewaffnet waren. Die Ebenen waren mit Räuberschwärmen erfüllt, und sie mordeten besonders alle Weifsen, die ihnen in die Hände fielen, mit unerhörter Grausamkeit. Die Rechtspflege war unerhört schlecht. Allenthalben waren die Gefängnisse mit Missethätern angefüllt, über die erst nach sechs bis acht Jahren ein Urtheil gefällt wird. Vielen darunter gelingt es sich durch Flucht zu befreien, und die menschenleeren Llannos gewähren ihnen Sicherheit und Nahrung. Sie treiben ihr Räubergewerbe, wie die Beduinen, beritten. Die Gefängnisse sind sehr ungesund, und diese Ungesundheit würde alle wegraffen, wenn sie sich nicht durch die Flucht retteten. Schon oben haben wir gehört, dafs selbst das nach langem Zögern von der Audiencia

zu Caracas gefällte Todesurtheil aus Mangel eines Scharfrichters nicht vollzogen werden konnte, wo dem dann Gnade ertheilt wird, der die Hinrichtung der übrigen Verurtheilten übernimmt.

Die Führer erzählten Herrn von *Humboldt*, daſs kurze Zeit vor ihrer Ankunft in Amerika ein Zambo, welcher durch besondere Rohheit und Entartung ausgezeichnet war, den Entschluſs gefaſst habe, sich durch Übernahme des Henkergeschäfts der Strafe zu entziehen. Als er jedoch die Zurüstungen zu den Hinrichtungen sah, wurde sein Entschluſs erschüttert; er entsetzte sich über sich selbst, und zog den Tod dem Übermaſse der Schande vor, die durch eine solche Lebensrettung ihn treffen muſste. Er bat, daſs man ihm die bereits abgenommenen Ketten wieder anlegen möge. Seine Haft dauerte jedoch nicht mehr lange, weil die Niederträchtigkeit eines Mitschuldigen die Vollziehung seiner Strafe bewirkte. Ein solches Erwachen der Seele eines Mörders ist eine Sache, die das Nachdenken des Psychologen verdient. Derselbe Mensch, welcher als Raubmörder der Reisenden in der Steppe oftmals Blut vergossen hatte, schauderte vor dem Gedanken zurück, sich zum Werkzeuge der Gerechtigkeit zu machen, und eine Strafe an Andern zu vollziehen, die er selbst verdient zu haben fühlt. Er, der um elenden Raub willen mordete, will lieber sein Leben verlieren, als das Blut seiner Mitverbrecher vergieſsen. Ist dieses nicht die instinktmäſsige Gewalt des Gewissens?

Wenn jedoch die Llannos schon in friedlichen Zeiten, in welchen Herr von *Humboldt* und *Bonpland* dieselben besuchten, die Zufluchtsstätten der Missethäter gewesen waren, die irgend ein Verbrechen in den Missionen am Orinoko begangen oder aus den Gefängnissen sich geflüchtet hatten, wie mag es da wohl in diesen Steppen jetzt beschaffen seyn, wo sie der Schauplatz der Bürgerkriege geworden sind? Die ungeheure Ausdehnung des Raumes gewährt dem Flüchtigen Straflosigkeit. Man verbirgt sich leichter in den Savanen, als in unsern Wäldern, und alle die Kunstgriffe einer europäischen Polizei scheitern da, wo es zwar Reisende gibt, aber keine Strafsen; Heerden, aber keine Hirten, und die Meiereien so vereinzelt sind, dafs man, trotz der Luftspiegelung, ganze Tage reisen kann, ohne auch nur eine einzige im Horizonte zu erblicken.

Herr von *Humboldt* wirft nun die so äufserst interessante Frage auf: ob es der Cultur wohl jemals gelingen würde, diese ungeheuren Steppen und Ebenen der menschlichen Cultur zu unterwerfen, oder ob sie immer zu nichts andern, als Viehweiden verwendet werden könnten? Jetzt sind sie wahre Hindernisse des Fortschreitens des Ackerbaues und mit diesem auch der Civilisation. Sie hindern den Ackerbau, sich von Venezuela nach Guiana und von Potosi aus sich Buenos-Ayres zu nähern. Die Steppenbewohner sind immer und überall roher, als diejenigen, welche urbares Land bewohnen. Aus

demselben Grunde geschieht es aber auch, dafs der Krieg sich gern in die Ebene zieht. Auch bei den Unabhängigkeits-Kriegen waren die Llannos und die Pampas der Schauplatz der sich bekriegenden Parteien, und die Einwohner von Calabozo haben beinahe vor ihren Mauern das Schicksal *Columbien's* entscheiden gesehen. Die Steppen sind daher für das Land selbst von der gröfsten Wichtigkeit. Von Kriegsheeren werden dieselben mit der gröfsten Leichtigkeit durchzogen, indem diese allenthalben einen grofsen Überflufs an Pferden und Hornvieh, mithin an Transport und Lebensmitteln antreffen.

Nirgends findet man aber auch verschiedenartige Eigenschaften des Bodens und Klima so nahe beisammen. Die Gebirge sind kalt bis zum ewigen Schnee, die Ebenen heifs. Daher der Unterschied der Tieras calientes und der Tieras fria, deren Bewohner verschieden sind an Sitten, Cultur und Neigung. Diese Gegensätze werden jedoch nur sehr langsam verschwinden, und Jahrhunderte werden vorübergehen, bis die Wälder Guianas gelichtet werden. Die Natur setzt hier mächtige Hindernisse entgegen, und selbst die schwer zu lüftenden Wälder werden leichter menschlicher Gewalt weichen, als die Steppen sich dem Ackerbaue unterwerfen. Was in den vereinigten Staaten so schnell vor sich gegangen ist, wird hier nicht so leicht gelingen. Die gut bewässerten Savanen Nord-Amerika's werden von den Steppen Süd-Amerika's an Ausdehnung, Trockenheit und Dürre bei weitem übertroffen.

Schon die Wälder Guianas sind schwer anzubauen, weil die Baumstämme, von 8 bis 10 Fufs Durchmesser, unter der Axt nur schwer fallen, ein ausnehmend hartes Holz von dem ewigen Regen besitzen, und selbst mit dem Beile gefällt, sich an andere Baumstämme anhängen, und durch die Schlingpflanzen gleichsam schwebend erhalten werden. Noch schwerer dürfte jedoch der allgemeine Anbau der Llannos werden. Übrigens zweifeln die Colonisten nicht, dafs es gelingen werde, auch die Ebenen dem Ackerbaue zu unterwerfen. Die Hindernisse sind freilich grofs, allein die wenigen Flüsse können zur künstlichen Bewässerung benutzt werden, ihre grofse Ausdehnung kann durch eine grofse Volksmenge, ihre Unfruchtbarkeit durch den Fleifs derselben überwunden werden. Jetzt ist freilich noch nicht an ihre Urbarmachung zu denken; indessen haben Versuche um Calabozo und Pao bewiesen, dafs der Boden keineswegs ungeneigt sey, Bäume hervorzubringen. Überall, wo Gebüsche von Mauritia-Palmen stehen, ist auch fruchtbares Erdreich, und wenn es gewifs ist, dafs dieses Buschwerk den feuchten Stellen sein Daseyn verdankt, so ist nichts desto weniger eben so gewifs, dafs die Bäume die fruchtbaren Oasen vergröfsern helfen, in einem Lande, das seine Pflanzendecke durch eine uns unbekannte Catastrophe verloren hat. Jetzt ist es freilich der Fall, dafs diejenigen Colonisten, welche sich aus den angebauten Küstenländern in die Llannos begeben, in der Civilisation einen Rückschritt thun,

indem die Steppenbewohner auch hier, wie überall in der Welt, an Bildung den Bergbewohnern nachstehen. Allein defswegen darf man gar nicht zweifeln, dafs es nicht einer zahlreichen Bevölkerung im Laufe der Jahrhunderte gelingen werde, auch diese Ebenen zu bevölkern und dem Ackerbaue zu unterwerfen. Eine gute Regierung und ein fleifsiges, zahlreiches Volk (z. B. 20 Millionen Deutsche) würden sogar Sahara, die grofse Sandwüste Afrika's, in ein Paradies verwandeln.

Wie wichtig die Llannos von Caracas in militärischer Hinsicht sind, ist schon erwähnt worden, und ein Feind, der an den Quellen des Orinoko landete und durch die Llannos einbräche, würde dem blühendsten Theile Columbiens äufserst furchtbar werden. Von den Llannos aus könnte er das blühende Küstenland von Cumana, Caracas und Neu-Granada heftig beunruhigen; im Falle eines Rückzuges immer in den Ebenen Zuflucht, Lebens- und Transport-Mittel finden, und so in ihrem Besitze Herr des Landes bleiben. Die spanische Regierung hat sehr viel auf die Befestigung der Nordküste Venezuela's, von Cumana bis Barcellona, verwendet; der militärisch wichtige Punkt sind jedoch die Westküsten und die Mündungen des Orinoko. Die Nothwendigkeit, diese Küsten zu bevölkern und durch feste Städte zu vertheidigen, wie auch sich gegen eine Hirtenbevölkerung, deren Geneigtheit zum Kriege und zu Unruhen bekannt ist, sicher zu stellen, müssen eine aufgeklärte Regierung bewegen,

der Cultivirung der Steppen allen möglichen Vorschub zu leisten. Mit der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit werden alsdann auch mildere Sitten sich einfinden, und wenn auch nicht überall, so werden sich doch an den Ufern der Flüsse feste und bequeme Wohnsitze einer humanen Bevölkerung erheben.

Viertes Kapitel.

Erscheinungen in den Llannos. — Neu-Barcellona. — Aufenthalt daselbst. — Ausflüge.

Nach dreitägiger Reise bekamen sie endlich wieder die Bergkette von Cumana zu Gesicht, welche die Llannos, oder wie man hier sagt: das grofse Meer von grünem Grase von den Küsten des Antillenmeeres trennt. Wenn der Brigantin über 800 Toisen Höhe hat, so müfste derselbe auf einer Entfernung von 27 Seemeilen zu sehen seyn. Allein die Beschaffenheit der Atmosphäre entzog den Anblick dieses Berges noch lange. Endlich zeigte sich eine Nebelschichte in der Entfernung; allmählich schien sich die Dunstwolke zu vergröfsern, zu verdichten, und alle Erscheinungen, die sich dem Seefahrer bei Annäherung der Küsten darbieten, sind hier ebenfalls zu bemerken, wenn man aus der Steppe kommt. Endlich schien das Himmelsgewölbe nicht mehr auf den Ebenen zu ruhen, sondern gegen Norden begrenzt zu werden.

Der Llannero ist nur dann glücklich, wenn er rings um sich freie Aussicht hat. Was wir ein flachhügeliges Land nennen, mit Wald und Thälern besetzt, das ist in seinen Augen ein scheufsliches Land, voll Berge. Daher sind die Begriffe von Berg und Ebene, in Bezug auf ein Land, sehr relativ. Nach einem Aufenthalte mehrerer Monate am Orinoko in seinen dichten Wäldern, wo man sich gewöhnte, sobald man vom Strome entfernt ist, die Gestirne nur noch mehr am Zenith, wie aus einer Grubenöffnung, zu betrachten, hat eine Wanderung durch die Steppen etwas Freundliches, Angenehmes, und man geniefst mit den Llanneros das Glück, frei um sich schauen zu können. Dieser Genufs ist jedoch von kurzer Dauer. Unstreitig liegt etwas Ernstes und Imponirendes in dem Anblicke eines Horizonts, der sich, so weit das Auge reichen mag, ausdehnt. Wir bewundern dieses Schauspiel, sey es auf dem Gipfel der Anden, sey es mitten auf dem Meere oder in der Steppe. Es ergreift uns das Gefühl von des Raumes Unendlichkeit, und erhebt die Seele derer, die an Begriffen einer höhern Ordnung und der Ruhe eines einsamen Nachdenkens Vergnügen finden. An jedem Orte gewährt dieser unermefsliche Anblick einen eigenen Genufs. Vom Gipfel eines hohen Berges erfreut uns die Mannigfaltigkeit des menschlichen Treibens, auf das wir blicken; auf der See ist die belebte und bewegliche Wasserfläche mit ihrem dunkeln Blau und ihrer Menge lebender Geschöpfe, welche eine lange Seereise kürzt.

Die einen grofsen Theil des Jahres hindurch staubige und zerrissene Steppe macht hingegen einen traurigen und ermüdenden Eindruck, und ist man nach acht- bis zehntägiger Wanderung einmal an die Luftspiegelung und das glänzende Grün der einzelnen Mauritia-Büsche gewöhnt, so fühlt man das Bedürfnifs mannigfaltiger Eindrücke, und freut sich herzlich, wieder in Gegenden zu gelangen, wo die grofsen Bäume der Tropenländer, die stürzenden Ströme und die fleifsig bearbeiteten Küsten den Ekel des Einerlei in uns verwischen.

Die Ebene Südamerika's umfafst 98,000 Quadrat-Meilen, die Wüste Sahara 194,000 Quadrat-Meilen. Beide Ebenen liegen in der heifsen Zone. Würden sie noch ausgedehnter seyn, so nähmen sie den Landstrich ein, durch welchen ein grofser Theil der schönsten Erzeugnisse der Tropenländer verloren ginge. Die Heiden des Nordens und die Steppen an der Wolga können nicht ärmer an Pflanzen und Thierarten seyn, als diese Ebene unter dem schönsten Himmelsstriche der Erde, in dem Klima der Brotfruchtbäume und der Pisang. Bei der Armuth an Pflanzenreichthum erinnern nur des Nachts die schönen Sternbilder des Südens den Reisenden, dafs er sich in den Tropenländern befindet.

In den Ebenen der neuen Welt findet man auch keineswegs die Granitblöcke zerstreut, womit die nordischen Ebenen bedeckt sind, nämlich diejenigen der baltischen Ebenen. Man glaubt nun mit Gewifsheit, dafs diese Granitblöcke Trümmer eines

zerstörten Urgebirges sind, das auf der scandinavischen Halbinsel zerstört wurde, und durch eine unbekannte Revolution seine Trümmer in die Ebenen Deutschlands geworfen hat. Hier in Amerika ist nichts dergleichen zu finden, obwohl sie von Urgebirgen umgrenzt sind, die in ihren ausgezackten Gipfeln die Spuren gewaltsamer Zerstörung nicht verläugnen. Man findet auch nicht ein Steinchen, und es scheint diese Erscheinung in ganz Südamerika sich zu wiederholen, und wahrscheinlich auch in Afrika's Ebene. Die Granitblöcke des Nordens scheinen daher durch eine ganz eigene, gewaltige Wasserfluth in die Ebenen geworfen zu seyn. (Wie wenn die ganze Ebene eine Ausfüllung eines Meerbusens durch ein vom Erdbeben zerstörtes Urgebirg wäre? Die Erdbeben der Vorwelt können nicht nach denen bemessen werden, die wir erleben.)

Am 23. Juli langten unsere durchnäfsten, verbrannten uud allen Beschwerden glücklich entkommenen Freunde in Neu-Barcellona an. Die seit lange gewohnte Hitze hatte sie nie so sehr belästigt, als die Sandwinde, deren anhaltende Wirkung schmerzhafte Risse und Spalten in der Haut verursacht hatten. Sieben Monate zuvor hatten sie hier gelandet, und bei Herrn *Lavie* gefällige Aufnahme gefunden. Der Hausvater war damals gefangen, weil er beschuldigt wurde, dem unglücklichen *Espanna,* der als Staatsverbrecher geächtet und später in Caracas hingerichtet worden war, Aufenthalt gewährt zu haben. Jetzt war er frei, und unsere

Reisenden hatten die Freude, denjenigen in seiner Familie sehen zu können, dem sie früher im Gefängnisse Besuche abgestattet hatten. Übrigens hatte die erlittene Behandlung seine Gesundheit dermaſsen untergraben, daſs er die neuesten Ereignisse, die seinem Vaterlande Selbstständigkeit gaben, nicht mehr erlebte.

Neu-Barcellona ist ein wichtiger Handelsplatz. Die Stadt wurde 1637 von dem catalonischen Eroberer *Juan Urpin* gegründet; 1790 hatte sie 10,000, und im Jahre 1800 16,000 Einwohner. Man hatte an der Mündung des Rio Neveri 1588 eine indianische Stadt gebaut, die den Namen St. Christoval de las Cumanagotos führte. Die Bewohner waren lauter Eingeborne, aus den Salinen von Apaicuare dahin gekommen. 1637 erbaute *Juan Urpin* zwei Meilen landeinwärts die spanische Stadt Neu-Barcellona. Beide Städte lebten neben einander 34 Jahre lang im Streite, bis 1671 der Gouverneur *Angulo* sie beredete, sich in einer dritten Stadt dem nunmehrigen Neu-Barcellona zu vereinigen. Diese Stadt liegt nun unter 10°, 6′ 52″ N. Br.

Die alte Stadt Cumanagoto ist berühmt durch ein wunderthätiges Bild der heiligen Jungfrau, das, nach Angabe der Indianer, in dem hohlen Stamme eines Tutumo oder Crescentia Cujete gefunden ward. Das Mutter-Gottesbild ward in Procession nach Neu-Barcellona gebracht; jedes Mal jedoch, wenn der Clerus mit den Bewohnern der neuen Stadt unzufrieden zu seyn Ursache hatte, entfloh das Bild nächt-

licher Weile aus der Stadt, und kehrte in den Baumstamm zurück an die Ausmündung des Flusses. Dieses beunruhigende Wunder hörte nicht eher auf, bis ein grofses Kloster für die Franziskaner und das Bild erbaut ward.

Das Klima von Neu-Barcellona ist nicht so heifs, wie das von Cumana, hingegen feucht, und in der Regenzeit etwas ungesund. Herr *Bonpland* hatte die beschwerliche Reise durch die Llannos recht gut ausgehalten, und mit seinen Kräften seine Thätigkeit wieder erlangt. Herr von *Humboldt* fühlte sich jedoch in Neu-Barcellona übler, als in Angostura. Einer jener Tropenregen, wo bei Sonnenuntergang Tropfen von aufserordentlicher Gröfse, einzeln in bedeutenden Zwischenräumen niederfallen, hatte ihm ein Ubelseyn verursacht, das einen Anfall von Typhus, der damals auf der Küste herrschte, befürchten liefs. Sie verweilten daher einen Monat in Neu-Barcellona, und genossen daselbst aller Liebe und Sorgfalt, welche die zuvorkommendste Freundschaft zu leisten vermag. Hier fanden sie auch jenen Ordensmann aus Cumana wieder, *Franz Juan Gonzalez*, der früher schon auf die oben erwähnte Art den Orinoko bereist hatte. Er bedauerte die Kürze der Zeit, welche die Reisenden auf die Untersuchung jenes unbekannten Landes hatten verwenden können. Er betrachtete mit der innigsten Theilnahme die Pflanzen und Thiere, welche sie mitgebracht hatten. Er hatte beschlossen, nach Europa zurückzukehren, und die Reisenden

nach der Insel Cuba zu begleiten. Sie waren sieben Monate nun beisammen mit diesem muntern, geistreichen und dienstfertigen Ordensmanne, und Niemand ahnte wohl das Unglück, welches seiner wartete. Er hatte einen Theil der Sammlungen mitgenommen; ein Knabe ward ihm anvertraut, der in Spanien erzogen werden sollte; die Sammlungen, das Kind, der junge Ordensmann, alles ward eine Beute der Wellen, von denen sie verschlungen wurden.

Südostwärts von Neu-Barcellona, in der Entfernung von zwei Meilen, erhebt sich eine sehr hohe Bergkette, die an den Brigantin gelehnt ist. Der Ort ist unter dem Namen der heifsen Wasser bekannt. Als sich Herr von *Humboldt* wieder besser befand, machten sie einen Ausflug dahin, an einem kühlen, neblichten Morgen. Die schwefelhaltigen warmen Wasser kommen aus quarzigem Sandsteine, der auf Kalkstein aufliegt. Die Temperatur des Wassers beträgt nur 43°, 2 Centesimal-Theile, während die Atmosphäre 27° beträgt. Anfänglich rinnt es in einer Länge von 40 Toisen über die felsige Bodenfläche, alsdann stürzt es sich in eine natürliche Grotte, aus der es durch den Kalkstein am Fufse des Berges, am linken Ufer des kleinen Flusses Nariqual hervorquillt.

Die mit der Atmosphäre in Berührung stehenden Quellen liefern einen beträchtlichen Schwefelniederschlag. Die Schwefelwasser von San Juan, die, gleich jenen von Brigantin, aus dem Kalkgebirg her-

vorkommen, zeigen auch nur eine schwache Temperatur, nämlich 31°, 3, während diejenigen in der nämlichen Region von Mariara und von Trinchera, die eine 58°, 9, die andere 90°, 4 Temperatur besitzen. Man könnte glauben, die Wärme, welche die Quellen im Innern der Erde erhalten haben, nehmen in dem Verhältnisse ab, wie sie vom Urgebirge in die auf diesem aufliegenden Secondärformationen übergehen.

Der Ausflug hatte etwas sehr Unangenehmes in seiner Begleitung. Der gefällige Wirth hatte für die geliebten Gäste seine schönsten Reitpferde hergegeben. Sie wurden zu gleicher Zeit gewarnt, den kleinen Fluſs Nariqual ja nicht zu durchreiten. Sie machten daher ihren Übergang auf einer kleinen Brücke aus neben einander liegenden Baumstämmen, und lieſsen die Pferde am Zaume schwimmen. Dasjenige, welches Herr von *Humboldt* geritten hatte, verschwand plötzlich; sie sahen, daſs es unter dem Wasser eine Weile umherschlug, aber es war verloren, ohne die Ursache dieses Ereignisses zu erfahren. Die Führer meinten, das Thier sey durch die häufigen hier befindlichen Caymans bei den Füssen gepackt worden. Herr von *Humboldt* befand sich nun in der gröſsten Verlegenheit. Bei der Gefälligkeit, dem Reichthume und Zartgefühle ihres Wirthes war nicht daran zu denken, Ersatz zu leisten. Herr *Lavie* suchte sie aus der Verlegenheit zu ziehen, indem er die Leichtigkeit, mit der er schöne Pferde aus der Savane erhalte, übertrieb.

Die Krokodille vom Rio Neveri sind grofs und zahlreich, besonders in der Nähe der Ausmündung des Flusses. Sie nehmen sogar mit Pferden vorlieb. Ihr Naturell ist jedoch milder, als derjenigen vom Orinoko. (Ob sich übrigens meine jungen Freunde, die dieses lesen, der Milde eines solchen Pferdebändigers anvertrauen mögen, stelle ich ihnen anheim.) Die Wildheit dieser Thiere bietet in Amerika dieselben Widersprüche dar, wie in Egypten und Nubien, und wie solche aus aufmerksamer Vergleichung der Erzählungen des unglücklichen *Burkhardt* sowohl, als des Herrn *Belzoni* hervorgehen. Der Culturzustand der verschiedenen Länder, und die Verhältnisse der Bevölkerung in der Nähe der Flüsse bringen auch wesentliche Veränderungen in der Lebensart dieser Eidechsen hervor, die auf trocknem Lande furchtsam sind, und selbst im Wasser, wofern sie sattsame Nahrung haben, und der Angriff mit einiger Gefahr verbunden ist, den Menschen fliehen. (Sind denn aber wirklich die zahmen Krokodille dieselben, welche die wilden sind? oder sind es nicht vielmehr verschiedene Arten? Neuere Naturforscher wollen im Nile wirklich mehrere Arten bemerkt haben, von denen einige reifsend, andere ganz unschädlich sind.)

In Neu-Barcellona wenden die Indianer ein eigenes Verfahren an, um ihr Holz zu Markte zu bringen. Die grofsen Scheiter und Klötze werden in den Flufs geworfen, dessen Strömung sie fortführt. Die Eigenthümer des Holzes begleiten sie,

und schwimmen, wo es nöthig ist, um die zahlreichen Stücke, die in Buchten hängen bleiben, wieder los zu machen. In andern amerikanischen Flüssen, wo Krokodille sind, dürfte man ein solches Verfahren nicht wagen. Die Stadt Neu-Barcellona besitzt nicht, wie Cumana, eine indianische Vorstadt, und die wenigen Eingebornen, die man zu sehen bekommt, sind aus den benachbarten Missionen oder aus den in der Nähe zerstreuten Hütten. Es sind keine Cariben, sondern Cumanagoten, Palenken und Piritu's, kleine untersetzte Menschen, meist Müſsiggänger und Trunkenbolde. Der gegohrne Manioc ist ihr Lieblingsgetränk, denn der Palmenwein findet sich an den Küsten beinahe gar nicht. Sonderbar! daſs die Sucht, sich zu berauschen, unter allen Himmelsstrichen den Menschen entehrt. Nicht nur alle Pflanzen, sondern sogar giftige Blätterschwämme (Amarita muscaria) werden zu solchen abscheulichen Zwecken benutzt. Und die Koriäken trinken diesen Saft, und wie tief kann Trunksucht den Menschen entehren! sie lassen ihn öfter durch den Leib gehen, nur um öfter sich berauschen zu können. Dieser Blätterschwamm verursacht ein fünf Tage lang anhaltendes Zittern des Körpers. Wahrlich so lange die Menschen nicht auf Mittel gerathen, sich der Trunksucht zu entschlagen, so lange die entehrende Gewohnheit, sich zu berauschen, die Gesellschaft befleckt, ist weder an Civilisation noch Humanität, am allerwenigsten aber an Treue und Glauben, an den Fortbestand der bürgerlichen Gesellschaft zu

denken. Der nüchterne Mensch ist ruhig, fleifsig, fromm, vernünftig und treu. Der Trunkenbold hat auf alle Tugenden Verzicht geleistet. Indem er sich der Ehre, Mensch zu seyn, beraubt hat, so dafs sich seiner Genossenschaft auch das Thier schämen würde, hat er auch zugleich jeder Tugend entsagt, welche den Menschen ziert. Nicht nur selbst unfähig zum Guten, ist er feil jedem Laster, das mit Befriedigung seiner abscheulichen Sucht bezahlt wird.

Fünftes Kapitel.

Reise nach Cumana. — Aufenthalt daselbst. — Abreise nach der Havannah.

Da seit drei Monaten die Packetboote ausgeblieben waren, so muthmafste man, sie seyen von den Engländern genommen worden. Indem es jedoch für die Reisenden wichtig war, Cumana zu erreichen, um mit erster Gelegenheit nach Veracruz abzugehen, so mietheten sie am 6. August 1800 ein offenes Boot oder Lancha, wie man sie hier nennt. Da die See hier meist ruhig ist, so bedient man sich häufig solcher Lanchen. Diese Lancha war mit Cacao beladen, um ihn nach der Insel Trinidad einzuschmuggeln, wefshalb der Patron des Fahrzeugs auch nichts von den englischen Schiffen besorgte, welche damals alle spanischen Häfen blokirten.

Sie schifften nun ihre Sammlungen und Instru-

mente ein, und fuhren den Rio Neveri hinab, um nach Cumana zu gelangen. Kaum waren sie jedoch in den schmalen Canal gelangt, der das Festland von den Felsen-Inseln la Boracha und Chimanas trennt, so begegneten sie auch, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, einem bewaffneten Fahrzeuge, welches mit Flintenschüssen ihnen still zu stehen befahl. Es waren dies Matrosen, die einem Corsaren von Halifax gehörten. Unter den Matrosen befand sich auch ein aus Memel gebürtiger Preufse, den Herr von *Humboldt* an seiner Physiognomie und Stimme erkannte. Obwohl die deutschen Töne in so fernen Landen und nach so langer Zeit lieblich in die Ohren des Herrn von *Humboldt* tönten, so hätte er doch seinen Landsmann lieber bei einer andern Gelegenheit begrüfst. Trotz aller Protestationen mufste man auf den Corsaren wandern, der die Pässe, welche der Gouverneur von Trinidad den Schmugglern ausstellte, nicht kennen wollte, und alles sammt und sonder für gute Prise erklärte.

Herr von *Humboldt* trat nun mit dem Capitän in Unterhandlung, um nicht nach Neu-Schottland gebracht zu werden, und bat, auf der benachbarten Küste ausgesetzt zu werden. Allein während Herr von *Humboldt* die Rechte des Bootes vertheidigte, brach auf dem Verdecke plötzlich Lärm aus; dem Capitän ward leise Bericht erstattet, und dieser schien davon eben nicht sehr erbaut zu seyn, in welcher Stimmung er Herrn von *Humboldt* sogleich verliefs.

Die Scene änderte sich nun. Eine englische Corvette hatte in diesen Wässern gekreuzt, den Seeräuber ersehen, ihm Halt zugerufen, und da er, wie alle Räuber, nicht halten wollte, eine runde Botschaft aus einer Kanonenröhre abgesandt, die ihn sogleich zum Stehen brachte. Die englische Corvette hatte nun einen Seecadetten an Bord gesandt, der ein höflicher junger Mann war, und sogleich Hoffnung machte, dafs das Boot frei gelassen werden würde, damit sie am folgenden Tage ihre Fahrt fortsetzen könnten. Er schlug auch Herrn von *Humboldt* vor, ihn auf die Corvette zu begleiten, wo der Capitän ihn ein angenehmeres Nachtlager, als der Halifax, anbieten würden.

Herr von *Humboldt* nahm den Antrag an, und der Capitän erwies ihm Höflichkeiten aller Art. Er hatte mit *Vancouver* die Reise nach der Nordwestküste Amerika's gemacht, und äufserte lebhafte Theilnahme für alles, was Herr von *Humboldt* über die Cataraktcn des Orinoko und den Amazonenstrom erzählte. Es waren auch mehrere Officiere am Bord, die mit Lord *Marcartney* in China gewesen waren; die Gesellschaft bestand also aus vielen kenntnifsreichen Personen, und war sehr angenehm. Da man durch die englischen Zeitungen von des Herrn von *Humboldts* Reise unterrichtet war, so behandelte man ihn sehr vertraulich, und wies ihm ein Nachtlager im Zimmer des Commandanten an. Beim Abschiede schenkte man ihm auch einen Jahrgang astronomischer Ephemeriden, die für Herrn von *Hum-*

boldt von sehr grofser Wichtigkeit waren. Nach langem Leben mit Wilden in den Wäldern des Cassiquiare mufs das Zusammentreffen mit kenntnifsreichen Männern von dem gröfsten Interesse seyn. Die Unannehmlichkeit mit dem Corsaren hatte daher einen sehr angenehmen Genufs und einen sehr fröhlichen Abend zur Folge.

Am folgenden Morgen wurde in dem nun wieder freien Fahrzeuge die Fahrt in dem Canale fortgesetzt. Die Fahrwasser sind hier tief, und die Felsenwände so steil, dafs sie die Corvette ganz nahe an den Felsenmauern hinstreifen sahen. Die Menge der Alcatra's, die gröfser, als unsere Schwäne sind, die der Flamingo's, welche in Buchten Fische fingen oder die Pelikane verfolgten, verkündigten die Nähe des ewig heitern Cumana. Es war schön, die Vögel zu beobachten, die beim Sonnenaufgange plötzlich hervorkommen, und die Landschaft beleben; es erinnert dies an die Regsamkeit, welche unsere Städte des Morgens entwickeln.

Gegen neun Uhr Morgens befanden sie sich wieder am Eingange des Golfes von Cariaco; jetzt sahen sie sich das Schlofs St. Anton hervorheben. Mit Rührung erkannten sie das Ufer, wo sie den Boden Amerika's zuerst betreten hatten, wo sie die erste Pflanze gepflückt, die ersten Guayquerier gesehen, und Herr *Bonpland* die Gefahr mit dem Zambo bestanden hatte. Jetzt wurden auch die zwischen den Cactus-Leuchtern liegenden indianischen Hütten sichtbar, der Wald von Cactus, die

zerstreuten Hütten, der grofse Ceiba-Baum, unter dem sie so gerne gebadet hatten, alles war ihnen bekannt.

Nun kamen ihnen auch ihre Freunde aus Cumana entgegen; alle Bekannte hiefsen sie herzlich willkommen. Diese Freude war um so herzlicher, als sich wenige Monate zuvor die Nachricht verbreitet hatte, dafs sie am Orinoko umgekommen seyen. Sie beeilten sich nun, den Gouverneur zu besuchen, dessen Empfehlungen ihnen während der Reise so nützlich geworden waren. Er verschaffte ihnen sogleich ein sehr bequemes Haus mitten in der Stadt, das für Sternbeobachtungen äufserst bequem lag. Es hatte Terrassen, von denen man die prachtvollste Aussicht auf das Meer, die Halbinsel Araya und die Inseln des Meerbusens geniefst.

Der Hafen von Cumana ward durch englische Schiffe täglich enger blokirt, und dieser Umstand zwang sie, noch dritthalb Monate länger in Cumana zu verweilen. Sie waren oft ungeduldig, und wollten nach den dänischen Inseln übersetzen, welche neutral, d. h. mit keiner Partei im Kriege waren; allein sie fürchteten, dafs wenn sie einmal die spanischen Colonien verlassen hätten, es ihnen nicht so leicht seyn dürfte, in dieselben wieder zurückzukehren. Es wurde also die Zeit mit botanischen, geognostischen und mineralogischen Arbeiten ausgefüllt.

Die lebenden Thiere, welche sie vom Orinoko mitgebracht hatten, waren ein Gegenstand grofser Neugierde der Einwohner von Cumana. Der Kapuziner-

Affe von Esmeralda, welcher durch seine Physiognomie dem Menschen so ähnlich ist, und der Schläfer-Affe (simia trivirgata) waren hier noch nie gesehen worden. Diese Affen waren für den Pflanzengarten zu Paris bestimmt, allein sie starben alle auf Guadeloupe; und nur die Haut der simia chiropodes kam nach Paris.

Vom 3. bis 5. November besuchten sie nochmals die Halbinsel Araya. Sie besuchten alle Orte und Gegenstände wieder, die schon im ersten Bändchen beschrieben sind. Zu diesem kam noch, dafs die Indianer Arum aus den Bergen brachten, und Hoffnung gaben, dafs in den Bergen von Maniquarez eine Alaunmine zu finden seyn dürfte. Ob sie auch den philosophischen Schulmeister, der die Perlen verachtet hatte, besuchten, ist nicht gesagt. Um die erwähnte Alaun-Mine aufzusuchen, gingen sie am 4. November um 1 Uhr nach Mitternacht unter Segel. Widriger Wind verzögerte die Fahrt, sie wurden aber durch den Anblick des phosphorescirenden Meeres dafür entschädigt. Kleine Delphine umkreisten die Pirogue und machten den Anblick noch schöner. Noch ein Mal fuhren sie an der Stelle vorbei, wo das Erdöhl aus dem Glimmerschiefer hervorquillt, und den Geruch davon weit umher verbreitet. Wenn man sich erinnert, dafs mehr östlich, nahe bei Cariaco, heifse, im Grunde des Meeres sich öffnende Quellen ansehnlich genug sind, um die Temperatur des Meerwassers zu verändern, so liegt wohl aufser Zweifel, dafs das Erdöhl durch

eine Art Destillation aus ungeheurer Tiefe und aus jenem Urgebirge hervorkömmt, unter welchem der Heerd aller vulkanischen Erschütterungen zu suchen ist.

Die Laguna Chica ist eine von senkrecht abgestutzten Bergen eingeschlossene Bucht, die mit dem Golfe von Cariaco durch einen schmalen, 25 Klafter tiefen Canal zusammenhängt. Hier verengert sich die Halbinsel Araya so sehr, dafs sie von einem Meere zum andern nur etwas über 4000 Toisen breit ist. Diesen kurzen Weg mufsten sie zurücklegen, um den Alaun zu erreichen, und an das Cap zu gelangen, das den Namen Punta de Chuparuparu führt. Der Weg wird jedoch dadurch schwierig, dafs es keinen gebahnten Fufspfad gibt, und man über eine nackte zerrissene Felsengräte den Weg sich erst bahnen mufs. Der höchste Punkt hat nicht über 200 Toisen Höhe, aber die Berge zeigen höchst seltsame Gestalten. Man sieht hier wahre Spitzberge und Zacken, die man, aus der Ferne gesehen, für isolirt halten möchte. Pflanzenerde findet sich nur bis 30 Toisen Erhöhung; wenn aber auf die blühenden Melonen nur etwas Regen fällt, so liefern sie, der anscheinenden Trockenheit der Luft ungeachtet, Früchte von 60 bis 70 Pfund Gewicht. Die Trockenheit der Luft ist hier nur scheinbar, und der Hygrometer zeigt, dafs sie fast von Dünsten gesättigt ist. Ob nun wohl hier oft in 12 und 15 Monaten kein Regen fällt, gedeihen in dieser warmen und feuchten Luft die Wassergewächse doch

vortrefflich, und die Kürbisse, Agaven und die Cactus, besonders die halb im Sande vergrabenen Melonen-Cactus, erhalten seltene Vollkommenheit. Als die Reisenden im Jahre vorher hier waren, herrschte, wegen der grofsen Dürre so grofser Wassermangel, dafs mehrere hundert Ziegen umkamen. Seit der Zeit hatte sich die Jahreszeit umgekehrt, und es waren sehr häufige Regenniederschläge erfolgt. In Europa kann ein Steinregen die Phantasie nicht mehr beschäftigen, als die ordinären Regen hier, wo diese so selten sind.

Nach neunstündigem vergeblichen Suchen fanden sie endlich das Mineral in einer sehr schwer zugänglichen Schlucht, welches ihnen als Alaun in Cumana vorgewiesen worden war. Der Glimmerschiefer ging plötzlich in gekohlten Thonschiefer über. Es war sogenannter Zeichenschiefer. Die Gewässer der dort befindlichen kleinen Quellen hatten einen zusammenziehenden Geschmack, und die Wände der benachbarten Felsen waren mit haarförmigen Krystallen und Blumen von Alaun überzogen. Es dehnten sich wirklich zwei Zoll dicke Schichten von natürlichem Alaun, so weit das Auge reichte, über den Thonschiefer aus. Das Mineral ist weifsgrau, aufsen etwas matt, inwendig aber von einem glasartigen Glanze; sein Bruch ist nicht faserig, sondern unvollkommen schneckenlinig. In dünnern Bruchstücken ist er halb durchsichtig. Der Geschmack ist etwas süfslich und zusammenziehend, ohne Beimischung von Bitterkeit. Übrigens scheint

die ganze Umgebung auf Urgebirg hinzudeuten, und so ist das Vorkommen des Alauns im Urgebirge sehr bemerkenswerth.

Im Jahre 1785 ist in Folge eines Erdbebens eine grofse Felsenmasse in den Aroyo del Rebalo niedergestürzt, da sammelten die Indianer Alaunstücke, die 5 bis 6 Zoll im Durchmesser hielten, und völlig durchsichtig und rein waren. Dieser Alaun ward in Cumana, das Pfund um zwei Realen, an Schuster und Färber verkauft, während der aus Spanien kommende Alaun sechs Mal so viel kostete. Dieser Preisunterschied beruhte mehr auf Vorurtheil, als auf geringerer Qualität des Alauns; denn gereinigt würde der einheimische eben so gut seyn.

Jetzt empfängt Südamerika seinen Alaun aus Europa, wie Europa denselben bis ins 15. Jahrhundert von den Asiaten erhalten hatte. Indessen wird auch Südamerika mit der Zeit seine Reichthümer nützen lernen, und finden, dafs es in keinem Stücke von der Natur vernachläfsigt ist. Nach diesen Untersuchungen fuhren sie mit der Familie des Herrn *Navarete* nach Maniquarez, wo sie erst in der Nacht eintrafen.

Der Aufenthalt in Cumana wurde noch um zwei Wochen verlängert, in der Hoffnung, das spanische Courierschiff zu erwarten, um mittelst desselben nach Cuba zu gelangen. Da jedoch keine Hoffnung vorhanden war, diese Gelegenheit ankommen zu sehen, so benutzten sie ein amerikanisches Fahrzeug, welches in Neu-Barcellona Pökelfleisch einnahm, um

solches nach der Insel Cuba zu bringen. Sechzehn Monate waren nun verflossen an diesen Küsten und im Innern von Venezuela, und die Sehnsucht nach den Cordilleren immer lebhafter geworden. Sie hatten um 50,000 Franken Wechsel auf die besten Häuser in Havannah bei sich, dennoch wären sie ohne die Vorschüsse des Gouverneurs beinahe in Verlegenheit gerathen. Es war nämlich zwischen den Colonien desselben Mutterstaates nicht immer der vertrauliche Zusammenhang, den man vermuthen sollte.

Am 16. November trennten sich unsere Reisenden, um die Fahrt zum dritten Male im Golfe von Cariaco nach Neu-Barcellona zu versuchen. Die Nacht war kühl und sehr angenehm. Nicht ohne Rührung, sagt Herr von *Humboldt*, sahen wir zum letzten Male die Gipfel der an den Ufern des Manzanares sich erhebenden Cocospalmen, von der Mondscheibe beleuchtet. Geraume Zeit blieb unser Blick an die weifsliche Küste gefesselt, auf der wir ein einziges Mal nur über Menschen zu klagen Ursache hatten. Der Wind wehte so günstig, dafs wir in weniger als sechs Stunden beim Morro de Nueva Barcellona ankerten. Das Schiff, das uns nach der Havannah bringen sollte, war zum Absegeln bereit.

Sechstes Kapitel.

Allgemeine statistische Bemerkungen über Venezuela.

Nachdem Herr von *Humboldt* die Geschichte seiner Reisen bis zur Abreise nach Cuba vollendet hat, macht er in der Erzählung einen Stillstand, um in einem sehr langen Kapitel alles zusammenzustellen, was er in Hinsicht auf Landesreichthum, Bevölkerung, Ausdehnung, Erzeugnisse und ähnliche zur Statistik Amerika's gehörige Gegenstände gesammelt hat. Alle diese Gegenstände sind nun äufserst lehrreich, aber für junge Gemüther, wie ich mir meine Leser und Leserinnen denke, etwas trocken. Es gibt hier viele Zahlen, und die liebe Jugend rechnet nicht gerne, obwohl es ihr sehr zu empfehlen ist, weil das Rechnen denn doch die schönste Erfindung des menschlichen Geistes ist. Ganz kann ich jedoch meine Leser nicht davon befreien, ich werde daher in diesem Kapitel alles dasjenige darlegen, was ich glaube, dafs es für die jungen Leser Interesse hat. Es wird demnach eine vergleichende Schilderung des Territorial-Reichthums, der Bevölkerung, des Handels u. s. w. folgen. Bemerken mufs ich jedoch meinen jungen Lesern auch, dafs dasjenige, was auf Bevölkerung und Ackerbau Bezug hat, nur für damals gilt, als Herr von *Humboldt* in Amerika war. Leidige Natur- und Bürger-Revolutionen haben seit der Zeit so manches verändert. Das Territorium ist aber noch dasselbe,

und auch der alte Ceiba steht noch an der Küste von Cumana.

Die amerikanische Welt findet sich gegenwärtig unter drei Nationen europäischer Herkunft getheilt. Das mächtigste Volk ist deutschen Ursprungs, das ausgebreitetste ist lateinischer Abkunft. Viertausend Meilen Küstenland sind allein von den Spaniern und Portugiesen besetzt. Die zwei Völker, welche in Europa auf der Pyrenäen-Halbinsel Nachbaren sind, sind es auf einer ungleich colossalern Halbinsel auch über dem Meere geworden, und seltsam! beinahe in derselben Proportion. Man kann sagen, von Calefornien bis zur Mündung des la Plata, auf dem Rücken der Cordilleren, wie in den Wäldern des Amazonenstroms, sind ihre verbreiteten Sprachen Denkmäler des Nationalruhmes, welche alle politische Veränderungen überleben werden.

Die Bewohner vom spanischen und portugiesischen Amerika bilden heut zu Tage eine beinahe zwei Mal gröfsere Bevölkerung, als jene die von brittischer Abstammung sind. Die französischen, dänischen und holländischen Besitzungen sind von geringerem Belange. Man mufs jedoch auch noch der Colonien slavischer Herkunft erwähnen, welche sich von der Halbinsel Alatschka in Calefornien anzusiedeln bemühen; dann mufs man auch die grofse Negercolonie auf Haiti bedenken, welche *Belzoni's* Weissagung von 1545 erfüllt haben. Die Insel Haiti ist dritthalb Mal so grofs, als Sicilien, und von grofsem politischem Gewichte. Was aus diesem Volke

wird, das mufs man erwarten. Alles genau genommen bleibt Amerika doch hauptsächlich zwischen drei Nationen, den Britten, Spaniern und Portugiesen getheilt. Die Britten bedecken die Meere mit ihren Schiffen, und der Handel der Anglo-Amerikaner hat eine bisher in der Geschichte beispiellose Ausdehnung erhalten. Sie haben vom Mutterlande Aufklärung, Literatur, Fleifs und Einrichtungen geerbt. Die Cultur der Colonial-Produkte hat den schändlichsten Sclavenhandel besonders in die spanischen und portugiesischen Besitzungen eingeführt, und die Einführung der Neger ist für beide Halbkugeln verderblich geworden. Glücklicher Weise ist die Sclavenbevölkerung auf dem Festlande des spanischen Amerika, im Verhältnisse zu Brasilien, nur gering. Die spanischen Colonien haben bei einer Gröfse, die Europa um ein Fünftel übersteigt, nicht so viel Negersclaven, als der einzige Staat Virginien davon besitzt. (Jetzt aufser Cuba und Portorico keine mehr.)

Jetzt erreicht die Gesammtbevölkerung Amerika's die von Frankreich oder Deutschland nicht, allein es läfst sich mit Gewifsheit vorhersagen, dafs keine anderthalb Jahrhunderte vergehen werden, bis sie die von ganz Europa übersteigt, und es ist nicht zu viel angenommen, wenn man sich einst eine Bevölkerung Amerika's denkt, welche die jetzige des ganzen Erdballs begreift. Defswegen wird aber Europa nicht zu Grunde gehen, vielmehr wird sich alles ausgleichen, und Mutter und Tochter blühen

und gedeihen. Es liegt gewifs nicht aufser dem Plane der Vorsehung, dafs der ganze Erdball der Aufklärung und des Christenthums, oder was dasselbe ist, einer dauerhaften Sittigung theilhaftig werde.

Übrigens wird sich Südamerika nicht so schnell bevölkern, wie Nordamerika, weil die Aequinoctial-Länder der hohen Gebirge, der Wälder, die dem Beile und Feuer trotzen, der mit Insekten erfüllten Luft wegen dem Anbaue mehrere Hindernisse entgegensetzen, als die vereinigten Staaten. Wir kommen nun zum Umfange des Landes und seiner gegenwärtigen Bevölkerung!

Vier und dreifsig Millionen Menschen bewohnen jetzt dieses ungeheure Festland, wovon 16½ Millionen in den Besitzungen spanischer Amerikaner, 10 Millionen im brittischen Amerika, und 4 Millionen im portugiesischen Antheile sich befinden. Die vereinigten Staaten sind beinahe um ein Vierttheil grösser, als Rufsland westwärts vom Ural, und das spanische Amerika gröfser als ganz Europa. Die vereinigten Staaten haben ⅝ der Bevölkerung des spanischen Amerika, obgleich ihre Landes-Oberfläche nicht halb so grofs ist. Brasilien enthält noch dermafsen öde Landschaften, dafs auf ihrer Oberfläche, die nur ein Drittheil kleiner, als spanisch Amerika ist, die Bevölkerung sich wie 1 zu 4 gegen das spanische Amerika verhält. Folgende Tabelle ist das Resultat der Berechnungen des Herrn von *Humboldt.*

Groſse politische Eintheilungen.	Oberfläche in Meilen, wovon 20 auf einen Grad.	Bevölkerung im Jahre 1813.
I. Spanisch-amerikanische Besitzungen	371,380	16,785,000
Mexiko oder Neu-Spanien	75,830	6,800,000
Guatimala	16,740	1,600,000
Cuba und Portorico . .	4,430	800,000
Columbien { Venezuela .	33,700	785,000
Columbien { Neu-Granada und Quito .	58,250	2,000,000
Peru	41,420	1,400,000
Chili	14,240	1,100,000
Buenos-Ayres	126,770	2,300,000
II. Portugiesisch-amerikanische Besitzungen (Brasilien)	256,990	4,000,000
III. Englisch-amerikanische Besitzungen (vereinigte Staaten)	144,300	10,220,000

Dieser Tabelle fügen wir noch eine andere nach den neuesten Berechnungen bei.

Politische Eintheilung.	Areal.	Volksmenge.
Englisch - Amerika. . . .	171,000	800,000
Russisch - Amerika. . . .	24,000	50,000
Vereinigte Staaten . . .	108,000	11,000,000
Mexiko	74,000	7,760,000
Guatimala	11,200	1,400,000
Peru	64,300	1,500,000
Chili	10,600	1,300,000
la Plata	67,000	2,100,000
Brasilien	140,000	4,200,000
Columbien	63,500	3,100,000
Patagonien	31,206	400,000
Haiti	7,385	980,000
Europäische Colonien in den Inseln	7,000	2,600,000
Gesammtsumme . , . .	779,191	37,190,000
Hiezu noch die Guianas mit	31,000	200,000
Gibt zusammen.	810,191	37,390,000

Die erste dieser Tabellen gibt die Übersicht nach Herrn von *Humboldt* von 1813; die zweite gibt den Flächen-Inhalt und die Bevölkerung des gesammten Amerika von 1823.

Für ganz Amerika, vom Cap Horn bis zum Parallelkreise der Melville-Insel, nimmt Herr von *Humboldt* 1,186,930 Quadratmeilen zu 20 auf einen Grad an. Nimmt man die Bevölkerung zu 38 Millionen an., so kommen auf eine Quadratmeile 32 Menschen. Nach *Hassel's* Berechnung enthält Nord-Amerika 539,453 Quadratmeilen, die Inseln (Antillen) 18,018 und Süd-Amerika 524,555 Quadratmeilen, zusammen 1,072,026. Dafs mannigfaltige Berechnungen von einander abweichen, ist ganz natürlich, weil noch nicht alle Theile genau bekannt sind, und man nur nach und nach zu einiger Genauigkeit gelangen kann, indessen aber sich mit beiläufigen Zahlen begnügen mufs.

Was nun Columbien insbesondere betrifft, von dem es sich hier eigentlich handelt, so ist dieses einer der gröfsten Staaten, denn man berechnet es auf 93,952 Quadratmeilen mit 2,500,000 Einwohnern. Darunter sind Weifse, Gemischte, Eingeborne oder Kupferfarbene und Schwarze oder Neger. Die bunte Bevölkerung, welcher es zu wünschen ist, dafs sie sich mit einander friedlich verschmelze, bebaut ein grofses, reiches Land.

Ein flüchtiger Blick auf die Charte zeigt schon, dafs Columbien reich an Erzeugnissen der warmen Länder seyn müsse, indem es beinahe ausschliefslich manche der edelsten Erzeugnisse in seiner Gewalt hat. Unter diese gehört:

1. Der Cacao. Venezuela allein erzeugt 193,000 Fanegas von 110 spanischen Pfunden. Davon werden

ausgeführt bei 145,000 Fanegas, im Werthe von fünf Millionen harten Piastern. Im Jahre 1814 zählte man 16 Millionen Cacao-Bäume. Der Cacao hat das Land berühmt gemacht, er wird jedoch durch die Cultur des Zuckerrohrs und der Baumwolle verdrängt. Der Cacao ist nicht allein als Handelswaare, sondern auch als Nahrung für die Bewohner selbst sehr wichtig. Je mehr also die Bevölkerung zunimmt, desto gröfser wird auch der innere Verbrauch werden müssen, und mithin ist Cacao ein Landesreichthum, der im Innern wie nach aufsen gleich wichtig und vortheilhaft ist. Der Cacao von Uritucu, Capiriqual und San Bonifacio, in den Provinzen Caracas, Cumana und Barcellona, ist ungleich besser, als der von Guayaquil, da der von Gualan gar nicht in den europäischen Handel kömmt.

z. Der Caffee. Für den Anbau des Caffee's sind besonders alle Plateaus von 250 bis 400 Toisen Erhöhung geeignet, die in diesen Provinzen häufig vorkommen, und dem Anbaue dieses köstlichen Strauches sehr zusagen. Obwohl erst seit 1784 eingeführt, stieg doch schon im Jahre 1812 der Ertrag auf 6c,000 Zentner.

3. Die Baumwolle der Thäler von Aragua, von Maracaibo und aus dem Golfe von Cariaco ist vorzüglich schön und gut; es betrug jedoch die Ausfuhr im Jahre 1809 nur noch 25,000 Zentner.

4. Zucker. Davon wurden schöne Pflanzungen im Anfange dieses Jahrhunderts in den Thälern von Aragua und Tuy angelegt, in der Nähe von Guatire

und Caurimare. Die Ausfuhr war höchst unbedeutend. Es läfst sich jedoch mit Grund annehmen, dafs der Anbau des Zuckers auf dem Festlande einst von gröfster Ausdehnung seyn werde.

5. Indigo. Die Cultur dieses wichtigen Produkts hat sich sehr vermindert, und ist nur noch in der Provinz Varinas im Flore und an den Ufern das Tachira. Der Werth des Indigo von Caracas stieg in der günstigsten Zeit auf 1,200,000 Piaster.

6. Der Tabak von Venezuela ist besser, als der Virginische, und wird an Güte nur von dem der Insel Cuba übertroffen.

7. Cerealien, d. h. Getreidearten. Diese werden in Venezuela angebaut, an allen Orteu, welche einer gemäfsigten Temperatur sich zu erfreuen haben, und man kann nicht ohne Vergnügen von Columbien sagen, es sey das Land der Bananen und Getreidearten. Wir haben in den Thälern von Aragua, mitten unter dem Caffee und Zuckerrohr, Weizenfelder gesehen. Hat sich einst dieses reiche Land in die Reihe civilisirter Länder emporgeschwungen, so wird man auch allenthalben Getreidearten auf den Feldern sehen, wo das Klima und die Lage reiche Ernten verspricht. Da, wo die gemäfsigten Regionen in die heifsen übergehen, zwischen 300 und 500 Toisen Höhe, ist der Anbau des Zuckerrohrs, des Caffee's und der Cerealien gleich möglich; die Erfahrung zeigt jedoch, dafs die zwei erstern einträglicher sind.

8. Quinquina. Der Cuspare oder Cortex Ango

sturae ist ein herrliches Erzeugnifs, dem die catalonischen Kapuziner Ruhm verschafft haben. Es gibt eine Cuspare auch bei Cumana, die herrliche fiebervertreibende Kräfte besitzt. Neu-Granada besitzt auch die echte Cinchona oder den Chinarindenbaum, und so ist Columbien beinahe ausschliefslich im Besitz der wohlthätigen Rinde, deren Anwendung immer allgemeiner werden mufs, und welche als eine Kostbarkeit des Landes angesehen werden kann, die es mit Ostindien in eine Classe stellt.

Bei Gelegenheit der Aufzählung der Reichthümer aus dem Pflanzenreiche mufs man noch erwähnen: die Quassia-Simaruba im Caura-Thale, die Unona febrifuga von Maypures, die Sassaparille vom Rio Negro, das Öhl des Cocosbaumes, die Juvia-Mandeln, die köstlichen Harze am Ober-Orinoko, das Federharz oder Dapiche (Caoutchouc), die Arome von Guiana, wie die Tonga-Bohne, der Pucheri (Lamens Pucherim), das Varinaeu oder den unechten Zimmt, die Vanille, die schönen Färbestoffe, woraus das Chica bereitet wird, das Blutharz, das Drachenblut, Saftpflanzen, welche die Cochenille ernähren, köstliche Holzarten zu Ebenisten-Arbeiten, treffliches Bauholz, Bast, zu trefflichen Seilerwaaren, u. s. w. Kann wohl die Natur ein Land herrlicher ausstatten? Und nun rufen wir unsern jungen Lesern in's Gedächtnifs zurück, was wir im zweiten Bande gesagt haben, dafs sich das Land von selbst in drei Zonen spaltet. Ackerbau, Viehzucht, Jagd folgen einander, wie man von der Nordküste

gegen den Amazonenstrom wandert. Die Küstengegend kann man als dem Ackerbaue, die Ebenen der Viehzucht, die Wälder der Jagd anheimgegeben betrachten. Die oben angegebenen Produkte gehören der ersten und letzten dieser Regionen an. In der Mitte liegt die der Viehzucht. Zur Zeit der Reise des Herrn von *Humboldt* wurden ausgeführt 30,000 Maulthiere, 174,800 Ochsenhäute und 35,000 Zentner Tasajo, d. h. gedörrtes, leicht gesalzenes Fleisch, die Hauptnahrung der Sclaven auf den Antillen. Es hat Columbien auch noch Gold, Platina, Quecksilber, Salz, Kohlen und andere noch nicht hinreichend bebaute mineralische Reichthümer. Leider haben bürgerliche Unruhen und die Befreiungskriege den Wohlstand gemindert, die Industrie gehemmt, und überhaupt, wie alle Kriege, dem Lande viel Nachtheil gebracht. Wird aber die Ruhe wiederkehren und sich befestigen, so wird gewifs das Steigen des Wohlstandes nicht minder schnell vor sich gehen, als in den vereinigten Staaten. Wohlstand und Humanität sind Kinder des Friedens und der Sicherheit, und wenn wir nach jenen Gegenden blicken, die sich gleichsam jetzt erst aus dem Chaos der bürgerlichen Kriege loswinden, so können wir wohl nicht anders, als ihnen den Geist des Friedens, der Eintracht, der Ruhe und Verträglichkeit wünschen; das Übrige hat die Natur alles besorgt!

Sollte zu diesem auch das so wünschenswerthe Werk eines Canals ausgeführt werden, und ein Canal an der Grenze Columbien's auf der Landenge

von Panama die beiden Meere vereinigen, so würden dem Handel neue Wege geöffnet, wobei der Wohlstand Columbien's nur wachsen und zunehmen könnte. Dafs ein solcher Canal möglich sey, ist hinlänglich dargethan, und Herr von *Humboldt* hat vieles darüber mitgetheilt; zur Ausführung eines solchen Werkes gehört aber eine friedliche Zeit.

Siebentes Kapitel.

Gestaltung des Landes. — Unebenheiten des Bodens. — Bergknoten. — Ebenen.

Der Zweck dieses Kapitels geht dahin, um meinen jungen Lesern ein Bild des Landes zu geben, von dem wir bisher gesprochen haben. Wir werden daher von der Gestalt des Landes, seinen Bergen und Ebenen einen Abrifs zu entwerfen, und in einigen Blättern die Ideen zusammen zu fassen suchen, welche uns Herr von *Humboldt* in seinem grofsartigen Gemälde Amerika's niedergelegt hat.

Die Ausdehnung des Landes, welches wir bisher durchwandert haben, beträgt über 15,400 Geviertmeilen. Vor der Reise des Herrn von *Humboldt* war Südamerika beinahe ganz unbekannt, und die Richtung der Gebirge, die Lage derselben, die Höhen der Berge, alles war noch verborgen. Durch diesen Reisenden ist man erst mit der wahren Gestalt dieses Welttheiles, seiner Beschaffenheit und Natur bekannt geworden.

Südamerika ist eines jener grofsen Dreiecke, welche die drei Landmassen in der südlichen Haldkugel bilden. Der äufsern Form nach ist das Dreieck, welches Südamerika bildet, Afrika noch ähnlicher, als Neu-Holland. Die Südspitzen dieser drei Dreiecke sind so geordnet, dafs das Cap der guten Hoffnung die nördlichste Spitze bildet, und wie man von diesem ostwärts segelt, so sieht man, dafs sich das Land in dieser Richtung bis zum Cap Horn dem Südpole immer mehr nähert, und also das feste Land unserer Erde, vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus 33°, 35′ bis 43°, 38′ eine südöstliche Richtung nimmt. Südamerika befafst 571,000 Seegeviertmeilen; von diesen ist der vierte Theil mit Bergen bedeckt, die theils Gebirgsäste, theils abgesonderte Gruppen bilden. Das Übrige besteht aus Ebenen, welche lange, ununterbrochene, mit Wäldern und Gräsern bedeckte Streifen bilden, die eben ansteigen von der Meeresküste aus, so dafs sie in einer Entfernung von 300 Meilen vom Meere eine Höhe von 30 bis 170 Toisen erreicht haben. Die gröfste Bergkette Südamerika's dehnt sich von Süden nach Norden, in der gröfsten Länge des Festlandes aus. Dieses Gebirg ist aber keine Centralkette, wie die Alpen in Europa oder der Himalaya in Asien, d. i. es bildet nicht den Knoten des Landes, sondern es ist vielmehr beinahe an die Küste des stillen Oceans vorgeschoben. Man sieht, wie die Landschaft sich gegen Osten auf eine Ausdehnung von 600 Meilen bis zum atlantischen Meere verflächt, wo hingegen das

Gebirg gegen Westen sich gleichsam unmittelbar in's Meer versenkt. Wofern in früheren Zeiten der atlantische Ocean jemals zu 1,100 Fuſs Höhe über seinen gegenwärtigen Stand emporgestiegen ist, so muſsten sich seine Wellen in der Provinz Jaen de Bracamoros an den Felsenriffen brechen, die den östlichen Abhang der Anden-Cordilleren begrenzen. Die Höhe der Berge ist jedoch, im Vergleiche mit der Breite des Festlandes, so gering, daſs diese vierzehnhundert Mal gröſser ist, als die mittlere Höhe des Andengebirges.

In dem bergigen Theile Südamerika's unterscheidet man eine Gebirgskette und drei Berggruppen, nämlich: die Anden-Cordillere, die sich ununterbrochen vom Cap Pilares, westlich der Magellans-Straſse, bis zum Vorgebirge Paria erstreckt. Die drei Berggruppen sind: die Küstenkette von Venezuela oder die abgesonderte Gruppe der Siera Nevada von Santa Martha, die Gruppe der Parime-Berge, vom Orinoko umfangen, und die Berge von Brasilien. Die Berggruppe von Santa Martha steht ganz abgesondert da vor der Andeskette, mit der sie gar nicht zusammenhängt. Zwischen dem See Maracaibo und dem Magdalenenstrome ist die Wasserscheide in der Ebene selbst gelegen. Es ist vielmehr diese mit ewigem Schnee bedeckte Sierra von Santa Martha mit der Küstenkette von Venezuela durch den Paramo de las Rosas verbunden. Von den drei Berggruppen, welche nicht Äste der Anden-Cordilleren sind, ist die erste die Sierra Ne-

vada de Santa Martha nördlich gelegen, die beiden andern, die Parime- und Brasilienberge, liegen die erstere zwischen dem 4° und 8° N. Br. die letztere zwischen dem 15° und 28° S. Br. Aus dieser Vertheilung der Berge entstehen drei Ebenen oder Becken, die zusammen 4/5 von ganz Südamerika ausmachen, und ostwärts der Anden einen Flächenraum von 420,600 Quadratmeilen, 20 auf einen Grad, umfassen.

Zwischen der Küstenkette von Venezuela und der Gruppe der Parime-Berge dehnen sich aus: die Ebenen von Apure und Unter-Orinoko. Zwischen der Gruppe von Parime und Brasilien befinden sich die Ebenen vom Amazonenstrome, vom Rio Negro und Madeira. Zwischen der Gruppe von Brasilien und dem südlichen Endtheile des Festlandes liegen die Ebenen vom Rio de la Plata und von Patagonien. Weil nun alle diese Berggruppen weder unter einander, noch mit der Andenkette zusammenhängen, so hängen alle die genannten Ebenen vom Unter-Orinoko, Amazonenstrome, Rio de la Plata und Patagonien durch bedeutend breite Landzungen mit einander zusammen, so dafs sich eine Linie denken läfst, auf welcher man ganz Südamerika, ohne einen Berg zu übersteigen, in einer beinahe wagerechten Fläche durchwandern könnte.

Diese Ebenen werden wieder von Linien durchzogen, welche man Kanten nennen könnte, und die, obwohl sie sich dem Auge entziehen, doch die Wasserscheide (divortia aquarum) in diesen unermefs-

lichen Ebenen bilden. Man könnte sie gleichsam unter der Oberfläche verborgene Kanten nennen, durch welche die Gebirge mit einander zusammenhängen. Diese Gräten oder Giebellinien befinden sich unter dem 2° und 3° N. Br. und dem 16° und 18° S. Br. Die erste Schwelle theilt die Gewässer, welche sich nordöstlich in den Unter-Orinoko, südlich und südöstlich aber in den Rio Negro und Amazonenstrom ergiefsen. Die zweite Schwelle sondert die Zuflüsse des rechten Ufers vom Amazonenstrome und vom Rio de la Plata. Die Richtung dieser Giebellinie ist so beschaffen, dafs wenn sie als Bergäste über den Boden hervorragten, so würde die Gruppe von Parime mit den Anden von Panama, und die Gruppe von Brasilien mit dem Vorgebirge der Anden von Santa Cruz de la Sierra, von Cochabanca und von Potosi vereinbart werden. Hieraus läfst sich einigermafsen das Gerippe des südamerikanischen Erdtheils zusammensetzen. Diese beiden Schwellen, welche sich nur durch die Trennung der Gewässer kund geben, laufen mit der Küstenkette von Venezuela parallel. Von den drei Ebenen, nämlich der zwischen der Küstenkette von Venezuela und der Parime, vom Amazonenstrome und Buenos-Ayres, die durch Erdzungen zusammenhängen, ist die erste und letzte mit Gras, die mittlere aber mit dichter Waldung bewachsen.

Ostwärts der Anden, auf einer Fläche von 480,000 Geviertmeilen, von denen 92,000 Bergland sind, findet sich kein Berg, der bis zur Grenze des ewi-

gen Schnees sich erhöbe, oder auch nur auf 1,400 Toisen Höhe reichte. Diese Senkung der Berge erstreckt sich bis zum 60° N. Br., während im westlichen Theile der Verlängerung der Andenkette in Mexiko unter 18°, 59′ auf 2,770 Toisen, in den Felsgebirgen 37° bis 40° auf 1,900 Toisen ansteigen. Die höchsten Berggipfel der Aleghanys in Nordamerika, welche durch ihre Länge den brasilianischen Bergen entsprechen, übersteigen nicht 1,040 Toisen. Diejenigen Berggipfel also, welche den Montblanc an Höhe übertreffen, gehören der Längenkette der Anden an, welche das Becken des stillen Oceans einfaſst. Die einzige isolirte Gruppe, welche mit den Andengipfeln wetteifert, ist die Sierra de St. Martha. Aber auch sie ist an der Westseite der Gruppe der Küstenkette von Venezuela.

Betrachtet man die östlichen Gebirge des Continents allein insbesondere, so sieht man die Berggipfel von Norden gegen Süden zu abnehmen. Die höchste Spitze der Küstenkette ist die Silla von Caracas, 1,350 Toisen, der Pik von Duida 1,300 Toisen, in der Parime-Gruppe und in der brasilianischen Berggruppe den Itacolumi und der Itambe 900 Toisen.

Nun müssen wir aber auch wohl bemerken, daſs bei der Beurtheilung der Höhe eines ganzen Gebirges man sich nicht an die höchsten Spitzen halten und darnach die Höhe beurtheilen dürfe. Der Dhawalaghiri im Himalaya Gebirge ist 676 Toisen höher als der Chimborazo, dieser 900 Toisen höher

als der Montblanc, dieser wieder 636 Toisen höher als der Pik Nethou in den Pyrenäen. Hieraus ergibt sich aber keineswegs, dafs auch der Unterschied dieser verschiedenen Bergrücken derselbe sey, welcher der der höchsten Spitzen ist. Das will sagen: der Bergrücken des Himalaya ist nicht auch um 676 Toisen höher, als der Bergrücken der Anden. Bergrücken nennt man die Gebirgsfläche, auf welcher sich die abgesonderten Piks, Dome oder Nadeln erheben; derjenige Theil eines Bergrückens, wo die Übergänge Statt finden, also ist es, der ein richtiges Mafs von dem Minimum der Höhe gibt, das die hohen Bergketten erreichen. Herr von *Humboldt* berechnet die mittlere Höhe des Himalaya, zwischen dem 75° und 77° östlicher Länge, auf 2,450 Toisen, die der Anden in Peru, Quito und Neu-Granada auf 1,850 Toisen, die des Grates der Alpen und Pyrenäen auf 1,150 Toisen. Somit ist der Unterschied der Höhen der Cordilleren und der Schweizer-Alpen um 200 Toisen kleiner, als der ihrer höchsten Spitzen. Die eigentlichen Gebirgsrücken der Alpen und der Pyrenäen sind von derselben Höhe, obgleich der Montblanc um 600 Toisen höher als der Pik Nethou ist. Hingegen hatten das Himalaya- und das Anden-Gebirg dieselben Verhältnisse zu einander, d. h. um wie viel der Dhawalaghiri höher ist, als der Chimborazo, um so viel ist auch der Bergrücken des Himalaya höher, als der der Anden. Berechnet man nun auch die Höhe der Bergrücken, so ergibt sich für die Küstenkette

von Venezuela eine Höhe von 750 Toisen, für die von Parime 500 Toisen und die in Brasilien 400 Toisen. Hieraus erhellt, dafs die Erhöhung der südamerikanischen Berggruppen zur mittlern Erhöhung der Andeskette sich verhält wie 1 : 3. Um noch genauere Übersicht über den Bau der Berge zu erlangen, empfehlen wir beifolgende Tabelle.

Name der Bergketten.	Höchste Gipfel.	Mittlere Höhe der Bergrücken.	Verhältnifs der mittlern Höhe an Bergrücken, zur Höhe der höchsten Gipfel.
	Toisen.		
Himalaya (zwischen 30°, 18′ und 31°, 53′ N. Br. und 75°, 23′ bis 77°, 38′ Ö. L.)	4026	2450	1 : 1,6
Anden-Cordilleren (zwischen 5° N. und 2° S. Br.)	3350	1850	1 : 1,8
Schweizer-Alpen . .	2450	1150	1 : 2,1
Pyrenäen	1787	1150	1 : 1,5
Küstenkette von Venezuela	1350	750	1 : 1,8
Berggruppe von Parime	1300	500	1 : 2,6
Berggruppe von Brasilien	900	400	1 : 2,3

Hieraus ergibt sich, dafs wenn man die einzeln erhabenen Piks von den eigentlichen Gebirgen unterscheidet, die höchsten Punkte des Erdballs den zwei Gebirgsketten der Cordilleren und des Himalaya angehören.

Noch ist eine Eigenheit bemerkbar. Die höchsten Gipfel der Anden sind Trachyt-Berge oder Glocken aus Trapp-Porphyr, und man kann überall in dieser ganzen Kette als Regel annehmen, dafs da, wo die Piks der Anden die Grenze des ewigen Schnees erreichen, auch allezeit das Urgebirg verschwindet, und der Trachyt über denselben aufgelagert erscheint. Es sind nur wenig Ausnahmen, wie in den Cordilleren von Quito, wo die Schneeberge von Condorasto und Cuvillan, dem Chimborazo gegenüber stehend, aus Glimmerschiefer gebildet sind, und Gänge von geschwefeltem Silber enthalten.

Desgleichen zeigen auch die vereinzelten Berggruppen, welche sich jählings mitten aus den Ebenen erheben, die höchsten Gipfel nur als vulkanische Gebirgsarten neuerer Entstehung, z. B. der Movna-Roa auf den Sandwichinseln, der Pik von Teneriffa, der Aetna, der Pik der Azoren u. a. m. In der beinahe isolirt stehenden Gruppe der Sierra Nevada von Neu-Granada bildet der Gneifs- und Glimmerschiefer den 1826 Toisen hohen Pik von Mulhacen, so wie aus dieser Gebirgsart die Alpen, Pyrenäen und wahrscheinlich auch das Himalaya-Gebirg gebildet sind. Vielleicht sind alle diese Er-

scheinungen, so verschieden sie scheinen, dennoch Wirkungen derselben Ursache. Vielleicht sind die Granit- und Gneifsgebirge und alle angeblich neptunischen Urgebirge nicht weniger Ergebnisse vulkanischer Kräfte, wie die Trachytgebirge es sind! Unter diesen vulkanischen Kräften werden jedoch solche verstanden, die ungleich gröfser sind, als welche sich jetzt unserer Erfahrung darbieten, und für welche wir innerhalb dieser Erfahrungen keinen Mafsstab besitzen. (So überraschend diese Ansicht ist, so sehr ist sie doch aus der Natur selbst genommen, dafs man bei einigem Nachdenken gestehen mufs, Herr von *Humboldt* habe in dieser merkwürdigen Stelle das Geheimifs der Gebirgsbildung ausgesprochen.)

Wir wollen nun über jede der bisher aufgeführten Gebirge noch Einiges im Einzelnen beifügen, und hoffen, dafs unsere jungen Leser diesem Gegenstande, der so viel Stoff zum Nachdenken gibt, gerne noch einige Aufmerksamkeit schenken werden.

1. Die Anden-Cordilleren; diese Hauptkette ist es, die wir zuerst betrachten wollen. Ich möchte sie gleichsam die Nath des Erdballs nennen, denn von allen diesen Gebirgsketten des Erdballs ist diese die am meisten zusammenhängende, die längste und von Süd nach Nord und Nord-Nord-West die beharrlichste. Sie nähert sich dem Nordpole bis zum 65°, indem sie im 52° S. Br. ihren Anfang nimmt. Sie gehört beiden Amerika an, die sie durch den

Felsendamm der Landenge von Panama und Guatimala mit einander verbindet; dort, wo ostwärts sich das niedere Land in's Meer versenkt hat, und jetzt das mittelländische Meer der neuen Welt bildet. In der südlichen Hälfte Amerika's sind die Berge dem stillen Meere ganz nahe zugeschoben, so dafs an mehreren Punkten der Fufs der Anden unmittelbar von den Wellen des grofsen Oceans bespült wird. In der nördlichen Hälfte entfernt sich die Bergkette etwas weiter von den Küsten, ungefähr acht bis zehn Mal weiter, als in der südlichen Halbkugel. Als die zwei Endknoten des Andengebirgs nimmt Herr von *Humboldt* in Süden den Granitfels oder das kleine Eiland Diego Ramirez, dem Cap Horn gegenüber, den nördlichen Endpunkt aber: am Makenzieflusse jene Berge, welche unter dem Namen der Copper Mountains bekannt sind.

Die Breite der Cordillerenkette beträgt überall nicht mehr als 18 bis 22 Meilen. Davon sind jedoch ausgenommen die Bergknoten, wo die Cordillere sich durch jene hohen Strebepfeiler gleichsam eine Verstärkung bildet, von hier aus eine Menge Seitenäste und Parallel-Ketten aussendet, und gleichsam eigene Gebirgsstöcke zu bilden scheint. An solchen Stellen zeigen sie eine Breite von 100 bis 120 Meilen. Wo diese Bergknoten durch die Arme, die sie gegen Osten aussenden, sich den Berggruppen des Osten nähern, da bilden sie alsdann die Landengen, d. h. jene breiten Bergpässe,

wodurch die grofsen Ebenen mit einander zusammenhängen. Die Anden Südamerika's, vom Cap Pilares bis zu Choco auf der Landenge von Panama, bedecken einen Flächeninhalt von 58,900 Quadratmeilen.

Der Bau der Cordilleren besteht aus mehreren Knoten; ich kann dieses meinen jungen Lesern nicht besser versinnlichen, als durch das Gleichnifs eines ungeheuren Walles, der das Land von dem Eindringen der Meerungeheuer schützen soll, und von Zeit zu Zeit durch einige Thürme mit auslaufenden Seitenwällen besetzt ist. Dieses sind die Bergknoten. Sie sind südwärts vom 48° Br. niedriger, als die Pyrenäen, heben sich nordwärts dieser Breite und erreichen zwischen dem 25° und 0° S. Br. ihre höchste Höhe. Zwischen dem 20° und 10° südlicher Breite bilden sie drei parallele Ketten, und hier ist es, wo, nach neuern Reisenden, in der mittleren Parallelkette sich die Piks befinden, die bis zur Höhe von 4,900 Toisen ansteigen, und selbst das Himalaya-Gebirg an Höhe übertreffen sollen. Nordwärts vom Aequator senkt sich die Andeskette wieder, erhebt sich abermal in Mexiko, und erreicht hier die gröfste Höhe in ihrem nördlichen Laufe. Weiter gegen Norden sind die Nachrichten noch unvollständig; so viel ist jedoch gewifs, dafs sie in ihrer nördlichen Richtung die Höhe der Pyrenäen nicht übersteigen; denn der colossale St. Eliasberg in Neu-Nordfolk scheint nicht mehr den

Anden - Cordilleren anzugehören. Die Andeskette erreicht an mehreren Orten in der heifsen Zone die Grenze des ewigen Schnees, aber in Chili steigt die Schneelinie nicht über 2000 Toisen herab.

Um unsere jungen Leser nicht zu ermüden, müssen wir uns schon hier enthalten, in die naturhistorische Beschreibung der Anden wieder einzugehen. Wir wollen daher nur die erwähnten Bergknoten aufzählen und hiezu die folgende Tabelle einfügen.

I. Südliche Halbkugel.	Knoten und Gebirgsäste der Anden im südlichen Amerika.
Südliche Breite. 56° 33′	Felsenklippe von Diego Ramirez, Cap Horn, Patagonische Anden. Trümmer der Felseneilande von Huyatecas und Chonos. Cordilleren von Chili, ostwärts verstärkt durch die drei Widerlagen:
33° bis 31°	der Sierra von Cordova,
27° bis 23°	» » » Salta,
22° bis 18°	» » » Cochabamba und Santa Cruz.

<table>
<tr><th>I.
Südliche
Halbkugel.</th><th colspan="6">Knoten und Gebirgsäste der Anden im südlichen Amerika.</th></tr>
<tr><td rowspan="2">Br. 20½°
bis 19½°</td><td colspan="6">Knoten von Porso und Potosi. Trennung in zwei Gebirgsäste, östlich und westlich vom Becken des Titicaca.</td></tr>
<tr><td colspan="3">Östlicher Gebirgsast von la Paz und Palca.</td><td colspan="3">Westl. Gebirgsast oder von Taaina und Arequipa.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Br. 15°
bis 14°</td><td colspan="6">Knoten von Couzco. Zwei Gebirgsäste, östlich und westlich vom Rio de Jauja, ostwärts durch die Widerlage von Beni erweitert.</td></tr>
<tr><td colspan="3">Östlicher Gebirgsast oder von Ocope und Tarma.</td><td colspan="3">Westlich. Gebirgsast oder von Huancavelica.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Br. 11°
bis 10½°</td><td colspan="6">Knoten von Huanco und von Pasco. Verzweigung in drei durch die Becken Huallaga und vom Ober-Marañon getrennte Gebirgsäste.</td></tr>
<tr><td colspan="2">Östlich. Gebirgsast oder von Pozuzu und Munna.</td><td colspan="2">Central. Gebirgsast oder von Pataz und Chachapoyas.</td><td colspan="2">Westlicher Gebirgsast oder Guamachuco und Caxamarca.</td></tr>
</table>

<table>
<tr><th>I.
Südliche
Halbkugel.</th><th colspan="2">Knoten und Gebirgsäste der Anden im südlichen Amerika.</th></tr>
<tr><td>Br. 5¼°
bis 3¼°</td><td colspan="2">Knoten von Loxa. Zwei Gebirgsäste, östlich und westlich vom Becken von Cuenza.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Br. 2°
bis 27′</td><td colspan="2">Knoten von Assuay. Zwei Gebirgsäste, östlich und westlich vom Becken von Alausi und Hanbato.</td></tr>
<tr><td>Östlicher Gebirgsast oder vom Cotopaxi.</td><td>Westlich. Gebirgsast oder vom Chimborazo.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Br. 0°
bis 40′</td><td colspan="2">Gräte von Chisinche. Zwei Gebirgsäste, östlich und westlich vom Thale Quito.</td></tr>
<tr><td>Östlicher Gebirgsast oder vom Antisana.</td><td>Westlich. Gebirgsast oder vom Pichincha.</td></tr>
</table>

<table>
<tr><td>II.
Nördliche
Halbkugel.</td><td colspan="3">Der Aequator durchschneidet den Gipfel von Cayambe (der dem Gebirgsaste von Antisana angehört).</td></tr>
<tr><td>N. Br. $1/2^\circ$
bis $1\,1/4^\circ$</td><td colspan="3">Knoten von los Pastos. Theilung in zwei Gebirgsäste, östlich und westlich vom Plateau von Almaguer.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">N. B.
$1^\circ, 55'$
bis $2^\circ, 20'$</td><td colspan="3">Knoten der Quellen vom Magdalenenstrome und Gräte von los Robles, drei durch die Becken vom Magdalena und vom Cauca getrennte Gebirgsäste.</td></tr>
<tr><td>Östlicher Gebirgsast oder von Timana, Suma Paz, Chifta und Merida.</td><td>Centraler Gebirgsast oder von Cuanacas, Quindiu und Erve.</td><td>Westlicher Gebirgsast mit dem platinahaltigen Erdreiche von Choco.</td></tr>
<tr><td>Br. $5\,1/2^\circ$
bis 7°</td><td colspan="3">Knoten der Provinz von Antioquia, worin sich nur allein die Gebirgsäste von Quindiu und Choco vereinigen. Der centrale Gebirgsast verlängert sich durch Wiederlagen gegen Honda.</td></tr>
</table>

II. Nördliche Halbkugel.	Der Aequator durchschneidet den Gipfel von Cayambe (der dem Gebirgsaste von Antisana angehört).
Br. 7° bis 9°	Trennung des Knotens der Berge von Antioquia in vier Äste: 1. von la Simitarra, 2. von Caceres, Nechi und Altos de Tolu, 3. zwischen dem Rio St. Jorge und dem Atrato, 4. westlich vom Atrato. Dieser letzte sehr niedrige Ast scheint höchstens durch einen schwachen Ast oder Gräte mit der Landenge von Panama verbunden zu seyn. Der östliche Gebirgsast der Anden von Neu-Granada, der von Suma Paz und Sierra Nevada de Merida bleibt von der Sierra Nevada de Santa Marta durch die Ebene vom Rio Cesar getrennt, er vereinbart sich hingegen durch die Berge von Barquisimento und von Nirgua, mit der Küstenkette von Venezuela, dessen culminirende Punkte sind: die Silla von Caracas, der Brigantin, der Turimiquiri und das Vorgebirg von Paria.

Diese Tabelle kann einigermaſsen die Gestalt der Anden des Continents von Südamerika versinnlichen. Man unterscheidet auf dieser Strecke zehn Knoten, als eben so viele Verzweigungspunkte von dem Äste auslaufen, welche entweder Hochebenen, oder tiefe Becken, oder Thäler einschlieſsen. Diese Thäler sind die Rinnsale der Quellen und Flüsse, oder auch Behälter von Gewässern, die man Bergseen nennt, welche aber so häufig nicht sind, als in den Alpen.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen. — Becken und Thäler. — Höchste Spitzen. — Die übrigen Berggruppen.

Unter den Becken der Gebirge versteht man die Vertiefungen, welche von den einzelnen Bergen einer Gebirgskette, wie von einer Mauer, eingeschlossen werden. Von den Becken, welche die südamerikanischen Anden einschlieſsen, und die wahrscheinlich einst eben so viele Seen oder Binnenmeere gebildet haben, beträgt die Grundfläche des Sees von Titicaca allein 3500 Geviertmeilen, das Becken des Rio Jauja 1300 und das des Ober-Marañon 2400. Das Becken von Titicaca ist dermassen geschlossen, daſs kein Tropfen Wasser davon ausgehen mag, als durch Verdünstung. Es ist hier das geschlossene Thal von Mexiko gleichsam wiederholt, und man wird auf die Vermuthung geführt, daſs die vielen kreisförmigen Öffnungen im Monde

wohl eben so viele Becken seyn müssen. Das Becken von Titicaca ist durch einen sehr grofsen Alpensee ausgezeichnet; die übrigen Becken ergiefsen ihre Gewässer durch natürliche Canäle, welche als so viele Spalten an den Wänden der Becken angesehen werden können. Noch kennt man die Höhe dieser drei Becken nicht, hingegen hat Herr von *Humboldt* ausgemittelt, dafs der Grund des Thales von Cuenza 1350, des von Alausi 1326, des von Quito 1340 und in seinem westlichen Theile 1490, das Becken von Almagues 1160, das von Cauca 500, das von Magdalena 200, und das Thal von Honda 100 Toisen über der Fläche des stillen Meeres erhaben sind. Die Höhe der Thäler zu erforschen ist sehr wichtig, um über die Bildung der Thäler urtheilen zu können.

Überschreitet man die Meerenge von Darien, so sieht man, wie sich die Anden nach ihrem Abfalle oder Einsenkung, die sich zwischen den Mündungen des Atrato und dem Golfe von Caupiza befindet, auf ihrem nordwestlichen Laufe wieder heben, sich in Veragua vergröfsern und wachsend durch Guatemala bis Mexiko ausdehnen. Auch hier bilden sie wieder dieselben Gebirgsknoten und Verzweigungen, indem sie oberhalb Mexiko sich von der Westküste des grofsen Oceans entfernen. Die Structur der Anden nordwestlich von Darien ist folgende.

N. Br. 8° bis 11°. Berge der Landenge von Panama, von Veragua und von Costa Rica, in schwa-

chem Zusammenhange mit dem Choco, dem westlichen Zweige von Neu-Granada.

N. Br. 11° bis 16°. Berge von Nicaragua und Guatemala; Vulkane, die in der Richtung von N. W. einander folgen; und meist noch thätig sind, vom Golfe von Nicoya bis zum Vulkane von Soconusco.

N. Br. 16° bis 18°. Urgebirge der Provinz Oaxaca.

N. Br. 18½° bis 19½°. Trachytische Knoten von Anahuac; Parallele der Nevadas und der brennenden Vulkane von Mexiko.

N. Br. 19½° bis 20°. Knoten der metallhaltigen Berge von Guanaxuato und Zacatecas.

N. Br. 21¾° bis 22°. Trennung der Anden von Anahuac in drei Zweige.

Östlicher Zweig (von Potosi und von Texas), fortgesetzt durch die Berge Ozark und Wisconsan bis zum Obersee.

Central-Zweig (von Durango, Neu-Mexiko und von dem Felsengebirge) der einen Ast, der immer niedriger wird, bis zum Makenzie-Fluſs aussendet.

Westlicher Zweig, der sich durch Widerlagen mit den Seealpen von Californien verbindet.

Was nun die Höhe der Anden anlangt, so sollen sie südwärts des Bergknotens von Loxa die Himalaya-Gipfel selbst übertreffen, allein noch hat man nichts Gewisses hierüber. Hingegen wissen wir,

dafs nördlich von den Bergen von Loxa die Cordilleren sich fünf Mal über die ansehnliche Höhe von 2600 Toisen erheben.

In der Gruppe von Quito, vom 0° bis 2° S. Br. (Chimborazo, Antisana, Cayambe, Cotopaxi, Collannes, Yliniza, Sangai, Tunguragua).

In der Gruppe von Cundinamarca, vom $4^3/_4$° N. Br. (Pik von Tolima, nördlich der Anden von Quindiu).

In der Gruppe von Anahuac, vom 18°, 59′ bis 19°, 22′ (Popocatepetl oder der grofse Vulkan von Mexiko und der Pik von Orizava).

Betrachtet man die Kette des russischen Amerika als eine Fortsetzung des östlichen Zweiges von Mexiko, so kann man hinzufügen die Berggruppe des russischen Amerika, 60° bis 70° N. Br. (der St. Eliasberg).

Es sind zur Zeit nur noch die 12 Andengipfel, welche 2600 Toisen erreichen, bestimmt bekannt; und die also den Montblanc um 140 Toisen übersteigen. Von diesen 12 Kuppen sind nur drei nördlich von der Landenge von Panama.

2. Die isolirte Schneegruppe von Santa Martha. Sie ist eingeschlossen von zwei auslaufenden Zweigen der Anden, dem von Bogota und dem der Landenge von Panama.

Diese Berggruppe erhebt sich plötzlich, wie ein festes Schlofs, aus den Ebenen, die von dem Golfe von Darien durch die Mündung des Magdalenen-Flusses bis zum See von Maracaibo sich ausdehnt.

Noch hat man den höchsten Gipfel der Sierre de St. Martha nicht gemessen; Vermuthungen geben ihr eine Höhe von mehr als 3000 Toisen.

3. Die Küstenkette von Venezuela. Diese Kette, die wir schon öfter beschrieben haben, ist diejenige, welche den grofsen Einflufs auf die Cultur von Venezuela hat. Keiner ihrer Gipfel erreicht die Schneelinie. So, wie die Anden, ist auch sie häufigen Erderschütterungen unterworfen, aber kein brennender Vulkan ist bis jetzt in ihr vorgekommen. Die höchste Spitze ist die Silla von Caracas. Diese Kette zeigt die gleichen Erscheinungen ihres Baues, wie die Andenkette, nämlich: Trennung in verschiedenen Parallelkreisen und die zahlreichen Becken und Längenthäler. Da jedoch die Einbrüche des Antillenmeeres in einer unbekannten Vorzeit einen Theil der Küstenkette versenkt zu haben scheinen; so stellen sich die Reihen oder Zweige unterbrochen dar, und einige vormalige Becken sind oceanische Golfe geworden.

4. Die Gruppe der Parime - Berge trennt die Ebene des untern Orinoko von der des Amazonenstromes. Sie bedeckt das Land zwischen 3° und 8° N. Br. und 60° bis 70° W. L. Sie bedeckt eine Fläche von 25,000 Geviertmeilen. Weil man in Amerika nur an die Anden denkt, so haben die Erdbeschreiber diese Berggruppe beinahe ganz vergessen, was sie jedoch ihrer Wichtigkeit

wegen nicht verdient. Sie ist neun Mal so grofs, als die Schweiz. Der Boden, auf dem sich die Berggruppe erhebt, scheint etwas gewölbt. Der höchste Gipfel dieser bis jetzt unerforschten Bergkette, den man kennt; hat 1300 Toisen Höhe.

5. Die Berge von Brasilien sind gemäfsigte Plateaus und wirkliche Bergketten. Der eigentliche Bergrücken hat 400 Toisen Höhe. Diese Berge entsprechen an Form, Lage und Richtung der Bergkette von Chili, die ihr gegenüber liegt; sie sind aber fünf Mal niedriger. Die culminirenden Punkte dieser Berggruppe sind; der Itambe 932 Toisen Höhe, die Sierra Piedade 910 und der Itacolumi 900 Toisen. Der Itabira 816 Toisen.

Wenn man nun einen Blick auf den Bau des ganzen Amerika wirft, so sieht man, dafs die höchste und beständigste Kette von Bergen die der Anden ist. Ihr gegenüber, am östlichen Rande des Continents, liegen einzelne Berggruppen (eine grofse, zerstörte Kette), die allezeit gegenüber liegenden Theilen der Anden entsprechen, immer aber niedriger sind. Die Gegenüberstellung findet folgender Mafsen Statt:

Die Anden von Chili und Ober - Peru, Bergknoten von Porco und von Couzco, 2,500 Toisen Höhe.	Gruppe der Berge von Brasilien, niedriger, und zwar die gröfste Höhe 932 Toisen.

Anden von Popayan und Cundinamarca, Gebirgszweig von Guanacas, vom Quindiu und vom Antioquia, über 2,800 Toisen.	Gruppe der Berge von Parime, nicht völlig so hoch, wie die Karpathen, 1,300 Toisen.
Isolirte Gruppe der Schneeberge von Santa Martha. Ihre Höhe 3,000 Toisen.	Kette des Küstenlandes von Venezuela, um 80 Toisen niedriger, als die skandinavischen Alpen, 1,350 Toisen.
Vulkanische Anden von Guatemala und Primitiv-Anden von Oaxaca, von 1,700 bis 1,800 Toisen Höhe.	Gruppe der Antillen. Die blauen Berge von Jamaika, 1,140 Toisen.
Anden von Neu-Mexiko und Ober-Luisiana-Felsengebirg. Mehr westlich Seealpen von Neu-Albion, 1,600 bis 1,900 Toisen.	Ketten der Aleghanys, um 160 Toisen höher, als der Jura und der Gates von Malabar, 1,040 Toisen.

So sind die Berge des neuen Festlandes beschaffen und aufgesetzt. Die Gebirge schliefsen nun jene Becken ein, die wir Ebenen nennen, und welche das bergfreie Land Amerika's einnehmen. Wir wollen nun mit Aufzählung dieser Ebenen diese Abschweifungen schliefsen. Wir fangen von Norden her an:

1. Das Becken des Missisippi und von Canada. Dieses Becken ist zwischen den Anden und Aleghanys enthalten, und gegen Norden eben so, wie gegen Süden, geöffnet. Es enthält die Flufsgebiete des Lorenzstromes, Missouri, Missisippi und Makenziestromes. Die Wasserscheiden sind auch hier in den Ebenen selbst. Nirgend ist eine Querkette vorhanden, und die Ebenen werden sowohl gegen Norden als Süden, nur durch die noch flächern Meerebenen der Hudsonbai und des Antillenmeeres begrenzt. Diese Ebene begreift 270,000 Quadratmeilen, und ist beinahe so grofs, wie ganz Europa. Sie begreift mehrere Seen in sich, aber der höchste ist nur 100 Toisen erhaben. Diese Ebenen sind grasbewachsene Savanen, und in Canada wahrer Wiesengrund. Doch sind auch grofse Strecken mit Urwald besetzt. Unter den Ebenen Amerika's ist in dieser Ebene die Civilisation am meisten vorgeschritten.
2. Das Becken des Antillenmeeres und des Golfes von Mexiko. Es ist eine Fortsetzung des Beckens vom Missisippi, man möchte sagen, er sey der unter Wasser liegende Theil des Beckens von Missisippi. Dieses Becken kann man mit Recht das Mittelmeer der neuen Welt nennen. Die Antillen bilden eben so viele Ausgänge desselben, und man kann sich nicht bergen, dafs dieses der Punkt seyn möchte, den vielleicht die Vorsehung zum einstigen Markte

der Welt bestimmt hat. Es scheint, daſs hier den Gewässern durch einen Gewaltstreich der Natur der Eingang geöffnet worden sey, und die Antillen sind eben so viele Trümmer eines Riesendammes, den die Fluthen zertrümmert haben. Die kleinen Antillen haben noch brennende Vulkane, denen in der Andenkette ebenfalls thätige Vulkanketten gegenüber stehen.

3. Das Becken des Unter-Orinoko und der Ebenen von Venezuela. Es wird im Westen durch die Anden, im Norden durch die Küstenkette, im Osten durch die Parime begrenzt. Im Süden begrenzt es das waldige Becken des Marañon. Diese Llannos sind die Wiesengründe, durch welche wir unsere Reisenden begleitet haben.

4. Das Becken vom Rio Negro und Amazonenstrome. Dieses ist das Centralbecken, und zwar das gröſste in Amerika. Der waldige Theil enthält 260,000 Quadratmeilen. Einen Theil davon haben wir auf dem Rio Negro durchschifft. Der waldlose Theil ist ein Grasmeer, und bildet die schon öfter erwähnte Enge, durch welche es mit dem letzten Becken

5. der Pampas von Buenos-Ayres und Patagonien zusammenhängt. Diese Ebenen erstrecken sich bis an die magellanische Meerenge, und bilden das Gegenstück zu den Ebenen des Missisippi. Dieses Becken enthält grasbewachsene Ebenen, vorzüglich im westlichen, und

dichte Waldungen im östlichen Theile; seine Gewässer sammeln sich in grofsen Strömen, die alle ihre Gewässer dem Rio de la Plata abgeben. Seine Oberfläche beträgt 135,000 Quadratmeilen.

Die ganze Oberfläche Süd-Amerika's beträgt 571,300 Quadratmeilen; davon bedecken 114,400 die Gebirge, und 456,900 nehmen die Ebenen ein. Ganz Amerika enthält auch fünf grofse Flufssysteme.

1. Das Wassersystem des Lorenzstromes; es erhält seine Nahrung aus dem Schnee und Eise des nördlichen Nord-Amerika und den vielfachen canadischen Seen.
2. Das Flufsgebiet des Missisippi. Seine Zuflüsse reichen bis an die Seen Canada's.
3. Das Flufsgebiet des Orinoko; seine Zuflüsse haben ihre Quellen in den Anden von Neu-Granada und im Parime-Gebirge; es hängt zusammen durch den Cassiquiare mit
4. dem Flufsgebiete des Amazonenstromes oder Marañon. Dieses ist das prächtigste und gröfste Flufsgebiet der Erde. Es liegt unter dem Aequator, mit dem der Strom sich beinahe parallel von Jaen de Bracamoros, auf eine Strecke von 2,400 Meilen bewegt. Es erhält seine Nahrung durch die Aequatorial-Regen.
5. Das fünfte Flufsgebiet ist das des Rio de la Plata. Es entspricht dem des Missisippi.

Von den fünf Flufsgebieten entleeren alle ihre Wassermassen in das atlantische Meer, und keines in den grofsen Ocean; in diesen fallen nur die Küstenflüsse der Westseite der Cordilleren, welche aber bei der grofsen Annäherung derselben an das stille Meer von keiner Bedeutung sind.

ZEHNTES BUCH.



Erstes Kapitel.

Reise nach Cuba.

In neuerer Zeit ist die Schiffahrt so sehr vervollkommt, dafs eine Fahrt von den Küsten Venezuela's nach der Insel Cuba nur als eine Kleinigkeit erscheint. Die Bändigung des Meeres ist einer der schönsten Triumphe des menschlichen Geistes, man kann mit Recht behaupten, dafs die Menschen einander näher gerückt sind. Was in frühern Zeiten eine ungeheure Seefahrt hiefs, ist jetzt eine Spazierfahrt, und man kann sagen, dafs jetzt Cadix von Cuba nicht weiter entfernt ist, als es früher von London war.

Am 24. November um 9 Uhr Abends ging man unter Segel. Man verliefs die Rhede von Neu-Barcellona, fuhr im tiefen Fahrwasser zwischen den Borache-Inseln hin. Die Luft war kühl und angenehm, und die Fahrt daher viel reizender, als auf dem Orinoko, da sich hier keine Mosquitos einfanden. Die Tagestemperatur ist hier gewöhnlich 28° bis 29°, die der Nacht 23° bis 24°, welches eine sehr erquickende Veränderung der Wärme ist. Am folgenden Mittage befanden sie sich in der Nähe der Insel Tortuga, die von aller Vegetation entblöfst, nur sehr wenig über den Meeresspiegel erhaben ist.

Da hier mit Anfang November die Ostwinde gewöhnlich sehr frisch wehen, so war die Windstille am 26. November auffallend. Auf dieser ganzen Küste werden die Südwinde für sehr ungesund gehalten, weil sie die faulen Ausdünstungen der Wälder des Orinoko herbeiführen. Gegen 9 Uhr des Morgens bildete sich ein schöner Ring um die Sonne, im Augenblicke, wo die Temperatur dieser Gegenden plötzlich um $3\frac{1}{2}^{\circ}$ sank. Herr von *Humboldt* vermuthet, dafs dieses die Wirkung einer absteigenden Strömung war. Diese Erscheinung war sehr schön. Der Ring um die Sonne hatte die Breite eines Grades, und war nicht weifs, sondern zeigte die schönsten Regenbogen-Farben, während das Innere des Ringes, wie auch das ganze Himmelsgewölbe, tief azurblau war, ohne eine Spur sichtbarer Dünste.

Allmählich verliert man auch die Insel Margaretha aus dem Gesichte, und in der Entfernung stellt sich die Silla von Caracas den Blicken dar. Auf diesem Sattelberge verweilten die Blicke unserer Reisenden mit Liebe und Gefühl. Er war der höchste Berg Amerika's, den sie bis jetzt und nicht ohne einige Gefahr erstiegen hatten. Bei hellem Wetter ist die Silla, auch ohne Luftspiegelung, auf 35 Meilen weit im Meere sichtbar. Das Meer war mit einer bläulichten Haut überzogen, welches das Leuchten desselben in der Nacht vermehrte. Sie bestand aus feinen Faserchen, und das Leuchten schien auf thierischen Ursprung hinzudeuten.

Langsam näherten sie sich am 27. November der Insel Orchila. Wie alle dem Festlande nahe Inselchen, ist auch diese unbewohnt geblieben. Ihr westlicher Theil liegt unter 11°, 51′ 44″ N. Br. und 68°, 26′ 5″ W. L. Sie ist 8 Meilen lang und kaum 3 Meilen breit. Sie war damals mit herrlichem Pflanzenwuchse bedeckt, und gewährte einen angenehmen Anblick. Sie ist aus zwei Felsenreihen zusammengesetzt, die durch einen kleinen Isthmus verbunden, und nicht über 80 Toisen hoch sind; auf ihren Gipfeln tragen sie Palmen mit Fächerblättern, wahrscheinlich Palma de Sombrero. Regen sind hier selten, aber es ist wahrscheinlich, daſs auch auf dieser Insel süſse Quellen vorhanden sind. Es ist daher befremdlich, daſs, indem so viele kleine Felsen-Inseln im Archipel der Antillen angebaut sind diese vielen Inseln in der Nähe des Festlandes unbewohnt bleiben. Dieses rührt jedoch daher, weil sie derselben Regierung, wie das Festland, angehören, und Niemand gern auf beschränkten Inseln sich ansiedelt, wo er auf dem Festlande Platz genug hat, um sich auszubreiten.

Bei Sonnenuntergang nahmen sie zwei aus dem Wasser hervorragende Felsspitzen wahr, die sich wie Thürme erheben und Roca de afuere heiſsen. Über der Insel Orchila sammelten sich Dünste und bildeten in beträchtlicher Höhe Wolken. Diese Erscheinung ist wohl bekannt. Die Wolken bleiben lange über solchen Inseln stehen, und es zeigt sich, welche Kraft auch kleine Erdmassen auf die Dünste

der Atmosphäre ausüben. An diesen Wolken erkennt man von Weitem her die Lage der niedrigsten Inseln.

Am 29. November bei Sonnenaufgang sahen sie noch ganz deutlich die Silla von Caracas, aber mit dem Meerhorizont beinahe gleichlaufend. Sie befanden sich in einer Entfernung von 39 bis 40 Meilen, welches eine etwas starke Strahlenbrechung anzeigt. Gegen Mittag kündete sich ein nördlicher Witterungs-Wechsel an. Die Luft erkältete sich plötzlich bis auf 22°, 8, während die See auf der Oberfläche bis 25°, 6 beibehielt. Der Wind ging auch am 30. November wirklich in N. N. O. über, und die Wellen erhoben sich auf eine aufserordentliche Höhe. Gegen Norden zeigte der Himmel eine schwärzliche Färbung, und da die Wellen sich kreuzten, so verursachte dieses ein gewaltiges Schaukeln des Schiffes. Auf einer Meile Entfernnng bildeten sich Wasserhosen, die sich schnell von N. N. O. nach N. N. W. bewegten, und so oft eine Wasserhose sich näherte, war eine Erkältung des Windes spürbar. Gegen Abend brach durch Unvorsichtigkeit des Schiffkochs Feuer aus, welches leicht hätte gefährlich werden können, da die Schiffsladung aus gedörrtem, also leicht entzündbarem Fleische bestand, und der Wind heftige Stöfse aussendete. Es wurde jedoch schnell gedämpft.

In der Nacht vom ersten zum zweiten December stellte sich den Reisenden eine sehr merkwürdige Erscheinung dar. Es war eine halbe Stunde nach

Mitternacht bei einem schwachen Ostwinde. Der Thermometer zeigte 23°, 2. Der Hygrometer aus Fischbein 57°. Herr von *Humboldt* stand auf dem Verdecke, um Sterne zu beobachten. Der Vollmond stand sehr hoch. Plötzlich bildete sich auf der Seite des Mondes 45′ vor dem Durchgange durch den Meridian ein Bogen, der alle Farben des Regenbogens spielte, jedoch ein trauriges Aussehen hatte. Der Bogen überstieg seiner Höhe nach den Mond, war 2° breit und sein Obertheil war 80° bis 85° über den Horizont des Meeres erhaben. Der Himmel war aufserordentlich rein, es war nirgend ein Anschein von Regen vorhanden, und diese Erscheinung, die völlig einem Mondregenbogen glich, stellte sich doch nicht dem Monde gegenüber dar. Der Bogen schien bis 10 Minuten lang still zu stehen, dann fing er an sich zu bewegen und zu senken, indem er über den Mond hinzog, und um 12 Uhr 54′ sich unter dem Horizonte mit dem Obertheile verbarg. Er bewegte sich sehr schnell, und Herr von *Humboldt* gesteht, diese Erscheinung nicht erklären zu können. Die Matrosen sind aber mit der Erklärung gleich bei der Hand, indem sie sagen: jedes aufserordentliche Meteor kündige Wind an.

Am 3. December gab es einen tüchtigen Schrecken, man sah nämlich ein kleines Fahrzeug, und glaubte nichts anders, als einen Corsaren zu sehen, was denn auf der See, wenn man sich auf einem Kauffarthei-Schiffe befindet, immer eine sehr ernstliche Sache ist, und mehr als Regenbogen und ent-

fernte Wasserhosen frappirt. Als es jedoch näher kam, zeigte es sich, dafs es ein ganz unschuldiges Wesen sey, nämlich das Fahrzeug eines Franziskaner-Mönchs und eines sehr reichen Pfarrers eines indianischen Dorfes in den Savanen von Neu-Barcellona, das seit mehreren Jahren in Handelsangelegenheiten zwischen dem Festlande und den dänischen Inseln hin und her fuhr, und unter dem Namen Balandra de Frayle bekannt war. In der Nacht bemerkte Herr *Bonpland* und mehrere Passagiere eine Viertelmeile entfernt eine Flamme auf dem Meere, die sich gegen S. W. bewegte, und die Luft erleuchtete. Man spürte weder ein Erdbeben noch eine Veränderung der Atmosphäre. Diese Flamme kann ein phosphorischer Glanz gewesen seyn, der aus der Fäulnifs von Weichthieren entstanden war, oder auch eine aus dem Meergrunde hervordringende vulkanische Flamme. Das letztere ist jedoch unwahrscheinlich, weil vulkanische Flammen nur dann aus dem Meere emporsteigen mögen, wenn sich der Felsgrund des Oceans bereits so hoch gehoben hat, dafs Flammen und glühende Schlacken aus dem aufgeblähten Theile hervorkommen, nicht aber durch das Wasser selbst hindurch gehen müssen.

Da es in Kriegszeiten nicht rathsam ist, sich lange im Angesichte des Landes aufzuhalten, so wurde am vierten December die Überfahrt der Bank Pedro Shoals beschlossen. Die Bank ist 280 See-Quadratmeilen grofs, und der, bei der Insel Jamaika ähnlich, sieht sie aus wie eine Erhebung des Meergrun-

des, welcher die Oberfläche der See nicht zu erreichen vermochte, um eine eben so grofse Insel, wie Portorico, zu bilden. Die Milchfarbe des Wassers zeigte an, dafs man sich am östlichen Theile der Bank befinde; das Wasser, welches, wie wir im Anfange dieser Reise, im ersten Bändchen, bemerkt haben, auf Untiefen kälter ist, war auch hier um 1°, 6 erkältet. Vom 4. bis 6. December wurde die Witterung schlimm, und die Stofswinde von N. N. W. immer heftiger und in der Nacht war die Lage des Schiffs etwas gefährlich. Man befand sich in der Nähe von Klippen, die sich durch das Geräusch der Brandung ankündigten, und von denen ein Schiff, wenn es auf sie stöfst, leicht zerschmettert wird. An dieser Gefahr war weniger der Steuermann, als die Unrichtigkeit der See-Charten Ursache. Aus diesem Grunde ist die Richtigkeit der Charten so wichtig, d. h. alles Bestreben der Regierungen, die auf der See Geschäfte haben, müssen dahin gehen, dafs alle Örter des Meeres, besonders Inseln, Sandbänke und Klippen, auf das genaueste astronomisch bestimmt werden. Sind die Bestimmungen auf den See-Charten falsch, so laufen die Schiffe die gröfste Gefahr, an solchen Stellen, wo öfters die Charten das beste Fahrwasser angeben. Das Schiff jedoch, auf welchem unsere Reisenden waren, schien der Engel der Wissenschaften zu lenken, denn die Wendung des Fahrzeuges gelang vollkommen, und in einer Viertelstunde waren sie alle aufser Gefahr. Das Senkblei,

welches im Anfange nur 9 Klafter zeigte, hatte 12 und hernach 15 gezeigt. Die Klippen, an denen sie so leicht scheitern konnten, liegen unter 16°, 50′ Br. und 80°, 43′ 49″ L.

Am 9. December hatten sie sich den Caymas-Inseln genähert, und hier erhielt der Ostwind wieder seine vollkommene Stärke. Die grofse Caymas-Insel ist mit Cocospalmen bedeckt. Das Wetter war fortdauernd sehr schlecht und stürmisch und die Luft sogar kühl bei 19°, 2 bis 20° des hunderttheiligen Thermometers. Der üble Geruch des gedörrten Fleisches ersetzte hier die Mosquitos-Plage der Orinokofahrt. Der Himmel zeigte zwei Wolkenschichten, von denen die untere sehr dicht war; die obere schien unbeweglich und durch Streifen getheilt. Als sie an das Cap St. Anton kamen, legte sich der Wind. Dieses Vorgebirg liegt unter 87°, 17′ 22″ W. L. und 2°, 34′ 14″ östlich von Havannah.

Drei Meilen waren sie jetzt noch von der Insel Cuba entfernt, dennoch kündigte sich dieselbe schon als nahe an, durch den lieblichenGeruch, welchen die gewürzreiche Vegetation dieser Insel aushaucht. Die Matrosen behaupten, dieser Geruch sey nicht spürbar, wenn man sich dem Cap Catoche auf den dürren Küsten von Mexiko nähert.

Wie das Wetter sich aufhellte, so stieg auch der Thermometer im Schatten nach und nach auf 27°. Durch eine Strömung von S. S. O. getrieben, rückte das Schiff schnell vorwärts. Diese Strömung gehört zur Wirkung des beschriebenen Golfstromes,

von dem das erste Bändchen handelt. Am 19. December 1800 landeten unsere Reisenden im Hafen von Havannah. Sie hatten auf der Überfahrt von Neu-Barcellona fünf und zwanzig Tage bei stets schlimmem Wetter zugebracht.

Zweites Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über die Antillen.

Die ganze Oberfläche der Antillen befaſst nahe an 8300 Quadratmeilen (20 auf den Grad). Neun Zehntheile davon kommen auf die groſsen Inseln: Cuba, Haiti, Jamaika und Portorico, die einen Flächeninhalt von 7200 Quadratmeilen befassen. Die Area dieses amerikanischen Archipels kommt daher der des preuſsischen Staates gleich; die Bevölkerung ist jedoch noch keineswegs so groſs, als man von Inseln in der schönsten Gegend der Erde vermuthen sollte, und wohin Afrika seine unglücklichen Kinder in so groſser Anzahl sendet. Die Bevölkerung der Antillen ist drei Mal geringer, als diejenige von Schottland.

Die Antillen sind es vorzüglich, wohin die armen afrikanischen Brüder gebracht werden, und wo man sich schon gewöhnt hat, die schwarze Bevölkerung als die arbeitende Classe zu betrachten. Dieses grobe Vorurtheil, als ob die Colonial-Produkte nur durch Schwarze erzielt werden könnten, wir-

ket sehr nachtheilig auf den Gewerbfleifs, und setzt die weifse Bevölkerung bei dem Übermafse schwarzer Sclaven der gröfsten Gefahr aus. Wir wollen daher jetzt in einigen Tabellen die Bevölkerung der Antillen beifügen, aus welchen das Verhältnifs der Sclaven zu den Freien, und der Schwarzen zu den Weifsen hervorgehen soll.

Name der Inseln.	Ganze Bevölkerung.	Schwarze Sclaven.
I. Brittische Antillen . .	776,500	626,800
a. Jamaika	402,000	342,000
b. Barbados	100,000	79,000
c. Antigua	40,000	31,000
d. St. Christoph . . .	23,000	19,500
e. Nevis	11,000	9,500
f. Grenada	29,000	25,000
g. St. Vincent und Grenadinen	28,000	24,000
h. Dominica	20,000	16,000
i. Montserat	8,000	6,500
k. Englische Jungfern-Inseln	8,500	6,000
l. Tabago	16,000	14,000

Name der Inseln.	Ganze Bevölkerung.	Schwarze Sclaven.
m. Anguilla und Barbuda	2,500	1,800
n. Trinidad.	41,500	23,000
o. St. Lucie	17,000	13,000
p. Bahamas.	15,500	11,000
q. Bermudas	14,500	5,000
II. Haiti	820,000 alle schwarz, aber frei.	
III. Spanische Antillen . .	943,000	281,000
a. Cuba	700,000	256,000
b. Portorico	225,000	25,000
c. Marguerita	18,000	400
IV. Französische Antillen .	219,000	178,000
a. Guadelupe mit der Zubehör	120,000	100,000
b. Martinique	99,000	78,000

Name der Inseln.	Ganze Bevölkerung.	Schwarze Sclaven.
V. Holländische, Schwedische und Dänische Antillen	84,500	61,300
a. St. Eustach und Saba	18,000	12,000
b. St. Martin	6,000	4,000
c. Curassao	11,000	6,500
d. St. Croix.	32,000	27,000
e. St. Thomas	7,000	5,500
f. St. Jean	2,500	2,300
g. St. Barthelemy . .	8,000	4,000

Wiederholung.

Englisch	776,500	626,800
St. Domingo	820,000	— —
Spanisch	943,000	281,400
Französisch	219,000	178,000
Holländisch, Schwedisch und Dänisch	84,500	61,300
Summa	2,843,000	1,147,500

Aus dieser Tabelle können meine jungen Leser einige Schlüsse ziehen, wenn sie zuvor Folgendes bemerken. Diejenigen Einwohner der Antillen, die keine Sclaven sind, sind darum noch nicht alle weifse Leute. Es finden sich nämlich unter der Zahl von 1,686,500 Nicht-Sclaven 870,000 freie Neger, wo dann nur 816,500 Weifse überbleiben, aber auch unter diesen gibt es noch Mulatten und andere farbige Menschen. Hieraus folgt, dafs die Weifsen so sehr die Minderzahl ausmachen, dafs sie wirklich mit den Schwarzen sehr behutsam verfahren müssen, wenn diese nicht einmal einen günstigen Augenblick benutzen und es den Negern von Haiti nachmachen sollen. Dann sieht man auch mit Erstaunen, dafs gerade diejenigen Nationen, welche am meisten gegen Sclavenhandel eifern, die meisten Sclaven besitzen, und es also zwischen schönen Reden und schönen Handlungen einen Unterschied gibt, und man sehr getäuscht wird, wenn man durch schöne Parlamentsreden sich nach fremdem Glück lüstern machen läfst. Um jedoch von dem Zustande der schwarzen Bevölkerung in Amerika unsern jungen Lesern einen Begriff zu geben, fügen wir Folgendes bei. In ganz Amerika gibt es

Freie Neger.	
Inseln	870,000
Vereinigte Staaten	270,000
Brasilien	160,000
Spanische Colonien des Festlandes	80,000
Brittisch, Holländisch und Französisch Guiana	6,000
Summa	1,386,000

Neger-Sclaven.	
Inseln	1,090,000
Vereinigte Staaten	1,650,000
Brasilien	1,800,000
Spanische Colonien des Festlandes	307,000
Brittisch, Holländisch und Französisch Guiana	200,000
Summa	5,047,000

Auf den Antillen mögen sich die freien Bewohner und Sclaven nach verschiedenen Farben folgendermaſsen verhalten:

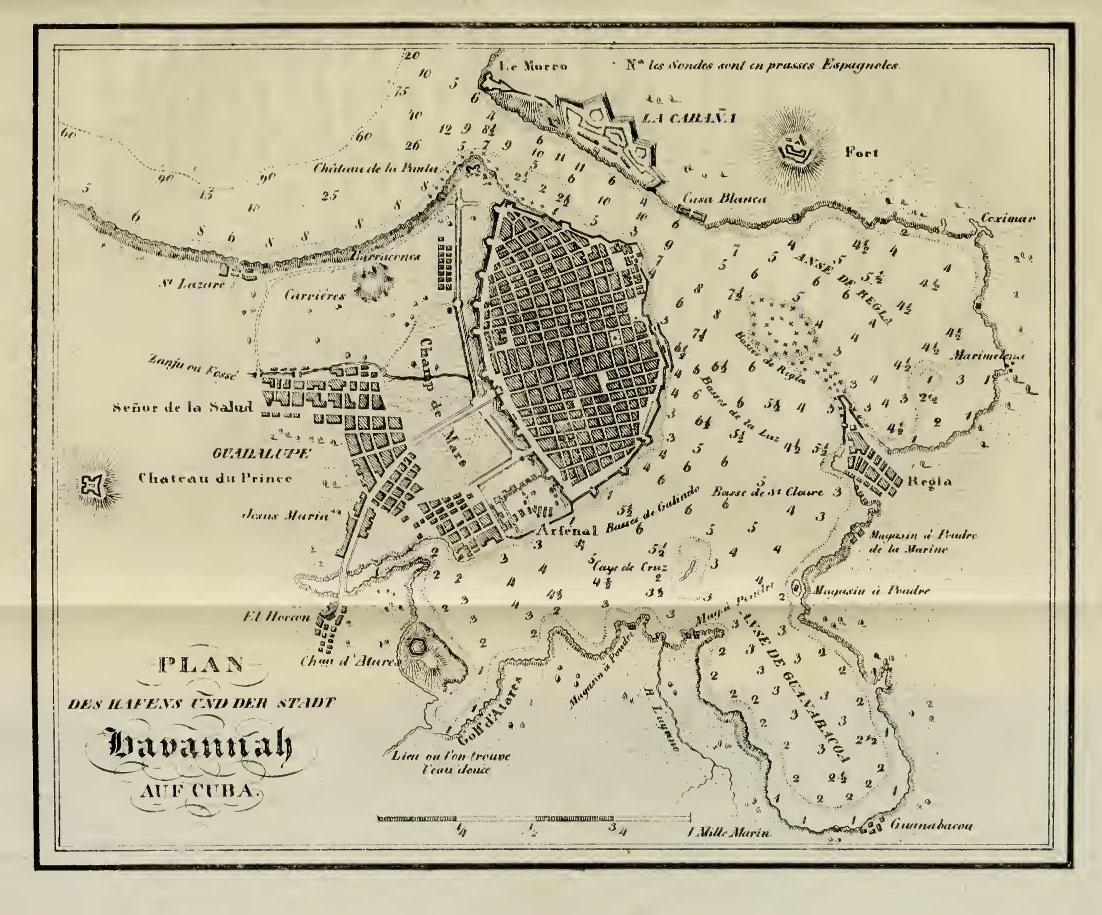
Eintheilungen.	Gesammt-Bevölkerung.	Schwarze und einige Mulatten-Sclaven.	Schwarze und Mulatten-Freie.	Weiſse.
Spanische Antillen	943,000	281,400	319,500	342,100
Haiti	820,000	— —	790,000	30,000
Brittische Antillen	776,000	626,800	78,350	71,350
Französische Antillen	219,000	178,000	18,000	23,000
Holländische, Dänische und Schwedische Antillen	84,500	61,300	7,050	16,150
Summa	2,843,000	1,147,500	1,212,900	482,600
		40 von 100	43 von 100	17 von 100

In ganz Amerika verhält sich nach den Farben die Bevölkerung so: Weifse 13,471,000, Indianer 8,610,000, Neger 6,483,000, vermischte Farben 6,428,000, zusammen 34,942,000. Nach den Religionen sind in Amerika 22,486,000 Römisch-katholische, 11,636,000 Protestanten und 820,000 Heiden.

Drittes Kapitel.

Politische Beschreibung der Insel Cuba.

Wir haben im ersten Kapitel unsere Reisenden auf der Insel Cuba verlassen, wie sie eben in der Havannah landeten. Bevor wir jedoch erzählen, was ihnen daselbst begegnete, wollen wir diese Insel und ihren Zustand zuerst beschreiben. Diese Insel ist nebst Portorico der einzige Überrest spanischer Gröfse in Amerika. Cuba ist aber ein so schönes und zugleich so wichtiges Besitzthum der spanischen Krone, dafs man behaupten kann, so lange Spanien die Insel Cuba nicht verliert, so lange ist auch die Hoffnung der Wiedereroberung Mexiko's nicht verloren. Hier ist nämlich die spanische Herrschaft fest gegründet; es gibt einen vortrefflichen Waffenplatz ab. Hier können sich europäische Truppen so gut an das Klima Amerika's gewöhnen, dafs sie von den Ansteckungen bei einer Landung in Mexiko nichts zu fürchten haben. Von hier aus können sie daher auch eine Armee leicht mit Lebensmitteln versehen, und behalten immer,


Le Morro
Nª les Sondes sont en prasses Espagnoles.
LA CABAÑA
Fort
Casa Blanca
Coximar
Château de la Punta
St Lazare
Barracones
Carrières
Zanja ou Fossé
Champ de Mars
Señor de la Salud
GUADALUPE
Chateau du Prince
Jesus Maria
Arsenal
El Horcon
Chau d'Atares
ANSE DE REGLA
Basses de Regla
Marimelena
Basses de la Luz
Regla
Basse de St Claire
Basses de Galindo
Caye de Cruz
Magasin à Poudre de la Marine
Magasin à Poudre
Magasin à Poudre
ANSE DE GUANABACOA
Golf d'Atares
R. Luyano
Lieu ou l'on trouve l'eau douce
1 Mille Marin
Guanabacoa
PLAN
DES HAFENS UND DER STADT
Havannah
AUF CUBA.



im schlimmsten Falle, einen Zufluchtsort, wenn sie genöthigt werden, sich einzuschiffen. Cuba ist also als Waffenplatz sehr wichtig für Spanien. Aber auch als Colonie, denn die grofse Insel Cuba bietet eine Menge Colonial-Erzeugnisse dar, und alle Erzeugnisse der Tropenländer gelangen hier zur gröfsten Vollkommenheit. Cuba hat eine ausgedehnte Oberfläche, denn sie ist um die Hälfte gröfser als Haiti, und so grofs als England ohne Wallis. Ihre Fruchtbarkeit ist aber grofs und bewundernswerth, und ihre Bevölkerung besteht zu drei Fünftheilen aus freien Menschen. Über alle diese Vortheile geht aber ihre geographische Lage und die Lage der Stadt Havannah. Der Golf vom Mexiko bildet ein Mittelmeer von 250 Meilen Durchmesser, dessen Küsten den Bundesstaaten von Mexiko und Nord-Amerika angehören. Die Insel Cuba bildet gleichsam die Pforte zu diesem so wichtigen Meerbusen; durch die offen bleibenden Seiten dringt der Golfstrom ein und wieder heraus. Am nördlichen Ausgange, da, wo mehrere Strafsen des Welthandels kreuzen, liegt der schöne Hafen von Havannah, der sowohl von der Natur als Kunst befestigt ist *). So wie die Flotten, die aus Cadix auslaufen, die Strafse in das Mittelmeer beherrschen, so können auch die aus Acajou- und Cedrela-Holz erbauten Flotten der Insel Cuba die gegenüberliegenden Küsten schlagfertig bedrohen.

---

*) Siehe den beigefügten Grundrifs.

Auch die längliche, etwas schmale Gestalt gibt der Insel Cuba eine solche Verlängerung, daſs sie sich zugleich der Insel Haiti und Jamaika nähert, wie auch der Küste Florida's und der mexikanischen Provinz Yucatan. Diese Verbindung, wo so viele Staaten so nahe an einander stehen, daſs eine zehn- bis zwölftägige Schiffahrt sie mit einander verbindet, verdient auch darum Rücksicht, weil gerade diese Staaten, die so schnell mit einander in Gemeinschaft treten können, die gröſste schwarze Bevölkerung enthalten.

Florida fängt an, seit es den vereinigten Staaten angehört, aufzublühen, und sein fruchtbarer Boden verspricht eines der schönsten Länder der Erde zu werden. Weiterhin blüht Neu-Orleans zum Hauptstapelplatz der Erde auf, und an sie reihen sich die mexikanischen Häfen Tampico, Veracruz und Alvarado bis zum Cap Catoche. Zwischen der Havannah und dem Hafen von Campeche ist der Handel überaus lebendig. Früher hat die Verwaltung dieser Insel viel gekostet, weil hier der stärkste Punkt der spanischen Seemacht ist; diese Colonie hat jedoch unter allen spanischen Besitzungen in fremden Welttheilen den gröſsten Wohlstand erlangt, so daſs sie aus dem Schatze Spaniens keines Zuflusses mehr bedarf. Die Einwohner sind klug, die Verwaltung ist gemäſsigt, und dieses zusammen hat eine solche Lebendigkeit im Handel hervorgebracht, daſs der Ertrag der Zölle sich so ungeheuer vermehrt hat,

dafs diese reiche Colonie sogar das Mutterland im Kampfe mit andern Colonien unterstützen konnte.

Unter die schönsten Ansichten der Erde, wie sie nur Neapel und Constantinopel aufzuzeigen haben, gehört auch die von Havannah. Es ist zwar hier der üppige Pflanzenwuchs keineswegs vorhanden, der die Flufs-Ufer des Guayaquil schmückt. Eben so wenig zeigt sich hier die wilde Gröfse, welche die Einfahrt in den Meerbusen von Rio Janeiro auszeichnet. Die Schönheit Havannah's besteht in dem Reize, den eine wohlangebaute Gegend, geschmückt mit den majestätischen Pflanzenformen der Tropenländer, unter einem schönen Himmel entwickelt. Hingerissen von diesem erfreulichen Anblicke vergifst der Europäer die ihm hier drohende Gefahr; er sucht sich die Bestandtheile der ausgedehnten Landschaft zu entwirren, und sein betrachtendes Auge ruht auf jenen festen Schlössern, die sich auf der Ostseite des Hafens über den Felsenwänden darstellen. Sein Blick ergötzt sich an dem von Dörfern und Meierhöfen umzingelten Wasserbecken, an den zu aufserordentlicher Höhe aufsteigenden Palmbäumen und an den durch einen Wald von Masten zur Hälfte verdeckten Stadt. Die Einfahrt in den Hafen geschieht zwischen der Festung Morro und dem Schlosse San Salvador. Die Öffnung der Einfahrt ist auf eine Länge von $^{3}/_{5}$ Meilen nicht breiter als 170 bis 200 Toisen. Ist man durch den schmalen Eingang hindurch, und hat man das schöne Schlofs

San Carlos de la Cabanna nebst der Casa blanca hinter sich, so gelangt man in ein kreuzförmiges Becken, dessen grofse Axe von S. S. W. nach N. N. O. 2½ Meilen Länge hat. Dieses Wasserbecken steht wieder mit drei Buchten in Verbindung, nämlich mit der von la Regla, von Guanavacoa und von Atares, wovon die letzte einige Süfswasserquellen enthält. Die mit Mauern umgebene Stadt Havannah bildet ein Vorgebirge, das südwärts vom Arsenal (Magazin für Schiffsgeräth) und nordwärts vom Schlosse de la Punta begrenzt wird. Jenseits der Überreste einiger versenkter Schiffe auf der Untiefe von la Luz trifft man nur noch fünf bis sechs Klafter Wasser an. Westwärts wird die Stadt von den Schlössern Santa Domingo de Atarés und San Carlos del Principe vertheidigt; diese liegen von der innern Mauer landeinwärts, das eine 669, das andere 1240 Toisen entfernt. Zwischen der Stadt und den Schlössern liegen die Vorstädte (Arrebales oder barrias extra muros) von Horcon, von Jesus María, von Guadalupe und Sennora la Salud. Durch die Vorstädte wird das Marsfeld immer enger zusammengedrängt. Nicht sowohl durch Schönheit, als durch Festigkeit und Gröfse sind ausgezeichnet die Gebäude: die Kathedralkirche, das Gouvernementshaus, die Wohnung des Marine-Commandanten, das Arsenal, der Correo oder das Posthaus, die Tabak-Faktorei. Die Strafsen sind eng, und die meisten derselben ungepflastert. Weil die Steine von

Veracruz hergebracht werden müssen, so war man auf den Einfall gerathen, sich statt der Steine zum Strafsenpflaster grofser Bäume zu bedienen. Die Reisenden waren daher nicht wenig erstaunt, die schönen Cahoba-Stämme in den Koth von Havannah versenkt zu sehen. Zur Zeit des Herrn von *Humboldt* hatten wenige Städte Spanien's ein so häfsliches Aussehen, als die reiche Havannah. Man wanderte im Kothe bis an die Kniee; die Menge der Caleschen oder Volanten, die das eigenthümliche Fuhrwerk der Havannah bilden, die mit Zuckerkisten beladenen Karren, die Stöfse der zahllosen Träger machen das Fufsgehen eben so beschwerlich als das Fahren. Die Häuser und engen Gassen wurden durch das gedörrte Fleisch oder Tassaio, welches einen widrigen Geruch von sich gab, verpestet. Es ist hauptsächlich die Nahrung der armen Schwarzen. Jedoch soll die Polizei in neuerer Zeit diesen Übeln in etwas abgeholfen haben.

Havannah hat ein Theater, welches 1803 durch einen italienischen Künstler sehr schön und geschmackvoll ausgeschmückt wurde. Kunstwerke sind in einem Lande noch selten, wo der Mensch sich erst einheimisch macht, und nur darauf bedacht ist, seinen Wohlstand zu gründen, und sich mit dem Nothdürftigsten zu versorgen. Desgleichen hat auch Havannah zwei sehr schöne Promenaden, deren eine zwischen der Almada, zwischen dem Hospitale Paula und dem Theater gelegen ist; die andere liegt

zwischen dem Castello de la Punta und der Puerta de la Muralla, und führt den Namen: Spaziergang aufser den Mauern. Sie gewährt die angenehmste Kühlung, und wird nach Sonnenuntergang von den Spazierfahrern viel besucht. Ihre erste Anlage rührt von dem Marquis *de la Torre* her. Sie besteht aus prächtigen Palmen. In der Nähe des Marsfeldes befindet sich der Pflanzengarten, welcher äufserst wichtig ist. Darneben ist der Platz des Fluches, wo die unglücklichen Sclaven ausgeboten werden.

Auf der Promenade aufser den Mauern ist in der neuesten Zeit die Bildsäule *Carls* III. aufgestellt worden. Der Platz war früher zu einem Denkmale des *Christoph Columbus* bestimmt. Seine Asche ruht nämlich hier, indem sie nach der Abtretung des spanischen Antheils von St. Domingo hieher gebracht worden war. In demselben Jahre wurde auch die Asche des *Ferdinand Cortez* aus einer Kirche in die andere versetzt, und so geschah es, dafs gleichzeitig am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts die zwei gröfsten Männer, welche die Eroberung Amerika's auszeichnet, ein neues Begräbnifs erhielten.

Die prachtvolle Königspalme (Palma real) ertheilt der Umgebung von Havannah einen besondern Reiz. Ihr schlanker, in der Mitte etwas aufgetriebener Schaft erreicht die Höhe von 70 bis 80 Fufs. Sein Obertheil ist glänzend, von zartem Grün, und bildet mit dem übrigen weifslichen und zerrissenen

Schafte einen Gegensatz, so dafs der Obertheil mit dem Untertheile zwei auf einander gesetzten Säulen gleichen. Die gefiederten Blätter stehen senkrecht empor, und sind gegen die Spitze etwas eingebogen. Hier, wie überall, wo die Menschenmenge sich zusammendrängt, leidet der Pflanzenwuchs, und man siehet in der Umgegend der Stadt die Palmen jährlich schwinden, die Sümpfe werden ausgerottet und angebaut, und wie der Anbau des Bodens vorwärts schreitet, zeigt der Boden kaum noch Spuren seines vormaligen wilden Überflusses an Pflanzenreichthum. Man sieht die Zwischenräume von einer Bucht bis zur andern mit Häusern sich bedecken, die zum Theil angenehm und zierlich gebaut sind. Die Häuser werden meistens in den vereinigten Staaten verfertigt. Man zeichnet einen Plan dazu, und bestellt sie, wie man bei uns ein Hausgeräth bestellt. Es sind nämlich aus Holz gezimmerte Landhäuser. Wenn in Havannah das gelbe Fieber herrscht, so bezieht man diese Landhäuser am La Regla und Guanavacoa, wo die Luft reiner ist. Bei der Kühle der Nacht streichen die Böte durch das Wasser hin, und lassen bei der Phosphorescenz des Meeres lange, lichte Streifen hinter sich, was einen schönen Anblick gewährt, und eine reizende Zufluchtsstätte der Einwohner ist, die das Getümmel der Stadt fliehen. Um die Fortschritte der Cultur noch genauer zu würdigen, müssen die Reisenden die kleinen Charcas besuchen, voll Mais

und Maniocpflanzen, so wie in den Feldern von la Cruz de Piedra die nach der Schnur gepflanzten Ananas und den bischöflichen Garten, welcher in der neuesten Zeit ein besonders angenehmer Ort geworden ist.

Die eigentliche mit Mauern umgebene Stadt Havannah ist nicht über 900 Toisen lang und 500 breit, und auf diesem engen Raume wohnen 44,000 Menschen, unter denen 26,000 Neger und Mulatten sind. Die Bevölkerung der Vorstädte ist um nichts geringer, besonders in der von Jesus Maria und la Salud, die jedoch, ihrer engen Gassen wegen, diesen schönen Namen gar nicht verdient, obgleich die Lufttemperatur etwas milder, als in der Stadt selbst ist. Die Ingenieure beweisen der Regierung beständig, dafs die Vorstädte zu nahe bei den Festungswerken liegen, und der Feind sich da einquartiren könne, ohne von dem Geschütze der Festung erreicht zu werden. Allein wer hätte den Muth, eine Bevölkerung von 28,000 Menschen zu vertreiben? Havannah ist übrigens sehr fest, und nicht leicht würde es einem Feinde gelingen, sich der Stadt zu bemächtigen, die von der Natur und Kunst so sehr befestigt ist. Der bedenklichste Feind der Havannah ist in der Stadt selbst. Es sind dieses die Neger und Mulatten. Folgende Tabelle wird die Bevölkerung Havannah's ausweisen.

I. Nach Farben, Alter und Geschlecht.

Farben.	Männer			Gesammtheit der Männer.	Frauen			Gesammtheit der Frauen.
	unter 15 Jahr.	von 15 bis 60.	von 60 bis 100.		unter 15 Jahr.	von 15 bis 60.	von 60 bis 100.	
Weifse	8,888	9,914	1,844	20,646	8,624	11,100	1,819	21,543
Freie Pardos . .	1,175	2,479	380	4,626	1,410	3,542	365	5,117
Freie Schwarze .	2,032	4,744	599	7,375	1,948	6,471	810	9,229
Sclaven Pardos .	469	469	271	1,209	405	421	262	1,088
Schwarze Sclaven	3,226	10,260	452	13,938	2,870	9,134	489	12,493
Zusammen . . .	16,390	27,906	3,538	47,834	15,255	29,468	3,747	48,470
Summa 96,304								

II. Die Bevölkerung Havannah's nach ihren Vorstädten.

Name der Vorstädte.	Weifse.	Freie Pardos.	Freie Schwarze.	Sclaven Pardos.	Sclaven Schwarze.	Zusammen.
Havannah	18,361	4,414	5,880	1,073	13,437	43,175
La Salud	11,690	2,477	6,732	605	6,915	28,419
Jesus Maria	3,363	1,887	2,953	400	3,022	11,625
Horcon	1,046	324	202	125	695	2,290
Curro	1,083	130	102	0	685	2,000
San Lazaro	1,385	215	181	94	713	2,588
Jesus del Monte	2,719	126	446	0	698	3,989
Regla	1,576	170	104	0	368	2,218
Zusammen	41,227	9,743	16,600	2,297	26,431	96,304
		26,343		28,728		

Hieraus ergeben sich 41,227 Weiſse auf 55,071 Farbige und Schwarze, welche allerdings als diejenige Classe, die am meisten zu klagen Ursache hat, den Festungswerken am gefährlichsten werden könnte. Pardos heiſsen alle, die weder weiſs noch schwarz sind. In dieser Zählung sind die Soldaten, Mönche und Ausländer nicht mit begriffen. Die Garnison beträgt gewöhnlich 6,000 Mann; die Zahl der Ausländer beläuft sich auf 20,000, so daſs man die Gesammtbevölkerung auf 130,000 Seelen berechnen kann.

Da die Stadt Havannah eben nicht das gesundeste Klima hat, auch viele nicht eingewohnte Fremde sich hier befinden, so ist wohl natürlich, daſs die Zahl der Gestorbenen jährlich sehr bedeutend ist, und dieses um so mehr, als hier das gelbe Fieber herrscht; dennoch ist die Sterblichkeit nicht grösser, als in andern groſsen Städten, und bei weitem nicht so groſs, als man glaubt. Nicht für die Eingebornen, wohl aber für die aus Europa kommenden Fremden ist das Klima gefährlich, und das um so mehr, je kühler und gemäſsigter der Himmelsstrich ist, aus dem man kommt. Dieses wird auch dann noch der Fall seyn, wenn eine gute Polizei hinsichtlich der Reinigung der Stadt nichts mehr zu wünschen übrig lassen wird.

Der Markt der Stadt wird sehr reichlich versehen mit allen Bedürfnissen des Lebens. Alltäglich werden 2,000 Lastthiere mit Mais, Manioc, Hülsenfrüchten, Branntwein, Fleisch, Milch, Eiern,

Käse und Rauchtabak beladen nach der Stadt gebracht. Ihre Ladungen wurden 1819 das Jahr hindurch zu dem Gesammtbetrage von 4,480,000 Piastern berechnet. Havannah ist eine der fünf Städte Amerika's, deren Bevölkerung 100,000 Menschen übersteigt, und gehört daher zu den gröfsten der neuen Welt. Mexiko zählt 170,000, Neu-York 140,000, Rio Janeiro 135,000, darunter 105,000 Schwarze; Philadelphia, Havannah und Bahia, jede 120 bis 130,000.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung der Beschreibung der Insel Cuba. — Gröfse. — Beschaffenheit. — Bevölkerung. — Sclaven.

Der Monat Januar und Hornung wurde von unsern Reisenden dazu verwendet, um in der Umgegend von Havannah Bemerkungen über das Land zu sammeln. Die Gestalt wie die Gröfse der Insel Cuba ist lange Zeit unbekannt geblieben. Nach sorgfältigen Untersuchungen gibt Herr von *Humboldt* die Grundfläche dieser Insel auf 3,520 See-Geviertmeilen ohne die Insel Pinos, und mit derselben auf 3,615 an. Sie ist daher um ein Siebentheil kleiner, als man bisher geglaubt hatte, und um 0,24 gröfser, als St. Domingo. Ihre gröfste Länge beträgt 227 Meilen. Ihre gröfste Breite, von der Spitze Maternille zur Ausmündung des Magdalena nahe beim Pik Tarquino beträgt 37 Meilen, zwischen Havannah aber und dem Prinzenhafen nur

15 Meilen. In dem bestcultivirten Theile aber, zwischen Havannah und dem Batabano, hat sie nur 8¹/₃ Seemeilen. Diese Landenge zwischen zwei Hafen ist für die Vertheidigung der Havannah äufserst wichtig. Unter allen grofsen Inseln der Erde ist keine der Insel Cuba in Bezug auf Gestalt und Gröfse ähnlicher, als die Insel Java, deren Area 4,170 Quadratmeilen beträgt. Die Insel Cuba enthält daher beinahe die Hälfte des Areal oder der Gesammtfläche des ganzen Antillen-Archipels, welche 7,787 Quadratmeilen, 20 auf einen Grad, beträgt. Die Insel Cuba hat auf vier Fünftheile ihrer Oberfläche nur tiefe Niederungen; am südöstlichen Endtheile hebt sich das Land zu einer Berggruppe, deren höchster Punkt sich nordwestlich der Stadt Santiago der Insel Cuba unter dem Namen Motanna del Cobre bis auf 1,200 Toisen absolute Höhe erhebt. Zur nämlichen Berggruppe gehört die Sierra de Tarquino mit den Kupferbergen. Eben so wird die Insel von O. S. O. nach W. N. W. von einer Hügelkette durchzogen, die ihre Richtung nach der Nordküste nimmt. Auf dem Wege nach der Stadt Trinidad hat Herr von *Humboldt* Nadeln gesehen, die sich in isolirten Spitzen auf mehr als 300 Toisen erheben. Dieses Kalkgebirg stellt sich sehr imposant dar, wenn man beim Cayo de Piedras vor Anker liegt. Im Innern der Insel ist das Erdreich sanft wellenförmig, wie in England, und erhebt sich nirgend über 40 bis 60 Toisen. In den hohen Gebirgen Montanno's del Cobre will man Gneifs und Glimmerschiefer erkannt ha-

ben, und aus diesem Urgebirge sind wahrscheinlich die goldhaltigen Anschwemmungen hergekommen, die in den ersten Zeiten der Eroberung, zum Unglücke der Eingebornen, so reiche Ausbeute geliefert haben. Heut zu Tage ist der Reichthum des goldhaltigen Sandes erschöpft, und wenn der Golddurst die Bewohner Cuba's zum Wühlen nach Schätzen verleiten sollte, so würden sie unstreitig sicherer in den Gängen des Urgebirges selbst, als in von den Vorfahren verlassenen Goldwäschen ihren Zweck erreichen.

Der mittlere und westliche Theil der Insel enthält zwei Formationen von dichtem Kalksteine und Gyps, welche dieselben Erscheinungen, wie alle ähnlichen Formationen in Europa darbieten. Auf der Insel Cuba sind noch keine vulkanische Produkte neuerer Formation gefunden worden, und es scheint überhaupt zu den glücklichen Vorzügen der Insel Cuba zu gehören, von den Erdstöfsen nicht so sehr heimgesucht und zerstört zu werden, wie Haiti und Portorico. Die Erdstöfse werden meistens nur in den östlichen Theilen verspürt, und sind nicht so zerstörend. Vielleicht ist es der Fall, dafs gegen diese Region hin sich seitwärts die Wirkung einer Spalte ausdehnt, von der man glaubt, sie durchziehe die Granitfelsenzunge, zwischen Port au Prince und Cap Tiburon, über welcher auch im Jahre 1770 ganze Berge eingestürzt sind.

Der westliche Theil der Insel hat Mangel an Flüssen, welches man der Zerstörung der Kalkberge

und dem Mangel an Waldung zuschreibt. Haiti und Jamaika sind in dieser Hinsicht von der Natur sehr begünstigt, indem sie vulkanische, mit Waldung bedeckte Spitzberge haben, welche die Feuchtigkeit an sich ziehen, erhalten, und den Quellen Nahrung verschaffen.

Die fruchtbarsten Landschaften der Insel Cuba sind die Bezirke von Matanzas, Mariel, Trinidad und Xagua. Das Thal von Guinos wird künstlich bewässert, und diesem Umstande verdankt es seine ausnehmende Fruchtbarkeit. Des Mangels an grossen Flüssen, und der ungleichen Fruchtbarkeit des Bodens ungeachtet, gewährt die Insel Cuba durch ihre wellenförmige Oberfläche, ihr stets sich erneuendes frisches Grün, und die Vertheilung ihrer Pflanzenformen bei jedem Schritte, den man, so zu sagen, thun kann, die mannigfaltigste und lieblichste Landschaft. Zwei Bäume mit grofsen, lederzähen, glänzenden Blättern, der Mummea und das Calophyllum-Calaba, verschönern die Fluren. Fünf Arten von Palmen: die Königspalme (Oreodoxa regia), die gemeine Cocospalme, die gekrauste Cocospalme (Cocos crispa), die Corypha miraguama und maritima nebst klein an einander blühenden Sträuchen dienen den Hügeln und Savanen zum Schmucke. Die feuchten Stellen des Bodens werden durch die Cecropia peltata bezeichnet. Man möchte glauben, die ganze Insel sey ursprünglich ein Wald von Palmen-, Citronen- und wilden Orangen-Bäumen gewesen. Die wilden Orangen mit ganz kleinen Früchten waren

vermuthlich vorhanden, ehe noch die Europäer landeten, welche die Orange der Gärten dahin brachten. Sie werden selten höher als 10 bis 15 Fuſs. Meistens kommt der Citronen- und Orangenbaum jedem unvermischt vor. Wenn die Colonisten den Boden durch Feuer urbar machen, so unterscheiden sie die Eigenschaften des Bodens, je nachdem derselbe mit der einen oder der andern Art der gesellschaftlichen Pflanzen bewachsen war, und ziehen den Boden, auf welchem der edle Orangenbaum wächst, demjenigen vor, der kleine Citronen trug. Diese letztern hält man in Amerika für einheimisch, und behauptet mit Recht, daſs die aus Asien herübergebrachten auch in der Verwilderung nicht ausarten. Da jedoch hier zu Lande die Zuckersiedereien noch nicht genug vervollkommnet sind, und man keinen andern Brennstoff dazu hat, als das ausgequetschte Rohr (bagasse), so ist die Zerstörung des Holzes selbst eine wahre Landplage. Es gibt wohl mehrere kleine Küstenflüsse, die zur Bewässerung des Landes dienen können, aber alle sind nur ein paar Meilen oberhalb ihrer Mündung schiffbar. Viele dieser Flüsse verlieren sich in Sümpfe oder stürzen sich in Felsenschlünde. Das Verschwinden der Gewässer ist so häufig, daſs in Folge des dadurch verursachten Druckes das süſse Wasser mitten aus dem Salzwasser in beträchtlicher Entfernung von der Küste hervorquillt.

Der Bezirk von Havannah gehört nicht zu den fruchtbarsten der Insel, darum sind auch die

Zuckerpflanzungen, welche früher in der Nähe der Hauptstadt gefunden wurden, durch Meierhöfe mit Viehstand, durch Maisfelder und Futterwiesen verdrängt worden, welche wegen der Nähe der Hauptstadt gröfsere Vortheile gewähren. Auf der Insel Cuba unterscheiden die Pflanzer zweierlei Erdreich; das eine, schwarze, enthält mehr vegetabilische Stoffe; das andere, rothe, enthält Eisenoxyd. Beide Arten wechseln mit einander ab, wie die Felder im Damenbrete. Man hält die schwarze Erde, weil sie die Feuchtigkeit besser an sich hält, für den Zuckerbau, die rothe der Caffeestaude zuträglicher. Dennoch findet man auch auf dem rothen Erdreiche Zuckerrohrpflanzungen.

Das Klima der Insel Cuba ist dasjenige, welches der gemäfsigten Zone näher liegt, und schon jene bedeutendern Unterschiede zwischen Wärme und Kälte darbietet, die die gemäfsigte Zone bezeichnen. Calcutta, Canton, Macao, Havannah und Rio Janeiro sind Orte, denen ihre Lage, ihre gleiche Höhe mit der Meeresfläche und die Nähe der Wendekreise eine ziemlich gleiche Temperatur geben, und für das Studium der Meteorologie sehr geeignet sind. Man hat sich gewöhnt, die Klimate zwischen den Wendekreisen sich überall gleichförmig zu denken. Dieses ist aber nicht der Fall, und jeder Grad Entfernung bringt auch andere Verhältnisse in die Erscheinungen der Temperatur.

Herr von *Humboldt* hat für die Meteorologie des Antillen-Archipels sehr viele und wichtige That-

sachen gesammelt, von denen wir unsern jungen Lesern so viel mittheilen wollen, als wir glauben, dafs hinreichend sey, um ihnen einen Begriff von dem Klima der Insel Cuba beizubringen. Die mittlere Temperatur der Havannah beträgt im Jahres-Durchschnitte 25°, 7 des hunderttheiligen Thermometers, also nur um 2° weniger, als in Cumana, welches doch dem Aequator um 12°, 42′ Br. näher liegt. Allein der Unterschied zwischen den kältesten und wärmsten Tagen ist auf Cuba viel gröfser. Die wärmsten Monate zeigen, wie unter dem Aequator, eine mittlere Temperatur von 28°, 8, sogar 29°, 5; die kältesten Monate, im December und Januar, geben eine mittlere Temperatur von 17°, in der Havannah 21°, d. h. einen um 5° bis 8° gröfsern Unterschied, als unterm Aequator. Man sah sogar den Thermometer auf 4°, 5 herabsinken, und bei dieser Temperatur, was noch merkwürdiger ist, eine mehrere Linien dicke Eiskruste frieren, ohne dafs der Thermometer auf 0° gesunken wäre. Dieses geschieht, wenn im Winter ein lange anhaltender Wind die kalten Luftschichten aus Canada herabführt durch das Becken des Missisippi. Herr *Wells* und *Wilson* nahmen das Entstehen der Eiskruste wahr, während der Thermometer noch auf 5° und selbst 9° über 0° stand.

Diese Bildung des Eises, in einer mit der Meeresfläche gleichen Ebene in der heifsen Zone mufs um so mehr auffallen, als in Caracas bei 10°, 31′ Breite und 477 Toisen Erhöhung über der Meeresfläche, der Ther-

mometer nie unter 11° sinkt, und man unterm Aequator 1400 Toisen hoch steigen mufs, um Eis sich bilden zu sehen. Ja man trifft in Quito in einem engen Thale von 1490 Toisen Erhöhung noch kein Eis an, und in den umliegenden Antillen sah man den Thermometer nie unter 18°, 5 sinken. Der Temperaturwechsel erfolgt auf der Insel Cuba schnell. Der Frost schadet jedoch niemals den Pflanzungen. Auch sind die zerstörenden Orkane nicht so häufig, als auf Jamaika und Haiti.

Cuba besitzt zwei Bischöfe, wovon der eine Bischof von Havannah ist, dessen Bisthum 40 Kirchsprengel begreift; der andere ist der von Santiago de Cuba mit 22 Kirchspielen.

Die Insel Cuba öffnet durch den überall anbaufähigen Boden der Industrie und Gewerbsamkeit ein weites Feld. Sie scheint zur Königin unter den Antillen bestimmt zu seyn. Ihre 3600 Geviertmeilen können einst 6 Millionen Menschen Nahrung und Wohlstand verleihen. Auch befindet sich die Bevölkerung in starker Zunahme. 1775 zählte man 170,862 Einwohner auf der ganzen Insel, 1791: 272,140; im Jahre 1817: 630,980. Nach der letzten Zählung fanden sich: 290,021 Weifse, 175,691 freie farbige Menschen und 225,268 Sclaven. Wir sehen, dafs Cuba das Glück hat, dafs daselbst die weifse Bevölkerung der schwarzen das Gleichgewicht hält, und die freie Bevölkerung die der Sclaven übertrifft. In den brittischen und französischen Antillen wird die freie Bevölkerung von der der Sclaven drei- und selbst sechs-

fach übertroffen, und es steht für alle das Schicksal Haiti's zu fürchten. Cuba allein hat das Wenigste zu fürchten, um so mehr, als man da eine mildere Behandlung der Sclaven wahrnimmt, und ihre Freilassung sehr begünstigt wird. Die freien Neger erlangen Eigenthum und Wohlstand, und geniefsen alle Vortheile der Gesetze, wodurch ihr Interesse mit dem der Weifsen erhalten wird. Zudem sind die Sclaven begünstigt, und ihrem Fleifse und ihrer Sparsamkeit ist es anheimgegeben, sich ihre Freiheit durch Loskaufung zu verschaffen, die der Herr nicht verhindern darf. So wird die Geduld der schwarzen Bevölkerung nie auf die äufserste Probe gestellt.

Anders verhält es sich auf den übrigen Antillen, und menschenfreundliche Gesinnungen, wie sie sich in England und Frankreich über die Afrikaner aussprechen, scheinen keineswegs die französischen und englischen Pflanzer zu leiten. Man glaubt der Gefahr durch Mifshandlung der Sclaven zu entgehen. Auf Cuba ist es anders. In keinem Lande, wo Sclaverei angetroffen wird, sind die Freilassungen so häufig, als auf der Insel Cuba. Die Gesetzgebung erleichtert sie, und die einmal freien Neger werden nimmer Sclaven. Jeder Sclave hat das Recht seinen Herrn zu wechseln oder durch Rückgabe des Kaufpreises sich frei zu machen. Das religiöse Gefühl flöfst vielen Herren den Gedanken ein, in ihrem Testamente eine Anzahl Sclaven frei zu machen. Auch kann sich der Sclave leicht etwas verdienen,

wenn er dem Herrn täglich eine bestimmte Summe bezahlt, und dann für eigne Rechnung arbeitet. Alle diese Umstände begünstigen den Übergang der Sclaven in die Classe der freien Farbigen. Herr von *Humboldt* sagt: die Lage der freien Farbigen ist glücklicher in der Havannah, als unter solchen Nationen, die sich seit Jahrhunderten einer weit vorgerücktern Civilisirung rühmen. Es sind dort jene barbarischen Gesetze unbekannt, die noch heut zu Tage angerufen werden, und denen zu Folge die Freigelassenen unfähig sind, von Weifsen Schenkungen anzunehmen, hingegen aber ihrer Freiheit beraubt, zum Vortheile des Fiscus verkauft werden können, wenn sie überwiesen sind, Marronsnegern Zuflucht gestattet zu haben. Übrigens ist das Loos der Sclaven immer schrecklich, besonders wenn man bedenkt, dafs es unter den Pflanzern ernsthaft erörtert wurde, ob es besser sey, die Sclaven zu schonen, um sie länger am Leben zu erhalten, oder ihnen durch möglichste starke Arbeit den gröfsten Nutzen abzugewinnen, und sie schnell aufzureiben? — Grausamkeiten werden genug begangen. Hiezu kommt noch das Klima, welches viele der neuangekommenen Neger aufreibt. Man weifs, dafs nach Cuba allein bis 1820, 413,500 Afrikaner eingeführt wurden. Anstatt, dafs sich nun ihre Zahl auf der Insel hätte sehr vermehren sollen, sind daselbst nur 390,000 farbige Menschen, freie und Sclaven vorhanden. Immer jedoch noch mehr im Verhältnisse, als in den Colonien anderer Nationen.

Fünftes Kapitel.

Geistige Bildung auf der Insel Cuba. — Öffentliche Anstalten. — Produkte.

Was die geistige Bildung anbelangt, so ist dieselbe beinahe ganz auf die weiſse Bevölkerung beschränkt, aber auch hier sehr ungleich vertheilt. Die vornehme Gesellschaft in Havannah gleicht durch feine Sitte ganz der feinen Gesellschaft in Cadix und den übrigen reichen Handelsstädten in Europa. Der groſse Wohlstand macht, daſs sie sogar einen etwas indischen Anstrich erhält. Auſser der Hauptstadt hingegen trifft man bei den Pflanzern und Landgutbesitzern jene Sitteneinfalt an, die sich durch rauhe, aber herzliche Tugenden zu Tage legt. Die Havannesen waren unter den spanischen Colonisten die ersten, welche Italien, Frankreich und Spanien besucht haben. Hier hatte man auch immer die genauesten Nachrichten von den Häfen, und man war von der Politik sehr gut unterrichtet, welches für den Handelsstand eben so wichtig als vortheilhaft ist.

Für literärische Anstalten besitzt Cuba jene grossen und kostbaren Anstalten nicht, welche seit alter Zeit Mexiko auszeichnen; hingegen finden sich in der Havannah Einrichtungen, welche der Patriotismus der Bewohner gründete, und wenn anders die Ruhe nicht gestört wird, auch vervollkommnen wird. Die patriotische Gesellschaft in Havannah ward 1793 gegründet. Sie hat von ihr unabhängige Vereine zu Espiritu-Santo, von Puerta-Principe und von

Trinidad. Im Kloster der Padres Predicadores ist eine seit 1728 gestiftete Universität, diese hat Lehrstühle der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin und der Mathematik, und seit 1818 einen Lehrstuhl der Staatswissenschaft und der ökonomischen Botanik. Ferner hat Havannah ein Museum, eine Schule der beschreibenden Anatomie, eine öffentliche Bibliothek, eine unentgeldliche Schule für die Zeichenkunst und Malerei, eine nautische Schule. Die *Lancaster*'schen Schulen und der Pflanzengarten sind noch junge Anstalten, aber im Fortschreiten begriffen.

Man zählt hier auf der Insel 1100 Geistliche. Der Bischof von Havannah hat 110,000 Piaster, der Erzbischof von Cuba 40,000, ein Chorherr 3000 Piaster Einkünfte. 1825 befanden sich in Havannah über 500 praktische Ärzte, vor denen sich doch weder der Tod noch das gelbe Fieber sehr zu fürchten schien; unter diesen waren 61 medicos, 333 cirujanos latinos y romancistos und 100 farmaceuticos, dann 312 Advokaten! und 94 Escribanos. Die Zahl der Advokaten nahm aufserordentlich zu, was eben kein Beweis für die Verträglichkeit der Havannesen ist. 1814 waren auf der ganzen Insel nur 160 vorhanden.

Was den Anbau anlangt, so war zur Zeit, als die Spanier in Amerika sich ansiedelten, ihre ganze Mühe auf Erzeugung der Pflanzen gerichtet, welche Nahrung gewähren, und in Mexiko, Peru und den gemäfsigten Gegenden von Gundinamarca hat sich

dieser allenthalben erhalten, wo die Weifsen ausgedehnte Ländereien besitzen. Diese Pflanzen: der Pisang, der Mais, der Manioc, die europäischen Cerealien, die Kartoffeln und der Quinoah, als Nahrungspflanzen, sind der Hauptgegenstand des Landbaues in den gemäfsigten Hochebenen des Continental-Amerika geblieben. Der Indigo, die Baumwolle, der Caffeestrauch und das Zuckerrohr erscheinen in diesen Gegenden als untergeordnete Zweige. Seit dritthalbhundert Jahren hat Cuba und die übrigen Antillen keinen Wechsel erlitten. Auch war es Cuba, dessen Ausfuhr bis in's achtzehnte Jahrhundert auf Leder und Häute beschränkt blieb. Der Viehzucht folgte der Tabakbau und die Vermehrung der Bienen, wozu die ersten Bienen aus Florida eingebracht wurden. Bald waren Wachs und Tabak bedeutendere Gegenstände des Handels, als Häute; doch wurde Wachs und Tabak gar bald durch Zucker und Caffee verdrängt. Gegenwärtig sind Wachs, Tabak, Zucker und Caffee die Ausfuhrartikel.

1760 wurden an Zucker ausgeführt: 13,000 Kisten. Diese Ausfuhr steigerte sich von Jahr zu Jahr bis 1824: zu 300,211 Kisten. Man kann daher annehmen, dafs, des Schleichhandels ungeachtet, jetzt jährlich 380,000 Kisten Zucker ausgeführt werden. Den Verbrauch auf Cuba selbst nimmt Herr von *Humboldt* auf 80,000 Kisten an, welches einen Gesammtertrag der jährlichen Zuckerernte von 440,000 Kisten darbietet.

Vielleicht haben meine jungen Leser eine Freude

daran, zu sehen und zu erfahren, wie viel Zucker überhaupt in Amerika erzeugt wird; damit jedoch die Freude auch ein Gegengewicht habe, so will ich überall auch die Zahl der schwarzen Sclaven, die dazu verwendet werden, beisetzen.

Die Antillen führen an Zucker aus: 62,000,000 Zentner, zu denen 1,147,500 Sclaven gebraucht werden. Brasilien 27,000,000 Zentner mit 2,000,000 Sclaven. Guiana 9,000,000 Zentner mit 206,000 Sclaven. Mithin liefert ganz Aequinoctial-Amerika für Europa 98,000,000 Zentner Zucker, zu deren Erzeugung 3,314,000 unglückliche Sclaven verwendet werden. Ein Drittheil dieses Zuckers verbraucht Grofsbrittanien allein. Die Zuckerpflanzung ist gegenwärtig auf dem Erdballe dermafsen verbreitet, dafs eine solche Veränderung des Preises des Zuckers nicht zu fürchten steht, wie zu der Zeit, als der Anbau desselben noch auf einen engen Raum beschränkt war.

Die Insel Cuba hat gegenwärtig eine Ausfuhr von 1/5 alles Zuckers der Antillen und von 1/8 alles des Zuckers, der aus dem Aequinoctial-Amerika nach Europa kommt. Man unterscheidet auf der Insel Cuba drei Sorten von Zucker, nach dem Grade der Reinheit, den er durch das Raffiniren erhält. Der Zucker wird nämlich in sehr grofse Hüte oder umgestürzte Kegel geformt, von diesem enthält der obere Theil den weifsen, der mittlere den gelben und der untere Theil die geringste Sorte, Cucurucho genannt. Aller Zucker auf Cuba wird so raffinirt,

und nur sehr wenig roh ausgeführt. Die Hüte wiegen gewöhnlich eine Arobe, und man rechnet $^5/_9$ weifs, $^3/_9$ gelb und $^1/_9$ Cucurucho in einem Hute. Wird der reine weifse allein verkauft, so geht er gewöhnlich um zwei bis drei Realen theurer ab, als gemischt. Die Preise des Zuckers sind nicht fest, und waren besonders zur Zeit der europäischen Kriege und den Unruhen auf St. Domingo sehr schwankend, und zwar so sehr, dafs sie zwischen 30 und 130 schwankten. Seit 1826 sind sie wieder sehr niedrig. Ein Eigenthümer, der eine mittelmäfsig grofse Zuckerpflanzung besitzt, und auf ihr achthundert Kisten Zucker erzeugt, erhält dafür 19,200 Piaster, zu 2 fl. 4 kr. C. M. Vor zwölf Jahren erhielt er dafür 28,000 Piaster. Damals, zwischen 1811 und 1815, kostete die Kiste 36 Piaster, jetzt aber nur 24. Dieser niedrige Preis kommt uns Europäern wieder zu gut, indem wir wohlfeilern Zucker haben.

Auf der Insel Cuba sind nur wenig Pflanzungen, welche 40,000 Aroben Zucker ertragen. Die Pflanzungen heifsen Yngenio. Eine solche grofse Yngenio hat gewöhnlich eine Ausdehnung von 50 Caballerias oder Morgen Landes von 65,000 Quadratklaftern, was ungefähr $5\frac{1}{2}$ Joch oder Morgen nach unserm Mafse beträgt, so dafs man für eine der gröfsten Pflanzungen auf Cuba ungefähr 250 Joch Landes nach unserm Mafse rechnen kann. Von einem solchen Stück Land, das die Gröfse von einem Zehntheile Quadratmeile hat, ist der eigentlichen Zuckerrohr-

Pflanzung nur die Hälfte gewidmet, die andere Hälfte wird dagegen zum Anbaue der Nahrungspflanzen und der Viehweiden benutzt. Der Preis des Landes ist nach der Beschaffenheit des Bodens verschieden, so wie auch nachdem es Havannah oder einem andern Hafen näher liegt. In der Nähe Havannah's wird eine Caballeria zu zwei oder dreitausend Piaster gewerthet. Um 32,000 Aroben Zucker zu erzeugen, mufs man wenigstens 300 Neger haben. Ein acclimatisirter Neger kostet 450 bis 500 Piaster (1000 fl. C. M.); ein erwachsener, aber noch nicht an das Klima gewohnter Bozaneger kostet nur 370 bis 400 Piaster. An Nahrung, Kleidung und Arznei mag ein Neger jährlich 45 bis 50 Piaster kosten, mit den Zinsen vom Capital mag ein Neger täglich auf 30 bis 34 Kreuzen C. M. oder 9 Groschen sächsisch kommen. Die Nahrung des Sclaven besteht in Tassajo, an der Sonne gedörrtes Fleisch, aus Buenos-Ayres und Caracas. Ist das Tassajo zu theuer, so erhält der Sclave gesalznen Kabeljau oder Stockfisch; als Gemüse empfängt er Kürbis, Munnatos, Pataten und Mais. Eine so grofse Pflanzung, wie wir oben erwähnt haben, braucht aufser den 300 Sclaven noch drei Walzenwerke, die durch Ochsen in Bewegung gesetzt werden, wenn dieses nicht durch Wasserräder geschehen kann; ferner 18 Siedkessel, die nach der alten spanischen Methode sehr viel Holz erheischen. Wo sehr viel Branntwein oder vielmehr Rhum Absatz findet, decken die Melassen (Abfall, aus dem der reine Zucker bereits gezogen

ist), die zu Rhum gebrannt werden, die Kosten der Fabrikation. 32,000 Aroben Zucker liefern einen zu Branntwein tauglichen Abfall von 30,000 Aroben, aus denen 500 Pipen Rhum, zu 25 Piaster, gebrannt werden. Es ergibt sich bei Berechnung der Zuckerbereitung folgendes Resultat.

Der Werth von 32,000 Aroben Zucker (weifs und gelb) zu 24 Piaster, die Kiste zu 16 Aroben geben . . . . 48,000 Piaster,
Werth von 500 Pipen Rhum . . . 12,000 »

60,000 Piaster.

Die Kosten belaufen sich bei einer solchen Pflanzung jährlich auf 30,000 Piaster. Das Kapital, welches in einer Pflanzung steckt, besteht in 50 Caballeros Land, zu dem Mittelpreise von 2,500 Piaster

in	125,000	Piaster
300 Stück Neger, zu 450 Piaster .	135,000	»
Gebäude und Mühlen	80,000	»
Kufen, Cylinder und übriges Geräthe	130,000	»
Summe	470,000	Piaster.

Aus dieser Berechnung ergibt sich für einen Capitalisten, der eine Zuckerpflanzung auf Cuba unternehmen wollte, ein Ertrag für sein Capital von $6^1/_8$ vom Hundert. Nimmt man hinzu, dafs Mifsjahre eintreten, Neger sterben, Gebäude und Maschinen der Ausbesserung bedürfen, und die Auslagen jährlich die nämlichen bleiben, so ergibt sich,

dafs der Vortheil der Zuckerpflanzungen keineswegs so grofs ist, als man glaubt. Der Vortheil, der seit länger angesiedelten Pflanzer besteht darin, dafs sie ihre Einrichtungskosten noch vor 20 bis 30 Jahren machten, und damals ein bedeutendes Capital ersparten. Zu jener Zeit kostete ein Caballeros Land der besten Sorte nur 1,200 bis 1,600 Piaster, jetzt aber das Doppelte. Sie hatten die Zeiten der hohen Zuckerpreise zu ihrem Vortheile. Man sah daher in neuerer Zeit, als die Zuckerpreise so gewaltig wichen, mehrere Zuckerpflanzungen in Reispflanzungen sich verwandeln. Solche Berechnungen sind besonders für unsere jungen Leser von Nutzen, sie können hieraus Unternehmungen berechnen lernen.

Herr von *Humboldt* fand, dafs der ausgeprefste Saft des Zuckerrohrs, je nachdem dasselbe auf besserem oder schlechterem Lande gewachsen ist, 12 bis 16 vom Hundert reinen Zucker liefert, d. h. 100 Pfund Zuckerrohrsaft geben 12 bis 16 Pfund Zucker. Der Saft des Zuckers im Ahorn in Nord-Amerika liefert auf gutem Boden $2^1/_2$ vom Hundert. Eben so viel gibt auch der Saft der Runkelrübe. Hieraus ergibt sich, dafs 100 Pfund Zuckerrohrsaft sechs Mal so viel Zucker geben, als 100 Pfund Ahorn- oder Runkelrübensaft. Aber Runkelrüben wachsen mit weniger Kosten und Mühe, und ohne Sclavenhände, und trotz der Verminderung der Zuckerpreise treiben in Frankreich 15 Runkelrüben-Zuckerfabriken ihr Geschäft mit Vortheil. Der Saft des Zuckerrohrs ist seinen chemischen Bestandtheilen

nach sehr verschieden, je nachdem der Boden, auf dem es gewachsen, verschieden ist; nachdem mehr oder weniger Regen gefallen, die Wärme mehr oder weniger zwischen verschiedenen Jahreszeiten vertheilt war, und die Pflanzen Neigung zur Blüthe zeigten. Die Blüthe macht das Rohr untauglich. Auch hängt von dem zweckmäfsigen Verfahren bei der Fabrikation des Zuckers sehr viel von den chemischen und technischen Kenntnissen ab, welche die Werkführer besitzen, und ein fehlerhaftes Verfahren macht den Ertrag des krystallisirten Zuckers um vieles geringer. Viele europäische Chemiker haben in Hinsicht auf Zuckerbereitung grofse Entdeckungen gemacht, welche jedoch auf den Antillen noch eine geraume Zeit ohne Anwendung bleiben werden.

In Ländereien, die bewässert werden können, oder worin Knollengewächse vor dem Zuckerrohre gepflanzt worden sind, erhält man aus einer Caballerie fruchtbaren Bodens 3 bis 4,000 Aroben. Der gewöhnliche Ertrag jedoch, zu 1,500 Aroben angenommen, nach den jetzigen Preisen berechnet, würde ein solches Grundstück, das mit Zuckerrohr bepflanzt 348 fl. C. M. einträgt, mit Getreide bepflanzt nur 115 fl. eintragen. Allein Zuckerpflanzungen fordern ein grofses Capital, so dafs zu einer Pflanzung von 32,000 Aroben 400,000 Piaster Capital, ohne die Auslagen des ersten Jahres, erfordert werden. In Bengalen trägt der Boden doppelt so viel auf gleicher Ausdehnung, als das beste Land der An-

tillen. Der Tagelohn des freien Indiers ist drei Mal geringer, als der eines Negersclaven auf Cuba, sein Leben fordert kein Capital und sein Tod bringt dem Pflanzer keinen Verlust von 1,000 fl. Darum ist auch der indische Zucker so wohlfeil, und darum ist es auch gewifs, dafs die Arbeit freier Hände sicherer und wohlfeiler ist, als die der Sclaven, abgesehen davon, dafs die freie Hand besser und mehr arbeitet. In Jamaika ist der Ertrag ungefähr derselbe, wie auf der Insel Cuba, und gibt dieselben Preise.

Übrigens ist durch Berechnungen erwiesen, dafs nicht ganz 20 Seegeviertmeilen Landes hinreichen würden, so viel Zucker zu erzeugen, als jetzt Cuba selbst verbraucht und ausführt, nämlich 440,000 Kisten im Werthe von 20,800,000 Gulden. Um ganz Frankreich, nämlich 30,000,000 Menschen, mit Zucker zu versorgen, bedarf man in den Tropenländern 9⅚ Seegeviertmeilen Land mit otaheitischem Zuckerrohre bepflanzt. Bei uns würden 37½ See-Quadratmeilen mit Runkelrüben bepflanzt eben so viel Zucker liefern!

Zur Zeit der Anwesenheit des Herrn von *Humboldt* auf Cuba hatte man aus Frankreich Runkelrüben-Zucker kommen lassen, und man erschrack nicht wenig, als es sich zeigte, dafs es wirklich Zucker war, was man aus Rüben zog, und dafs er dem Rohrzucker ganz vollkommen gleich war. Es hiefs, der Rohrzucker werde in Europa entbehrlich werden. Wie sehr die Franzosen für diese Erfindung von den Colonisten verehrt wurden, läfst sich

denken. Ein Trost blieb noch. Man dachte, die hohen Arbeitspreise in Europa würden es verhindern, dafs die Runkelrüben - Zuckerfabrikation mit der des Rohrzuckers in die Schranken trete. Seitdem ist es aber der französischen Chemie gelungen, die Arbeit so sehr zu erleichtern, dafs trotz den seither geöffneten Colonien der Runkelrüben - Zucker sich neben dem Rohrzucker erhält. Bei alle dem ist jetzt nicht mehr zu fürchten, dafs die Colonisten durch europäische Zuckerfabrikation zu Grunde gehen werden, wenn es auch für jeden, der die fortschreitende Menschheit betrachtet, eine Freude seyn mufs, zu sehen, wie die Industrie dem kalten Norden abtrotzt, was nur die Gegenden der Erde freiwillig geben, denen die Sonne im Scheitel steht.

Bis in das Jahr 1762 hat die Insel Cuba nur wenig Erzeugnisse in den Handel geliefert. Ein unglückliches Ereignifs weckte den schlummernden Geist der Cubaner. 1762 ward Havannah durch die Engländer erobert, und von ihnen am 6. Juli 1764 wieder geräumt, und von diesem Augenblicke an scheint es, als hätten die Engländer die Havannesen mit ihrem Geiste für die Unbill entschädigt. Die Aufführung neuer Festungswerke brachte Geld in Umlauf, und der freigegebene Sclavenhandel bot den Colonisten arbeitsame Hände. Das Glück wollte ihnen auch wohl, indem es ihnen einen tüchtigen Gouverneur in Don *Luis de las Casas* gab. Dieser Name, an dem so viele schöne Erinnerungen kleben,

gab allem Guten mächtigen Antrieb. Patriotische Gesellschaften und die Zerstörung der französischen Colonie auf St. Domingo, von 1791 bis 1803, steigerten die Zuckerpreise, und waren kräftige Ermunterungen für die Pflanzer auf Cuba. Die gröfsten Veränderungen, welche in den Zuckerpflanzungen Statt gefunden haben, fallen in den Zeitraum von 1796 bis 1803. Anfangs wurden an die Stelle der von Ochsen getriebenen Mühlen, solche mit Maulthieren gesetzt, dann wurden Wasserräder eingeführt und endlich der Gebrauch von Dampfmaschinen versucht. Von diesen sind jetzt 25 vorhanden. Zugleich wurde auch der Anbau des Zuckerrohrs von Otaheiti allgemeiner. Neue Siedkessel und Reverberiröfen wurden eingeführt, und man dachte auch sogar an die bessere Verpflegung der Neger. In sehr vielen Pflanzungen trägt man sehr edelmüthige Sorgfalt für die Pflege der Kranken, für Einbringung der Negerinnen und die Erziehung der Negerkinder. Im Jahre 1777 waren 473 Zuckersiedereien vorhanden, 1817 waren deren 780, von denen jede das Vierfache liefert von dem, was sie früher lieferten. Vom Zucker wird an die Regierung nur ein halber Zehent, d. h. der zwanzigste Theil abgeliefert, dennoch beträgt er einen Durchschnittertrag von 2,300,000 Franken.

Das bare Geld ist jedoch in Havannah sehr rar, und das macht, dafs die Capitalien nur zu sehr hohen Zinsen zu haben sind, z. B. nur zu 12 bis 15 vom Hundert. Um den Zinsfufs zu steigern, hat der Sclavenhandel sehr viel dazu beigetragen. Dieser

Handel ist eben so schädlich als einträglich. Die Schurken, welche sich mit diesem Handel beschmutzen, gewinnen oft auf einer einzigen Reise 100 bis 125 vom Hundert. Sie nehmen daher zu diesem Handel Capitalien zu 18 bis 20 p.C. auf.

Auf frisch urbar gemachtem Lande gewährt das gut und sorgfältig gepflanzte Zuckerrohr durch 20 bis 23 Jahre gute Ernten, dann mufs es alle drei Jahre frisch gepflanzt werden. Das Zuckerrohr von Otaheite gewährt den Vortheil, auf demselben Lande um ein Vierttheil mehr Saft und ein dichteres, zum Brennen tauglicheres Rohr, als das creolische zu liefern. Die Raffinirer behaupten, es sey der Saft vom otaheitischen Rohre leichter zu behandeln, und gebe bei geringerem Zusatze von Kalk und Potasche krystallisirten Zucker. Dieses Zuckerrohr erhält nach fünf bis sechs Jahren Anbau ein dünneres Stroh; die Knoten bleiben allezeit weiter von einander entfernt, als bei dem Creolischen. Die anfängliche Besorgnifs, es möchte dieses Rohr in gemeines Zuckerrohr ausarten, ist nicht erfüllt worden. Das Zuckerrohr wird auf der Insel Cuba in der Regenzeit, vom Julius bis October, gepflanzt, und die Ernte findet vom Hornung bis Mai Statt.

In demselben Verhältnisse, als die Insel entholzt war, nahm auch der Brennstoff ab, und man fing an, am Holze Mangel zu leiden. Es wurde Orangenholz verwendet, und jetzt meistens Bagasse oder das ausgeprefste Rohr, welches gedörrt ein sehr gutes Brennmaterial abgibt. Durch neue Reverbe-

riröfen wird viel erspart, und Herr von *Humboldt* hat während seines Aufenthalts auf Cuba verschiedene Versuche gemacht, um den Bedarf des Brennstoffs zu vermindern, und den Sclaven ihr Gesehäft weniger peinlich zu machen. Da er bei Salzsiedereien von Jugend auf sich Erfahrungen gesammelt hatte, so kamen ihm hier seine Kenntnisse trefflich zu statten. Überhaupt, wozu wäre nicht alles, was Kenntnifs heifst, zu gebrauchen? Seine Versuche wurden häufig nachgeahmt, und er hat das Verdienst, die Arbeiten in den Zuckersiedereien auf Cuba erleichtert und sparsamer eingerichtet zu haben.

In Havannah kostet der Zucker ungefähr ein Drittheil des Preises, um welchen er in Europa zu haben ist, und ungefähr ein Vierttheil von dem, zu welchen wir ihn von den Krämern zu unserm Gebrauche abnehmen. Die Fracht bis zu uns beträgt wohl auch ein Viertheil mit der Assekuranz, dann müssen die Zölle berechnet werden, dann das Raffiniren und die Procente derer, durch die der Betrieb geschieht. Es ist merkwürdig zu bedenken und zu überlegen, was es bedarf, bis eine Tasse Caffee unsern Gaumen kitzelt!

Sechstes Kapitel.

Die Verwendung der Sclaven. — Caffee. — Tabak. — Wachs. — Handelsverkehr.

Es ist ein in Europa allgemein verbreiteter und für das Aufhören des Sclavenhandels nachtheiliger Irrthum, dafs man glaubt, in den Antillen, welche Zuckercolonien heifsen, werde der gröfste Theil der Sclaven in den Zuckerpflanzungen verwendet. Der Anbau des Zuckerrohrs ist eines der mächtigsten Hindernisse der Aufhebung des Sclavenhandels. »Ohne Sclaven kein Zucker,« das ist das Mährchen, womit man die europäische Humanität hintergeht. Eine einfache Berechnung zeigt jedoch, dafs die Gesammtzahl der Sclaven auf den Antillen dreifach gröfser ist, als zur Erzeugung des Zuckers nöthig sind. Um die 440,000 Kisten Zucker auf Cuba zu erzeugen, sind 30,000 Sclaven vollkommen hinreichend. Es lastet daher der Druck der Sclaverei auf einer weit gröfsern Anzahl von Individuen, als der Landbau dieser Länder heischt, wofern man auch annehmen wollte, was jedoch nicht wahr ist, dafs Zucker, Caffee, Indigo und Baumwolle nur durch Sclavenhände erzeugt werden könnten. Auf der Insel Cuba rechnet man zur Erzeugung von 1,000 Kisten 150 Neger, diesemnach würden 440,000 Kisten 66,000 Sclaven erheischen. Rechnet man zu dieser Zahl noch 30,000 andere zur Erzeugung des Caffees und Tabaks, so ergibt sich, dafs von den 260,000 Sclaven 100,000 vollkommen hinreichen würden, für

die drei Zweige der Colonial-Industrie, worauf der Wohlstand der Insel beruht. Der Tabak wird jedoch meist durch weiſse freie Menschen gepflanzt. Ein Drittheil der Sclaven lebt in Städten, denen aller Landbau fremd bleibt. Der Sclavenhandel ist nicht blos barbarisch, er ist auch unverständig, weil er seinen Zweck verfehlt. Die den Sclavenhandel durch die Erzeugung der Colonial-Produkte beschönigen, bedenken nicht, daſs von den 1,148,000 Sclaven, welche die Antillen enthalten, sich nur die Hälfte mit dem Ackerbaue beschäftigen, und die andern blos dem Stolze des Nabobs in den Pflanzungen dienen. Und gesetzt, sie baueten alle die Colonial-Produkte, wo steht denn geschrieben, daſs der liebe Gott die armen Afrikaner nur darum geschaffen habe, damit wir in Europa Caffee trinken und Zuckerbrot in den Wein tauchen können? Es ist Gotteslästerung zu sagen, der Sclavenhandel sey ein unvermeidliches Übel! Liest man nun noch dazu die Behandlung der Sclaven, die übermäſsigen Arbeiten, die schlechte Kost, die grausamen Strafen, unter denen Herr *Bolingbroke* als die gelindern anführt: das Zwingen siedend heiſse und stark gepfefferte Suppe zu essen, oder eine Auflösung von Glaubersalz in einem ganz heiſsen Löffel essen zu lassen; wenn man, sage ich, alles dieses zusammen bedenkt, so wird jedem fühlenden Herzen, selbst der süſseste Zucker zur Galle.

Auſser dem Zucker ist eines der wichtigsten Produkte Cuba's für den Handel der Caffee. Er wird

auf der Insel seit 1797 vorzüglich cultivirt. Im Jahre 1817 zählte man in der Provinz Havannah 779 Cafetales (Caffeepflanzungen). Da der Caffeestrauch erst im vierten Jahre gute Ernten liefert, so betrug die Ausfuhr im Jahre 1804 nicht mehr als 50,000 Aroben, hingegen 1823 betrug sie schon 895,924 Aroben. Jedoch sind die Jahre sich ungleich, aber zwischen 1809 und 1824 war die geringste Jahres-Ausfuhr 320,000 Aroben, die gröfste 918,263. Im Jahre 1815 war der Preis des Caffees 15 Piaster der Zentner, und die Ausfuhr überstieg in eben diesem Jahre 3,443,000 Piaster. Die Caffeeausfuhr Cuba's übersteigt diejenige von Java, so wie auch die von Jamaika, die 1823 nur 169,734 Zentner betrug. Die Gesammtausfuhr des Caffees vom Archipel der Antillen scheint gegenwärtig auf 800,000 Zentner anzusteigen. Ungefähr das Fünffache des jährlichen Bedarfs in Frankreich, wo Paris allein 5,117,190 Pfund verbraucht, ganz Frankreich aber 167,803 Zentner. England verbraucht ungefähr halb so viel Caffee, als Frankreich, aber drei Mal so viel Zucker. Der Caffee kostet in Havannah 12 Piaster. Früher sah man ihn zwischen 13 und 17 Piaster schwanken. Die Cultur des Caffees beschäftigt auf der Insel Cuba kaum 28,000 Sclaven, die im Durchschnitte jährlich 305,000 Zentner produciren. Hieraus ergibt sich, dafs gegenwärtig ein Sclave für den Werth von 130 Piaster Caffee und 160 Piaster Zucker hervorbringt.

Aufser diesen beiden Produkten ist auch noch

der Tabak der Insel Cuba berühmt in allen Ländern, wo man die Wilden der Insel Haiti nachgeäfft hat, bei welchen man das erste Tabakrauchen wahrnahm. Man hatte geglaubt, dafs wenn das Tabakmonopol aufhören würde, dieser Culturzweig sich schnell verbreiten werde. Obgleich die Regierung diesem Wunsche vollends genug gethan, und die Factoria de Tabacos abgeschafft hat, so ist doch die gehoffte Wirkung nicht sichtbar. Den Pflanzern mangeln Capitalien; die Landpacht ist sehr theuer geworden, und die Vorliebe für den Caffeestrauch wirkt dem Tabakbaue entgegen. Von 1789 bis 1794 betrug der Ertrag des Tabaks auf der Insel jährlich 250,000 Aroben. Seitdem hat sich der Ertrag um die Hälfte vermindert, aber von 1822 bis 1825 glaubt man, dafs sich derselbe neuerdings auf 400,000 Aroben vermehrt habe. Der innere Verbrauch des Tabaks auf der Insel beträgt 200,000 Aroben. Die andern 200,000 Aroben werden zu einem Preise von 2,000,000 Piaster ausgeführt.

Es werden auf der Insel Cuba auch Baumwolle, Indigo und Weizen gebaut, allein diese Produkte werden nur in geringer Quantität erzeugt, weil sie nicht concurriren können mit den benachbarten Ländern, und der Anbau des Zuckers, Caffees und Tabaks gröfsere Vortheile gewährt. Der Staat von Salvador in Guatemala gibt dem Handel allein 1,800,000 Pfund Indigo, im Werthe von mehr als zwei Millionen Piaster. Baumwolle wird sowohl in den vereinigten Staaten, als auch im spanischen

Amerika in grofser Menge erzeugt. Es wird zwar auf Cuba Weizen auf geringer Höhe über der Meeresfläche angebaut, allein dieser Zweig des Landbaues ist nur wenig verbreitet. Das Mehl ist zwar schön und gut, aber nicht hinreichend, und die benachbarten vereinigten Staaten Nord-Amerika's liefern zu reiche und zu wohlfeile Ernten, als dafs es möglich wäre, bei den hohen Preisen des Landes auf Cuba um denselben Preis Weizen zu erzielen, als ihn der Ausländer in die Havannah führt. Ähnliche Schwierigkeiten stehen dem Anbaue des Flachses, Hanfes und der Weinrebe entgegen. Die Cubaner wissen es vielleicht selbst nicht, dafs die Spanier in den ersten Jahren der Eroberung auf der Insel Cuba Wein aus wilden Trauben geprefst haben. Diese einheimische Rebe ist aber nicht unsere Weinrebe. Die amerikanische Rebe, die den etwas sauren Wein der Insel Cuba geliefert hat, war die Vitis liliaefolia. In der nördlichen Halbkugel sind bis jetzt nirgend Weingärten gepflanzt worden, südwärts vom 27°, 68′ S. Br. in Europa und 29°, 2 in Asien.

Beträchtlicher, als die eben genannten Erzeugnisse Cuba's, ist das Wachs. Es kommt nicht von einheimischen, sondern von europäischen Bienen, die über Florida eingebracht wurden, und nicht, wie ihre Landsleute, dem gelben Fieber unterworfen sind, sondern sich schnell und fröhlich vermehren. Seit 1772 ist die Wachsausfuhr von grofser Bedeutung geworden, indem sie bis 1779

jährlich auf 2,700 Aroben betrug. Im Jahre 1803 schlug man die Ausfuhr schon auf 42,700 Aroben an. Das Wachs von Cuba wird in den Kirchen Mexiko's in grofser Menge verbraucht. Die Preise schwanken zwischen 16 und 20 Piaster die Arobe. 1825 wurden aus Havannah allein ausgeführt 16,505 Arobas. Die Bienen gehen jedoch in dem Mafse zu Grunde, als die Zuckerpflanzungen zunehmen. Die Bienen übersättigen sich nämlich in den Zuckersiedereien mit Melasse, nach dem sie sehr lecker sind, und gehen zu Grunde. Die Ausfuhr des Wachses von Cuba wird jährlich auf eine halbe Million Piaster geschätzt.

Der Reichthum Cuba's hat zwei unversiegbare Quellen, und schon in der Kindheit der Cultur hat ein verständiger Franzose gesagt: die Insel Cuba sey allein schon für Spanien einem Königreiche gleich zu achten. Seitdem für das Mutterland alle Colonien des Festlandes verloren sind, ist Cuba um so wichtiger. Nicht blos seine Erzeugnisse machen es reich, sondern auch seine Lage am Eingange in den Meerbusen von Mexiko, und es müfste selbst ohne den Reichthum seines Bodens Cuba ein reicher Handelspunkt werden, indem sich in seinen Häfen die Handelsstrafsen der reichsten Nationen der Erde durchschneiden. Die Insel Cuba, welcher vom Hofe zu Madrid sehr weislich eine grofse Handelsfreiheit eingeräumt worden ist, führt aus seinen Häfen an Zucker, Tabak, Wachs, Caffee und Häuten für einen Werth von 14,000,000 Piaster oder 28 Millio-

nen Gulden aus. Diese machen 1,000 bis 1,200 Schiffsladungen aus. Eine Schiffsladung mit Produkten der Tropenländer ist mehr werth, als eine Ladung mit Produkten der gemäſsigten Zone. Zucker, Indigo, Caffee, Cochenille haben den Vorzug im Handel, daſs sie bei groſsem Werthe nur wenig Raum einnehmen. Auſser den 1,200 Kauffartheischiffen, die jährlich in den Häfen Cuba's landen, sieht man daselbst sogar in Friedenszeiten jährlich 120 bis 150 Kriegsschiffe verschiedener Gröſse und Nationen ankommen und abgehen. Eine unzählige Menge Barken und Küstenfahrer beleben die Gewässer um die Insel, und alles zusammen macht diese Gegend zu einem der belebtesten Punkte der Erde. Die Einfuhr auf erlaubten und unerlaubten Wegen beträgt sehr wahrscheinlich 15 bis 16 Millionen Piaster, von denen jedoch 3 bis 4 Millionen wieder ausgeführt werden. Die Havannah kauft vom Auslande mehr als ihr Bedürfniſs fordert; sie tauscht ihre Erzeugnisse gegen europäische Manufaktur-Produkte aus, um diese wieder nach Veracruz, Truxillo, la Guayra und Carthagena zu verkaufen.

Unter den eingeführten Waaren bemerkte man 1826 Getreide-Mehl um 718,921 Piaster, europäische Weine und Liqueure 463,067 Piaster, Pökelfleisch, Eſswaaren und Gewürze 1,096,791 Piaster, verschiedene Kleiderwaaren 127,681 Piaster, Seidenstoffe 282,382 Piaster, Tücher und andere Wollenstoffe 103,224 Piaster, Mobilien, Krystalle und Galanterie-Waaren 267,312 Piaster, Papier 61,486 Piaster, be-

arbeitetes Eisen 330,368 Piaster, Felle und Häute 135,103 Piaster, Breter und anderes bearbeitetes Bauholz 285,217 Piaster, Leinen- und Baumwollentücher 3,226,859 Piaster.

Ausfuhr von demselben Jahre: Getreide-Mehl 145,254 Piaster, Weine und Liqueure 111,466 Piaster, Pökelfleisch und Efswaaren 227,274 Piaster, verschiedene Kleiderwaaren 4,825 Piaster, Seidenwaaren 47,872 Piaster, Leinen- und Baumwollentücher 1,529,610 Piaster, Mobilien, Krystalle und Galanterie-Waaren 29,000 Piaster, Papier 20,497 Piaster, bearbeitetes Eisen 99,581 Piaster, Zucker 3,962,709 Piaster, Caffee 847,729 Piaster, Wachs 169,683 Piaster, gegärbte Häute 19,978 Piaster. Seit 1816 ist jedoch Einfuhr und Ausfuhr beständig im Zunehmen, so wie auch der Verbrauch auf der Insel selbst. Über das, was auf der Insel selbst verbraucht wird, mufs man erstaunen. Cuba zählt nur 325,000 Weifse und 130,000 freie Farbige, und man sieht aus dem Bedarfe der Luxuswaaren, dafs sich dort allmählich eine Üppigkeit einheimisch macht, die in Europa nur in England ihres gleichen haben mag.

Unter den eingeführten Waaren befinden sich sehr grofse Quantitäten Mundvorräthe, woraus hervorgeht, dafs die Leitung der Landwirthschaft auf dieser Insel so beschaffen ist, dafs ohne Freiheit und Thätigkeit des äufsern Handels, die Bevölkerung auf dem glücklichsten Boden der Erde an den nothdürftigsten Nahrungsmitteln Mangel leiden würde. Die europäische Industrie hat hier die Ordnung der

Natur umgekehrt. Die Länder, welche die herrlichsten und edelsten Nahrungsmittel dem Menschen fast ohne Arbeit im Überflusse darbieten würden, müssen, um ihr tägliches Brot zu haben, von dem kältern und kargern Norden sich abhängig machen. In den kleinern Inseln ist es die engherzige Politik des Pflanzers, der nur hingeht, um sich zu bereichern, und alsdann den erworbenen Reichthum in seiner Heimath verzehrt. Cuba ist jedoch ein Land, welches ausgedehnt und grofs genug ist, das Vaterland einer zahlreichen Bevölkerung zu werden, die es nach und nach einsehen wird, dafs ihr neues Vaterland so freigiebig ausgestattet ist, dafs es Leben und Freude dem Fremden gewähren kann, ohne sein Brot vom Auslande betteln zu müssen.

Schon im Jahre 1800 machte ein wohlunterrichteter Mann folgende Schilderung Havannah's: In der Havannah beginnt man alle Wirkungen des sich anhäufendem Reichthumes zu verspüren. Binnen weniger Monate hat sich der Preis der Lebensmittel verdoppelt. Der Arbeitslohn ist so theuer, dafs ein kürzlich von der afrikanischen Küste eingebrachter Bozal-Neger mittelst seiner Handarbeit allein 4 bis 5 Realen (1 fl. C. M.) täglich verdient. Treibt er ein mechanisches Gewerbe, sey es auch noch so roh, so verdient er 5 bis 6 Franken (2 fl. bis 2 fl. 30 kr. C. M.). Die Familien bleiben hier fest angesiedelt; wer sich bereichert hat, kehrt mit seinen Vermögen nicht nach Europa zurück. Es gibt dermafsen reiche und mächtige Familien, dafs Don-

Matheo de Pedroso, welcher vor kurzem gestorben ist, an Grundstücken über 2 Millionen Piaster hinterlassen hat. Mehrere Handelshäuser in der Havannah kaufen jährlich zehn- bis zwölftausend Kisten Zucker, die sie mit 350,000 bis 420,000 Piaster bezahlen. Die Geschäfte, welche jährlich auf diesem Platze gemacht werden, betragen über 20,000,000 Piaster. So war es 1800. Seitdem hat sich der Wohlstand verdoppelt, ja vervierfacht, und ist noch immer im Steigen begriffen. Der Caffeestrauch ist seither hinzugekommen, und eine Menge Quellen des Wohlstandes haben sich geöffnet.

Siebentes Kapitel.

Wünsche für die Industrie und das Loos der Sclaven

Je leichter die Verbindung der Insel Cuba mit der ganzen Erde ist, desto schwieriger ist die Verbindung im Innern. Sie gleicht hierin gar vielen Menschen, die alles, was aufser ihnen ist, gar wohl kennen, und von der *Ceder* bis zum *Ysop* alles begreifen, in sich selbst aber Fremdlinge bleiben. So ist es leichter 1,000 Zentner Caffee von Cuba nach Cadix zu schaffen, als 100 Zentner aus dem Innern der Insel an das Meeresufer. Die Ursache dieses Übels ist der gänzliche Mangel an Strafsen und Canälen. Die Insel ist sehr schmal, und nirgends ist man sehr weit von der Küste entfernt, dennoch sind die Transportkosten nach irgend einem Hafen

sehr grofs. Man hat vor länger als einem halben Jahrhunderte schon den Entwurf gemacht, Canäle zu graben, aber bis jetzt ist noch keiner zu Stande gekommen. Der zunehmende Reichthum der Insel wird, wenn einst der Friede in den spanischen Besitzungen auf irgend eine Weise hergestellt seyn wird, auch hier Werke der Kunst schaffen, wie sie die Lage der Insel und der Vortheil ihrer Bewohner fordert. Von vorzüglich grofsem Nutzen würde ein Canal von der Havannah nach Batabano seyn. Die Insel ist hier nur 8¹/₅ Seemeilen breit. Er würde durch die sogenannten Guinen führen, und daher auch für die kleinere Schiffahrt von unermefslichem Nutzen seyn, weil die am besten angebauten Landstriche sich in seiner Nähe befänden. Nirgend sind die Strafsen schlechter, als in diesem Theile der Insel, wo in dem aus zerreiblichem Kalksteine bestehenden Boden der Schlamm zur Regenzeit grundlos ist. Um den Zucker aus den Guinen nach der Havannah zu bringen, kommt jetzt der Zentner auf einen Piaster. In der schlimmen Jahreszeit und in Kriegszeiten könnten die Fahrzeuge, welche mit Pökelfleisch beladen aus Venezuela kommen, in Batabano einlaufen und der Gefahr entgehen. Im Jahre 1796 hat man den Bau des Canals auf eine Million zweihunderttausend Piaster berechnet; gegenwärtig würde er wohl auf anderthalb Millionen ansteigen. Man hat jetzt den Canal aufgegeben, aber Herr von *Humboldt* ist von der Nutzbarkeit und Möglichkeit

desselben überzeugt, wenn man auf den Theilungspunkt genug Wasser bringen könnte.

In der Havannah klagt man eben so, wie überall, wo die Gesellschaft vom Ackerbaue zum Handel übergegangen ist, über den Verfall der Sitten und den Verlust ursprünglicher Einfachheit und Tugend. Wenn wir auch hier die Offenheit und Reinheit der Sitten mit dem Zustande vorgerückter Civilisirung nicht vergleichen können, so ist so viel gewifs, dafs auch Cuba, als die Insel noch Vieh- und Ackerbauern nährte, der patriarchalischen Einfachheit weit näher stand, als seitdem Havannah die Hauptstadt der Antillen geworden ist. Der Handelsgeist schätzt und wiegt alles nach dem Werthe des Geldes, und gering wird alles geachtet, was nicht um Geld zu haben oder für Geld zu verhandeln ist. Im Allgemeinen war in grofsen Handelstaaten von Alters her nur der Vortheil und nie die Moralität das leitende Princip. Es sind jedoch glücklicher Weise die Verhältnisse der Menschen so beschaffen, dafs das Wünschenswertheste, Schönste und Edelste im Menschen selbst ist, einzig nur aus seinem Gemüthe hervorgeht, und aus der Vervollkommnung und Entwickelung seiner Geisteskräfte. Würde jemals unglücklicher Weise die Überschätzung des Reichthums unbedingt alle Classen der Gesellschaft ergreifen, so müfste dieses die Zertrümmerung alles Heiligen nach sich ziehen, und alle jene Übel müfsten die Gesellschaft heimsuchen, welche der Eigennutz seinen Verehrern droht. England scheint auf diesem

Wege zu seyn. Zum Glücke ist jedoch die Natur mächtiger, als die Verkünstlung, und mitten in den Handelsstaaten sehen wir, wie der Geist der Humanität waltet, und auch der Krämergeist den hohen Zwecken der Vorsehung dienstbar wird. Auch hier kann England als ein lebendes Muster gelten, wo auf dem moralischen Düngerhaufen englischer Laster auch die grofsartigsten Blumen der Humanität gedeihen. Auch in Cuba wird mit dem Wohlstande Laster und Eigennutz, Verweichlichung und Betrug zunehmen; aber auch die edleren Blumen des menschlichen Geistes werden sich entfalten, und Vaterland und Menschenliebe werden dem Reiche der Moralität Ersatz leisten, und den Kaufmannsgeist mit der Tugend versöhnen.

Man blickt mit Vergnügen auf das Schicksal der Völker, und sieht mit Theilnahme auf ihre Entwickelung. In der Freude, welche man über den Wohlstand einer uns auch noch so fremden Gesellschaft empfindet, thut sich das Gefühl der Verwandtschaft und das Bewufstseyn des gemeinsamen Bandes, welches uns alle umschliefst, kund. Der Schmerz, der die feinsten Fasern unsers Herzens bei dem Gedanken an die Leiden der armen Sclaven durchzuckt, ehrt die Menschheit, und ist das Zeichen zugleich, dafs unser Blut von demselben Stoffe ist, wie dasjenige, welches aus der Geifselwunde des armen Negers fliefst. Dasselbe Mitgefühl war es auch, welches die Monarchen Europa's zu dem gemeinsamen Willen für die Abschaffung der Sclaverei verbunden

hat. Alle haben Verordnungen gegen den Sclavenhandel erlassen, und die angeborne Liebe zu unserm Monarchen mufs sich allezeit auf's neue entflammen, wenn wir bedenken, dafs er es ist, der in seinem Lande und auf seinen Schiffen keinen Sclaven duldet. Der Sclave, welcher seinen Fufs auf ein österreichisches Bret setzt, ist frei! Im ganzen Umfange der grofsen Besitzungen unsers Vaters ist kein leibeigener Sclave!

Wir schliefsen diese Beschreibung Cuba's mit den eben so weisen als schönen Bemerkungen des Herrn von *Humboldt* über die Sclaven und ihr Schicksal. Das Schicksal San Domingo's hat die merkwürdigen Worte *Schillers:* »vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht«, leider erfüllt, und Herr von *Humboldt,* der die Antillen genau kennt, und mit den Gefahren wohl bekannt ist, kann sich nicht verbergen, dafs die mit so schauerlichem Erfolge gekrönte Empörung Domingo's allerdings sich wiederholen könnte. Er wünscht die Klagen der unglücklichen Sclaven zu den Ohren derer zu bringen, die ihnen abhelfen können, durch eben so weise als gemäfsigte Verordnungen, wie auch vor allem durch kräftige Erfüllung und Befolgung derselben. Vermöge des Fürstenbeschlusses auf dem Congresse zu Wien sollte mit dem Jahre 1820 der Sclavenhandel aufhören. Leider weifs der gewissenlose Eigennutz sich Mittel zu verschaffen, die Gesetze zu umgehen, und der Sclavenhandel dauert noch fort. Ich habe, sagt der edle *Humboldt*, den Zustand der schwar-

zen Menschen in den Ländern beobachtet, wo die Gesetze, die Religion und die National-Gewohnheiten das Schicksal der Sclaven zu erleichtern bestrebt sind; dessen ungeachtet hat sich bei der Abreise aus Amerika mein Abscheu vor dem Sclaventhum, den ich aus Europa mitgebracht hatte, nicht vermindert. Geistreiche Schriftsteller haben vergebens versucht, die Barbarei dieser Verhältnisse durch täuschende Worte zu verhüllen, indem sie die Namen von Negerbauern auf den Antillen, von schwarzer Lehnspflichtigkeit und von patriarchalischem Schutze erfanden. Es heifst die edlen Künste des Geistes und den Beruf des Schriftstellers entweihen, wenn man solche Hüllen schaffen will, um die schändlichste Wahrheit zu verhüllen. Es heifst die Throne entehren, wenn man die unter ihrem Schutze lebenden Bauern mit den Sclaven roher Pflanzer oder wollüstiger Nabobs vergleicht. Selbst der leibeigene Russe, der sich als Eigenthum tausendweis verschenken lassen mufs, ist noch auf der höchsten Stufe des Glücks gegen den Neger; denn ihn schützen Gesetze, ihm steht der Weg zu seinem Monarchen offen, er lebt in seinem Vaterlande, im Schoofse seiner Familie, geniefst des häuslichen Glückes, dessen sich der arme Neger beraubt sieht. Die einsichtigen und edlen Bewohner der Antillen-Zucker-Inseln sind überzeugt, dafs die über ihnen schwebende Gefahr nur durch allmähliche Abschaffung der Sclaverei abgewendet werden könne. Besonders hat Havannah sich zu rühmen, von jeher

für die Abschaffung der Sclaverei weder ein verschlossenes Ohr, noch ein hartes Herz gehabt zu haben.

Unter allen Übeln, unter allem Jammer, der je die Menschheit belastet hat, ist der erbarmungswürdigste das der Sclaverei. Der freie Neger wird mit Gewalt seinem heimathlichen Boden entrissen, und aus der Mitte seiner Familie auf das Sclavenschiff geworfen, wo man mit grausamer Industrie für seine Verpackung gesorgt hat. Hier werden die armen Opfer mit Peitschenhieben gezwungen, fröhlich zu seyn, und zu tanzen, damit sie gesund bleiben. Sie müssen im Chore singen: *messe*, *messe makeriba* (lustig, lustig ist's unter den Weifsen)! Sie werden heerdenweise auf die Antillen gebracht und sind Waare, Ebenholz von dem Kaufmanne genannt. Allein auch hier ist sein Loos verschieden. Der Abstand zwischen dem Sclaven im Hause des reichen Mannes in der Havannah ist von dem in den Zuckerpflanzungen arbeitenden unermefslich verschieden. Man bedient sich Drohungen, welche den Zustand der Schwarzen in verschiedenen Lagen bezeichnen. Der Calessero wird mit der Cafetal und dieser mit Zuckerpflanzung geschreckt, den letztern aber schreckt man mit nichts mehr. In der Zuckerpflanzung lebt jedoch der, welcher ein Weib hat, und Abends im Schoofse seiner armen Familie ausruht, glücklicher als der vereinzelte, unter der Menge sich verlierende Sclave.

Zum Glücke für die Neger Cuba's hat der Luxus

und der Reichthum der Einwohner Havannah's 80,000 Sclaven in die Städte gezogen, wo sie sich allerdings besser befinden. Die Gesetze begünstigen, wie schon oben bemerkt wurde, die Freilassung aufserordentlich, und erzeugen sich so wirksam, dafs es bereits 130,000 Farbige gibt, welche frei sind. Herr von *Humboldt* glaubt jedoch, alle Gesetze zur Abschaffung der Sclaverei werden an dem, was man in den Colonien erworbene Rechte nennt, scheitern, bis man sich mit den Colonial-Behörden verstanden haben wird, und der Mitwirkung der Colonial-Versammlungen versichert ist. Auf ein Mal kann man die Sclaven nicht frei lassen, weil diese Entfefslung einer rohen und ungebildeten Menge nur das gröfste Unheil bringen könnte. Man sollte dafür sorgen, dafs nicht, wie es bis 1826 geschehen ist, die Kinder der Sclaven von den Eltern getrennt, verkauft werden dürften. Man sollte untersagen das Zeichnen der Neger mit glühendem Eisen, welches nur geschieht, um das Menschenvieh desto bequemer erkennen zu können. Man sollte wenigstens solche abscheuliche Barbareien durch Gesetze auf das strengste verbieten. Man söllte ihnen Weiber zugesellen, damit sie der Pflege in Krankheit und Alter nicht entbehrten. Jedem Sclaven sollte nach fünfzehnjähriger Arbeit und jeder Sclavinn nach Erziehung von vier Kindern die Freiheit geschenkt werden. Man sollte dem Sclaven bestimmte Arbeitstage frei lassen, damit ihm die übrigen bezahlt würden. Auch sollte die Verwaltung jährlich eine

Anzahl solcher, die sich besonders durch Fleifs und Treue ausgezeichnet haben, auf öffentliche Kosten los kaufen, und bei dem Tode des Eigenthümers sollte jeder durch's Loos bestimmte zehnte Sclave frei werden. Unter solchen Umständen, meint Herr von *Humboldt*, würde nach und nach das Schicksal der Sclaven erleichtert werden, und eine allmähliche Abschaffung der Sclaverei aufser Zweifel seyn. Und gewifs werden meine jungen Leser nicht verfehlen zu wünschen, dafs Güte bald alle Herzen derer, die dazu beitragen können, lenken möchte, damit diese Wünsche erfüllt würden. Vielleicht werden unsere Kinder es erleben, dafs dieser Schandfleck von der Menschheit abgewischt seyn wird. Noch eine Bemerkung des Herrn von *Humboldt* kann ich nicht übergehen. Wenn, sagt er, die Civilisation, statt sich auszudehnen, ihren Sitz ändern würde, wenn das zwischen Cap Hatteras und dem Missouri befindliche Amerika der Hauptsitz der Aufklärung der Christenheit werden sollte, welchen Anblick würde dieser Mittelpunkt der Civilisation darbieten, wo in der Mitte des Heiligthums der Freiheit, man einer Negerversteigerung aus dem Nachlasse eines Verstorbenen beiwohnen, und das Schluchzen der von ihren Eltern getrennten Kinder hören könnte?! Wie sollte sich auch Christenthum und Sclaventhum vereinigen lassen? Wie traurig sich zu denken, dafs in das: Herr Gott dich loben wir, der Gläubigen, der Peitschenknall auf dem Rücken des Negers, und das Gewinsel verkaufter

Kinder gräfslich einfällt. Mit Freuden hoffen wir daher, dafs die sowohl unkluge als schändliche Sitte des Sclavenhandels allmählich aufhören, und nach und nach die ganze Sclaverei aus den Colonien verschwinden werde! Man weifs mit Gewifsheit, dafs die brittischen Antillen seit 106 Jahren allein 2,130,000 Neger aus Afrika bezogen haben; der ganze Archipel hat mehr als 5,000,000 erhalten, und doch sind gegenwärtig nicht mehr als 1,147,500 Sclaven und 1,212,900 freie Farbige übrig. Wie schrecklich hat hier die Barbarei Menschenblut vergossen? Nun rechne man zu den fünf Millionen noch diejenigen, welche auf der See zu Grunde gingen, und als unnütze Waare über den Bord geworfen wurden!

Man mufs übrigens mit Vergnügen gestehen, dafs die reichen Pflanzer von Cuba, besonders die Einwohner von Havannah sehr günstige Gesinnungen für die Sclaven hegen, und gerne die Hand dazu bieten, ihren Zustand zu verbessern. Die Humanität der Gesetzgebung räumt dem Sclaven auf Cuba vier Begünstigungen ein, welche der der Antillen anderer Nationen entbehrt. Er darf sich einen gelindern Herrn suchen, und wenn dieser den Kaufpreis bezahlt, mufs er entlassen werden. Er darf nach freier Wahl heirathen. Er darf sich nach und nach durch Arbeitsverdienst frei kaufen. Er hat das Recht, Eigenthum zu besitzen, und mittelst seines Erwerbs Weib und Kinder frei zu kaufen. Das Recht, sich einen Herrn zu suchen, der den Kaufpreis, das Gesetz sagt, den geringsten für den Sclа-

ven erlegt, hat häufig zur Folge, daſs der Fremde von dem Sclaven mit der Frage begrüſst wird: Wollen Sie mich nicht kaufen? Der niedrigste Preis eines Sclaven ist zwischen 200 bis 280 Piaster. Bei den Griechen kostete ein Sclave 54 bis 108 Piaster. Während jedoch die spanischen Gesetze auf alle Weise die Freilassung begünstigen, so besteht auf andern Antillen das abscheuliche Gesetz, daſs der Herr für jeden Sclaven, den er frei läſst, dem Fiskus fünf- bis siebenhundert Piaster zahlen muſs. Es ist daher ein gräſslicher Unterschied zwischen den alten spanischen Gesetzen, und den barbarischen Bestimmungen, welche auf jeder Seite des schwarzen Gesetzbuches (code noir), wie in den Gesetzen der brittischen Antillen, sich finden. Die 1730 erlassenen Gesetze der Bermuden-Inseln verordnen: es dürfe gegen den Sclavenherrn, der seinen Neger durch Züchtigung tödtet, keine Anklage Statt finden; der jedoch, welcher ihn aus Bosheit tödtet, solle an den Schatz 10 Pfund Sterling bezahlen! — Ein Gesetz von St. Christoph vom 11. März 1784 fängt mit den Worten an: Wir verordnen und befehlen, daſs wer dem Sclaven ein Auge zerstört, die Zunge ausgerissen oder ein Ohr abgehauen hat, soll 500 Pfund Sterling zahlen und zu sechs Monat Gefängniſs verurtheilt werden. Die englischen Gesetze sind jedoch jetzt aufgehoben, und durch humanere ersetzt worden, und eine Veränderung der französischen ist so eben im Werke. Leider wurden auf den französischen Antillen 1805 sechs jungen Sclaven, die im

Verdachte waren, die Flucht beabsichtigt zu haben, nach Urtheilsspruch die Kniesehnen zerschnitten!

Ob nun gleich die Weisheit und Milde der spanischen Gesetzgebung die Sclaven vor solcher empörenden Grausamkeit schützt, so bleibt demungeachtet ihr Loos in der Einsamkeit des Pachthofes und der Zuckerpflanzungen der Willkür des Herrn preisgegeben, wo denn die scharfe Geifsel und selbst auch die Machette unumschränkte Gewalt übt. Die Gesetze erlauben dem Sclaven, sich an den Magistrat zu wenden; allein der Sclave darf sich nicht aus der Pflanzung entfernen, und der reiche Pflanzer bleibt gegen seinen Sclaven immer im Vortheile. Es haben jedoch die Colonisten selbst schon einsehen gelernt, dafs eine mildere Behandlung nothwendig wird, und dafs die Weisheit der Gesetzgebung sich dahin beschäftigen müsse, sowohl Mifsbräuche als Gefahren zu verhindern.

Von dieser Weisheit der Gesetzgebung in Hinsicht der Negersclaven hängt die Sicherheit von 875,000 freien Menschen, weifsen und farbigen ab. Es hängt aber auch die Milderung des Schicksals von 1,150,000 Sclaven ab. Durch Mitwirkung der Colonial-Behörden und der Pflanzer selbst, kann dieses auf ruhigem Wege geschehen. Unthätig jedoch dürften dieselben nicht bleiben, weil sonst leicht Ereignisse, die weder zu berechnen noch zu beherrschen sind, diejenigen traurigen Folgen der Sclaverei herbeiführen könnten, welche alle Völker und Länder erfahren haben, wo Sclaverei eingeführt war und

langen Bestand hatte. Selbst Rom war mehr als ein Mal an den Rand des Verderbens geführt durch seine Sclaven, und diese waren auch zuletzt nicht die kleinste Ursache, dafs es den einbrechenden Barbaren so leicht unterlag.

Die Sclaverei steht mit der Civilisation im grellsten Widerspruche, und es ist unmöglich an die Humanität des Volkes zu glauben, wo der arbeitende Theil verkäuflicher Sclave ist, ohne Eigenthum, ohne Recht, ohne Freiheit. Er hat beide Übel, sowohl die der Wildheit als die der Civilisation zu ertragen. Wie im wilden Zustande ist er fremder Willkür überlassen, und mufs doch die Arbeiten tragen, welche die Sittigung von ihren Theilnehmern fordert. Er sieht die Wohlthaten schützender Gesetze, ohne an denselben Theil zu nehmen, und je mehr sich die Bildung und der Wohlstand der Civilisation um ihn herum entwickelt, desto schreiender ist sein Elend. Man kann nicht anders, als von Herzen wünschen, dafs jene Gegenden ohne Zuckungen in einen Zustand übergehen möchten, den die christliche Religion fordert. Dafs die Sclaven schwarz und ihre Gebieter weifs sind, ist ein Umstand, welcher die Gefahr der bürgerlichen Ordnung in den Antillen nur noch mehr steigert.

Achtes Kapitel.

Rüstung zur Abreise. — Falsche Nachrichten.

Gegen Ende April hatten die Herren von *Humboldt* und *Bonpland* ihre Beobachtungen vollendet, welche sie an der Grenze der nördlichen heifsen Zone zu machen beabsichtigt hatten. Sie standen nun im Begriffe, mit der kleinen Flotte des Admirals *Arizabal* nach Veracruz abzureisen. Alle Vorbereitungen wurden gemacht, als plötzlich eine Zeitungs-Nachricht allen ihren Vorsätzen eine andere Richtung gab. Sie verzichteten in Folge einer Zeitungsnachricht von der Reise des im ersten Bande erwähnten französischen Capitän *Baudin* auf die Reise durch Mexiko nach den Philippinen. Verschiedene Tagesblätter, besonders aus den vereinigten Staaten, meldeten nämlich, es seyen zwei Corvetten Frankreich's: der Geographe und der Naturaliste, nach dem Cap Horn unter Segel gegangen; sie sollten ihre Fahrt längs den Küsten von Peru und Chili nehmen, um von da sich nach Neu-Holland zu begeben. Diese Nachricht war es, welche Herrn von *Humboldt* in die lebhafteste Bewegung setzte, und ihm das reizende Bild einer Reise um die Welt vorspiegelte. Es kamen ihm wieder alle Entwürfe in den Sinn, welche er gemacht hatte, als er noch in Paris war, und die Regierung zur Absendung dieser Expedition zu bewegen gesucht hatte. Als Herr von *Humboldt* aus Spanien abgereist war, hatte er

das Versprechen gethan, sich dem Capitäne *Baudin* überall anzuschliefsen, wo er ihn treffen würde. Er beredete sich nun, es sey seine Pflicht, sich in den Stand zu setzen, um sein Versprechen zu lösen. Herr *Bonpland*, der immer Muth und Entschlossenheit zeigte, war sogleich bereit. Es ward nun vor allem der grofse Vorrath von Pflanzen, die gesammelt waren, in drei Theile getheilt. Diese Abtheilung geschah darum, damit dasjenige, was man mit so vieler Mühe an den Ufern des Orinoko, Atabapo und des Rio Negro zusammengebracht hatte, nicht dem ungewissen Schicksale einer langen Seereise ausgesetzt bleibe. Eine dieser Sammlungen sollte durch England nach Deutschland gehen, eine andere über Cadix nach Frankreich, die dritte sollte für alle Fälle in der Havannah aufbewahrt bleiben. Diese kluge Mafsregel war ein äufserst glücklicher Gedanke; denn ohne denselben wäre leicht die ganze Frucht der Reise mit allen Tagebüchern und allen Arbeiten verloren gegangen. Eine jede der drei Sendungen enthielt die nämlichen Arten, und alle Vorsicht war getroffen, damit selbst im Falle das Schiff von Franzosen oder Engländern genommen würde, die Kisten entweder den Professoren der Naturgeschichte im Museum zu Paris oder dem Sir *Joseph Bank's* in London übergeben würden. Ein glücklicher Zufall war es, dafs die Handschriften und Tagebücher nicht derjenigen Abtheilung beigelegt wurden, welche mit dem oben schon öfter er-

wähnten Ordensmanne nach Spanien abging, denn wir haben schon oben gehört, wie dieses Schiff mit Mann und Maus und also auch mit den Sammlungen zu Grunde ging. Es war schon ein Unglück, dafs bei dieser Sendung sich die ganze Sammlung von Insekten befand, die Herr *Bonpland* am Orinoko unter den schwierigsten Umständen veranstaltet hatte. Durch ein Mifsgeschick hatten sie schon zwei Jahre keine Briefe aus Europa erhalten, und die Briefe der drei folgenden Jahre meldeten nichts vom Schicksale der Sammlungen, so dafs unsere Freunde in der gröfsten Unruhe waren, was aus ihren Tagebüchern geworden seyn möchte. Die Angst war daher nicht gering, besonders da auch die mit so grosser Beschwerde gemachten astronomischen Beobachtungen dabei waren. Erst im Augenblicke, da sie Amerika zu verlassen im Begriffe waren, erblickte Herr von *Humboldt* zufällig auf der öffentlichen Bibliothek zu Philadelphia, bei Durchgehung eines Registers der wissenschaftlichen Übersichten, die Worte: Ankunft der Handschriften des Herrn von *Humboldt* bei seinem Bruder in Paris über Spanien. Beinahe laut jubelte er vor Freude.

Während Herr *Bonpland* Tag und Nacht beschäftigt war, die Sammlungen zu ordnen, quälten Herrn von *Humboldt* die Hindernisse, welche sich einer so unvermutheten Abreise entgegensetzten. Im Hafen der Havannah war kein Schiff zu finden, welches sie nach Porto Cabello oder nach Carthagena

überführen wollte. Diejenigen Personen, welche zu Rathe gezogen wurden, gaben sich alle Mühe, die Beschwerlichkeiten übertrieben zu vergröfsern, welche der Übergang über den Isthmus von Panama und eine Schiffahrt von Süd nach Nord, von Panama nach Guayaquil, von da nach Lima und Valparaiso darbieten. Sie machten Herrn von *Humboldt* gegründete Vorwürfe darüber, dafs er nicht fortfahre, die grofsen und reichen Besitzungen des spanischen Amerika zu untersuchen, welches seit einem halben Jahrhunderte allen fremden Reisenden verschlossen geblieben war, besonders da so ausgedehnte Bewilligungen, als Herr von *Humboldt* erhalten hatte, nicht leicht Jemanden wieder zu Theil werden könnten. Sie stellten vor, wie viel dankbarer die innere Untersuchung eines grofsen, reichen und unbekannten Landes sey, als eine ungewisse Reise um die Welt, wo man nur hie und da Küsten berührt, und auch diese nicht nach eigener Wahl. Wie viel interessanter müfste die Untersuchung eines Landes seyn, welches allein für sich $^5/_8$ der Silbermasse liefert, welche aus den gesammten Bergwerken der ganzen Erde gewonnen wird? Je mehr jedoch Herr von *Humboldt* in der Ausführung seiner Plane gehindert war, desto eifriger betrieb er ihre Ausführung. Er hatte nämlich die Hoffnung, auf einer so grofsen Reise, die wichtigsten und bisher auf solchen Reisen vernachläfsigten Beobachtungen über die Beschaffenheit der Luft, des Wassers, der Wär-

meverthcilung und des Magnetismus der Erde zu machen, und so die physikalische Beschaffenheit der Erde zu erforschen.

Da die Überfahrt auf einem neutralen Schiffe, d. h. auf einem solchen, das einer Nation zugehörte, welche mit allen Seefahrern im Frieden lebte, unmöglich war, so miethete Herr von *Humboldt* eine catalonische Goelette, die sich auf der Rhede von Batabano befand, und bereit seyn wollte, ihn entweder nach Porto Cabello oder nach Carthagena des Indes zu bringen, je nachdem es die Winde gestatteten, welche in dieser Jahreszeit hier noch heftig wehen. Es war Herrn von *Humboldt* hier leicht, sich die nöthigen Gelder zu verschaffen, so wie sich Freunde bereit fanden, alles zu befördern, was die Abreise nöthig machte. Am 6. Mai ward ihnen gemeldet, dafs die gemiethete Goelette bereit sey, die Reisenden aufzunehmen.

Der Weg von Batabano führte sie nochmals durch die Guines zur Pflanzung vom Rio Blanca, deren Besitzer, der Graf von *Monpox*, daselbst auf alle Weise, die durch ein grofses Vermögen möglich ist, ihren Aufenthalt verschönerte. Die Gastfreundschaft, welche Menschen mit einander so sehr verbindet, und die bei fortschreitender Civilisation gewöhnlich abnimmt, ist auf der Insel Cuba noch in voller Ausdehnung und wird mit liebenswürdigem Fleifse geübt.

Vom Rio Blanca nach Batabano führt der Weg

durch ein unangebautes, zur Hälfte mit Waldung bedecktes Land. Auf dem unangebauten Boden wachsen Indigo und Baumwolle verwildert. Die Baumwolle, welche auf Cuba gebaut wird, gehört zu der schönsten; da aber die Kapseln sich gerade zu der Zeit öffnen, wo die Nordstürme am heftigsten wehen, so wird der feine Flaum zerstreut und die Ernte leidet gewöhnlich Schaden. Weiter südwärts fanden sie beim Herborisiren eine Palmenart mit Fächerblättern, die zwischen den Nebenblättern einen freien Faden zeigt. Diese Corypha bedeckt einen Theil der Südküste der Insel, und tritt an die Stelle der prächtigen Königspalme und der gekrausten Cocospalme der Nordküsten. Hin und wieder kommt der löcherige Kalkstein zum Vorschein, der dem Jurakalk gleicht.

Batabano liegt unter 22°, 43′ 24″ N. Br., und war zur Zeit des Herrn von *Humboldt* nur ein elendes Dorf, dessen Kirche erst vor kurzem erbaut worden war. In der Entfernung einer halben Meile von Batabano nimmt die Sienga, eine sehr sumpfige Landschaft, ihren Anfang, und erstreckt sich von der Laguna de Cortes bis zur Ausmündung des Rio Xagua, in einer Ausdehnung von 60 Meilen von West nach Ost. Man glaubte hier, daſs das Meer landeinwärts Fortschritte mache, vorzüglich sey dieses zur Zeit des groſsen Einsturzes fühlbar gewesen, als im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Tabakstampfen verschwanden und der Fluſs

Chorrera seinen Lauf änderte. Dieses Sumpfland gewährt einen äufserst traurigen Anblick. Nicht ein einziger Baum verschönert den Sumpf, wo nur einige verkrüppelte Palmen, wie zerbrochene Masten, aus den Gräsern hervorragen. Sie verweilten nur eine einzige Nacht in Batabano, und konnten daher sich nicht selbst belehren über die zwei Arten des Krokodills, die in der Sienga hausen.

Von diesen zwei Arten wird die eine von den Einwohnern Cayman, die andere Crocodilo, d. h. Krokodill genannt. Letzteres ist hochbeiniger, lebendiger und seine Schnautze zugespitzter, als die des Caymans, von welchem es sich immer gesondert hält. Es ist sehr muthig, und man behauptet, es erklimme sogar Schiffe, wenn es für seinen Schwanz einen Stützpunkt erhalten kann. Die ausnehmende Kühnheit dieses Thieres ist schon von dem ersten Reisenden, *Diego Velasquez,* bemerkt worden. Das Krokodill pflegt sich bis auf eine Meile weit vom Rio Carlo und der sumpfigen Küste von Xagua zu entfernen, um sich im Innern des Landes Schweine zur Beute zu holen. Es gibt solche, die bis fünfzehn Fufs lang sind, und die also in ihrem Bauche Platz genug hätten, um meine jungen Leser einzuquartieren. Es gibt sogar solche unter ihnen, die sich gar nicht scheuen, selbst einen Reiter zu verfolgen, wie unsere Wölfe in Europa thun. Es wäre überhaupt der Mühe werth, zu untersuchen, ob die Sage von den Drachen nicht diesen grofsen

Eidechsen ihren Ursprung zu verdanken hat? Die Caymans sind hingegen sehr furchtsam, und zwar so sehr, dafs man selbst an solchen Stellen ohne Furcht baden kann, wo sie haufenweise vorzukommen pflegen. Wir rathen jedoch unsern jungen Lesern, bevor sie sich unter Caymans baden, solche von den Krokodillen ja recht wohl unterscheiden zu lernen, mafsen sich gar leicht eine spitzige Schnautze darunter finden möchte, und die Erfahrung lehrt, dafs spitze Physiognomien immer etwas besonders zu Fürchtendes an sich haben. Die Caymans sind hingegen vorne platt, und also, wie alles Platte, wenig zu fürchten.

Herr von *Humboldt* vermuthete nach dieser Beschreibuug, dafs die fleischfressenden Saurier-Krokodille zu den grofsen Thieren, die im Orinoko und Rio Magdalena so häufig sind, verschieden seyen. Sonst glauben die Amerikaner, irre geführt durch die übertriebenen Beschreibungen der Nil-Krokodille, dafs die echten Krokodille einzig nur im Nile vorhanden seyen. Die Zoologen haben jedoch erkannt, dafs in Amerika sowohl Caymans oder Alligators mit abgestumpfter Schnautze und Füfsen ohne Zackeneinschnitte, als auch wirkliche Krokodille mit spitziger Schnautze und gezackten Füfsen vorkommen. Hinwieder kommen auf dem alten Festlande sowohl Krokodille als Gaviale (Ganges-Krokodille) mit langen runden Rüsseln, den Menschen unschädlich, vor. Der Crocodilus acutus von St. Domingo hat mit dem

Nil-Krokodille eine solche Ähnlichkeit, daſs man selbst nach Prüfung einzelner Theile ihn kaum von demselben unterscheiden kann.

Da Herr von *Humbôldt* bei der zweiten Reise nach Havannah im Jahre 1804 nicht nach Batabano kam, so lieſs er mit groſsen Kosten die zwei Arten, welche die Einwohner Cayman und Crocodilo nennen, nach der Havannah bringen. Von der letztern erhielt er zwei lebendige Thiere, wovon das ältere vier Fuſs und drei Zoll Länge hatte. Ihr Fang war sehr schwierig gewesen, und man hatte sie knebeln und binden müssen, um sie auf Maulthieren fortbringen zu können. Sie waren kräftig und ziemlich wild. Um ihre Bewegungen und Gewohnheiten beobachten zu können, wurden sie in einen groſsen Saal gebracht, wo Herr von *Humboldt* sie von einer hohen Geräthschaft herab beobachtete. Es wurden Hunde über sie gelassen, von der groſsen Art, die jedoch von den Krokodillen muthig angegriffen wurden. Nachdem sie am Orinoko, am Rio Apure und am Magdalenenstrome sechs Monate hindurch Krokodille beobachtet hatten, war es ihnen sehr angenehm, vor ihrer Rückreise diese Thiere nochmals beobachten zu können. Sie gingen von der ruhigsten Trägheit zu den schnellsten Bewegungen über, und zeigten eine groſse Biegsamkeit. Herr von *Humboldt* sah hier, was auch *Descourtilz* und *Dampier* beobachtet haben, wie sie öfter die Schnautze und den Schwanz einander näherten. Diese Thiere

hatten eben so zugespitzte Schnautzen, wie die Krokodille am Orinoko und Magdalena. Ihre Farbe war etwas dunkler, auf dem Rücken braunschwärzlich und am Bauche weifs. Die Seitentheile waren gelb gefleckt. Er zählte, wie bei allen echten Krokodillen, 38 Zähne in der obern Kinnlade und 30 in der untern. In der obern Kinnlade waren der zehnte und neunte, in der untern der erste und der vierte die gröfsten. Der vierte untere Zahn umfafste frei die obere Kinnlade. Die hintern Extremitäten waren palmfüfsig. Sie hielten daher das Krokodill von Batabano für ganz gleich dem des Orinoko. Allerdings trafen die Erzählungen von der wilden Lebensart nicht mit den Beobachtungen am Orinoko überein; allein man weifs, dafs diese fleischfressenden Eidechsen in demselben Strome bald wilder, bald zahmer sind.

Das in Batabano mit dem Namen Cayman belegte Thier starb auf dem Transporte, und man war so unvorsichtig, dasselbe nicht zu überbringen, so dafs es unmöglich war, beide Arten zu vergleichen. Was jedoch die Colonisten von Batabano erzählen, ist es beinahe ganz aufser Zweifel, dafs sich hier echte Caymans mit stumpfer Schnautze finden, deren vierter Zahn in die obere Kinnlade eintritt, den Alligators von Florida gleich. Es hätte also auf Cuba das Volk zwischen Cayman und Krokodill eben so richtig unterschieden, wie die Gelehrten, was nicht das erste Mal wäre. Bei den Krokodillen fanden

sich die vier Taschen, welche Moschus enthalten, genau eben so unter der Unterkinnlade und beim After gelegen, wie bei denen am Rio Magdalena; hingegen war es sehr auffallend, dafs in der Havannah drei Tage nach dem Tode der Thiere, und bei einer Temperatur von 30°, jener Geruch nicht spürbar war, während in Monpox am Magdalenenstrome die lebendigen Krokodille ihr Zimmer verpesteten. Auch *Dampier* bemerkt die völlige Abwesenheit des Geruchs beim Krokodille auf Cuba, während jedoch die Caymans einen sehr starken Geruch verbreiteten. Eben dieser so geschickte Seefahrer als Naturbeobachter hatte schon vor hundert Jahren den Unterschied wahrgenommen, der zwischen dem Alligator oder Cayman und dem spitzrüsseligen Krokodille Statt findet. *Dampier* sagt auch über die geographische Vertheilung dieser Eidechsen Folgendes: »in der Campeche-Bucht habe ich nur Caymans oder Alligators gesehen, auf der Insel Grofs-Cayman nur Krokodille, aber keine Alligators; auf der Insel de Pinos und in den unzählbaren Lachen und schlammigen Flüfschen der Insel Cuba werden gleichmäfsig Krokodille und Caymans getroffen.« Die echten Krokodille finden sich auch auf den Antillen unter dem Winde, welche dem Festlande zunächst liegen. Auf Trinidad, auf der Margaretha-Insel und wahrscheinlich auch, trotz dem Mangel an süfsem Wasser, auf Curacao. Südlicher trifft man dasselbe in Guiana, im Rio Neveri, im Orinoko,

Rio Apure und dem Cassiquiare, so auch im Magdalenenstrome, also auf eine Entfernung von 400 Meilen von Cuba, und zwar ohne Beimischung von Alligators. Mithin scheint der Hafen von Batabano eine Art Grenzscheide zu seyn, denn in Florida und im Missisippi sind nur Alligators, ohne Beimischung von Krokodillen.

Ich kann mich jedoch nicht enthalten, hier eine Art Verwunderung auszudrücken, über die Unvollkommenheit unserer Kenntnisse über diese Art von Eidechsen. Und obgleich sich dasselbe von allen grofsen Thieren behaupten läfst, so mufs es doch auffallend seyn, die fleischfressenden Saurier nicht genauer beschrieben und erforscht zu finden, da sich dieselben doch so sehr der Wifsbegierde darbieten. Es wird kein Schritt in die Tropenregion beschrieben, wo nicht der Krokodille erwähnt würde. Alle Welttheile, die sich in die heifse Zone erstrecken, wimmeln von diesen an Sitten und Neigung so verschiedenen Thieren, und dennoch klingen noch alle Beschreibungen wie Mährchen. Ist es das Staunen, die unwillkürliche Furcht, der Schauder, welcher sich unserer Phantasie beim Anblicke eines so fremdartigen Thieres bemächtigt, was von der genauen Erforschung abhält? Es ist gewifs, dafs selbst im Nile nicht alle Krokodille derselben Art angehören, und schon die alten Egypter haben schädliche und unschädliche unterschieden. Welche Be wandtnifs hat es aber mit den indischen Eidechsen,

mit denen in Neu - Holland, Paraguay, im südlichen und nördlichen Amerika? Was ist die Lebensweise dieser Thiere? Verfolgen sie einander selbst? Vermischen sie sich niemals unter einander? Sind die zahmen, unter denen man furchtlos badet, und die sich mit Fischen begnügen, wirklich eben dieselben, die man anderwärts so wild und blutgierig schildert? Man hat sich mit dem kleinsten und unbedeutendsten Ungeziefer so viel Mühe gegeben, seine Lebensweise und Natur zu erforschen, sind es denn die grofsen Thiere weniger werth? Selbst die grossen Katzen, die grofsen Grasfresser, die Schlangen, ja selbst unser Pferd hat sich noch keiner solchen Aufmerksamkeit unserer Naturforscher zu erfreuen gehabt, als z. B. nur unsere Spinnen!

Neuntes Kapitel.

Abreise von Batabano. — Seefahrt zwischen den Inseln.

Am 9. März wurde vor Sonnenaufgang die Goelette gelichtet. Dieses Schiff war ungewöhnlich klein, und man konnte nur auf dem Verdecke schlafen, was eben so unbequem als für die Gesundheit nachtheilig ist. Die Schiffskammer erhielt ihr Licht nur von oben, und war so klein, dafs es kaum anging, die Instrumente darin unterzubringen; es war früher eine Vorrathskammer gewesen, und sie war so dumpfig, dafs der Thermometer sich stets auf 32 und

33 Centesimalgraden erhielt. Zum Glücke dauerte diese Unbequemlichkeit nur zwanzig Tage, und die Fahrt in einem offenen Kahne auf den mit Mosquitos bedeckten Orinoko und dem stinkenden Fleischschiffe des Amerikaners hatte sie für solche Unbequemlichkeiten schon hinlänglich abgehärtet.

Der Golf von Batabano ist von sehr niedrigen und sumpfigen Küsten eingefafst, und stellt sich als eine weitläufige Wüste dar. Die Fischer-Vögel, welche früher als die Landvögel und faulen Zamuros-Geier erwachen, zeigten sich nur in geringer Zahl. Das Meerwasser hatte hier eine braungrüne Farbe, wie sie verschiedene Gebirgsseen in den Alpen und Karpathen zeigen, während die Luft in dem Augenblicke, wo die Sonne sich am Horizonte zeigte, trotz ihrer Reinheit, jene blafsblaue Färbung zeigte, die der Darstellung landschaftlicher Umrisse so besonders günstig ist. Der Hafen von Batabano wird beinahe nur von Schmugglern besucht, weil kein Canal ihn mit der Havannah verbindet. Wäre dieses der Fall, und würde der Hafen gereinigt, so würde er bald einer der besuchtesten werden. Der Golf, in dessen Grunde der Hafen sich befindet, bietet ein grofses, fünfzig Meilen breites und vierzehn Meilen tiefes Becken dar, das durch eine zahllose Menge von Untiefen und Cayen geschlossen wird. Mitten unter diesen Cayen hebt sich eine grofse Insel hervor, deren Ausdehnung vier Mal gröfser ist, als die Insel Martinique, und

deren dürre Berge mit prächtigen Coniferen bewachsen sind. Es ist dieses die Insel del Pinos, die Columbus El Evangelista, und die spätern Schiffer Isla de Santa Maria genannt haben. Sie ist berühmt durch das prachtvolle Acajou oder Mahagony-Holz, welches sie dem Handel liefert. Wir haben schon im ersten Bande eines 36 Fufs langen und 9 Fufs breiten Mahagony-Pfosten auf der Insel Cuba erwähnt.

Unsere Freunde segelten in ihrer unbequemen Lage in der Richtung von O. N. O. durch die Strafse von Christoval, um die Insel Cajo del Padres zu erreichen, und diesen Archipel zu verlassen. Die zahllosen Inselgruppen haben die Eroberer in der ersten Zeit der Entdeckung mit dem Namen der Gärten und Bosquets belegt (Jardines y Jardinillos). Die wirklichen Gärten der Königin (Jardines de la Reyne) liegen dem Cap Cruz näher, und sind von diesen Inselchen, die wir hier beschrieben, durch eine offene See von 35 Meilen Breite getrennt. *Columbus* selbst hat ihnen diesen Namen gegeben, als er im Mai 1494 auf seiner zweiten Reise 58 Tage lang zwischen der Pinos-Insel und dem Ostcap von Cuba mit Stürmen und Strömungen zu kämpfen hatte. Er beschreibt die Inselchen dieses Archipels als anmuthig, grün, vollreizender, schlanker Bäume. Ein Theil dieser sogenannten Gärten ist auch wirklich sehr angenehm, mit jedem Augenblicke wechseln dem Seefahrer die Ansichten, und das Grün

mehrerer dieser Inselchen erscheint um so freundlicher, als dasselbe gegen andere Cayen absticht, welche nur weifsen dürren Sand zeigen. Diese Sandbänke, wenn sie von der Sonne beschcint werden, haben das Ansehen eines wellenförmigen Wasserspiegels. Die Sonne belebt auch hier die Landschaft, und durch die Luftspiegelung scheint sich diese todte Gegend zu beleben. Sobald die Sonne aufgegangen ist, scheinen diese todten Massen sich wie in der Luft zu bewegen und zu schweben, und am benachbarten sandigen Ufer hat man den täuschenden Anblick eines nicht vom Winde bewegten Wasserbeckens. So erscheint ein Zauberbild von schwebenden Gärten und bewegten Wasserflächen. Jetzt zieht eine Wolke vor das Bild der Sonne, und sogleich ist der ganze Zauber zerstört. Die schwebenden Felsen und Baumstämme senken sich wieder auf den Boden nieder, die Wasserflächen stehen stille, und zeigen ihre wahre Beschaffenheit als dürrer Sand. Der von den Arabern besungene süfse Zauber der Einsamkeit der Wüste beruht auf eben dieser Erscheinung der Luftspiegelung.

Die Fahrt geht in dieser Gegend äufserst langsam vor sich, woran theils die vielen Untiefen, theils die durch viele Inseln geschützte Ruhe des Wassers Ursache ist, welches hier beinahe einem Süfswassersee gleicht. Die Zeit vertrieben sich unsere Reisenden auf dieser Fahrt mit Beobachtungen, die auf Luft und Wasser Bezug hatten. Sie bestanden

darin, den Einflufs zu beobachten, welchen die Veränderung der Grundflächen auf die Temperatur des Meerwassers äufsert. Wir haben schon im ersten Bande gesehen, dafs auf Untiefen die Temperatur immer niedriger ist, weil daselbst die untern Wasserschichten sich der Oberfläche nähern, und diese immer kälter sind, als die Oberschichten. Herr von *Humboldt* fand diese interessante Bemerkung auch hier durch viele Versuche' bestätigt. Auffallend war es Herrn von *Humboldt*, zu bemerken, dafs die seichten Wasser hier die weifse Milchfarbe nicht zeigten, wie dieses auf der Bank von Vibora, südwärts von Jamaika, und an vielen andern Orten mehr der Fall ist. Der Grund der Rhede von Batabano ist ein aus zerbröckelten Corallen bestehender Sand, der Fucusarten ernährt, die nur selten auf der Oberfläche des Wassers sichtbar werden.

Der Kleinheit des Fahrzeugs und der Sorgfalt des Steuermanns ungeachtet, blieb das Fahrzeug öfters auf dem Grunde fest sitzen. Bei weichem Seegrunde war keine Gefahr vorhanden, Schiffbruch zu leiden, man zog jedoch vor, bei Sonnenuntergang Anker zu werfen, als sich den Gefahren nächtlicher Schiffahrt Preis zu geben. Die Nacht war ausnehmend hell. Landeinwärts beobachteten sie eine Menge Sternschuppen, die alle eine Richtung nahmen, welche der des Windes in der untern Atmosphäre entgegengesetzt war. Diese Gegend, die

zur Zeit des *Columbus* bewohnt und von Fischern häufig besucht ward, ist jetzt öde und still, wie das Grab. Damals gebrauchten die Einwohner von Cuba einen kleinen Fisch als Köder, um grofse Seeschildkröten damit zu fangen; sie befestigten ein langes Seil an den Schwanz des Revés (so hiefs der Fisch bei ihnen). Dieser Fischer-Fisch bediente sich aber des flachen mit Saugröhren besetzten Schildes, den er auf dem Kopfe trägt, um sich an die Schale der Schildkröten anzusaugen, die in den Canälen der Jardinillos häufig vorkommen. Der Revés, sagt *Columbus*, liefse sich eher zerreifsen, als dafs er sich unfreiwillig von dem Körper trennen möchte, an dem er sich einmal angesauget hat. Am nämlichen Seile also holen sich die Indianer den Fischer-Fisch und die Schildkröte. Als *Gomara* und *Peter Martyr* diese Thatsache von den Reisegefährten des *Columbus* vernommen hatten, und in Europa bekannt machten, glaubte man darin ohne Zweifel ein Reisemährchen zu finden. Aus den Beobachtungen des Capitän *Rogers*, von *Dampier* und *Comerson* wissen wir nunmehr, dafs eben dieses in den Jardinillos wahrgenommene Jagdverfahren auf Schildkröten auch von den Bewohnern der Ostküste Afrika's, in Mozambique und Madagascar angewendet wird. Menschen, mit grofsen durchlöcherten Flaschenkürbissen auf dem Kopfe, haben in Egypten, San Domingo und in den Seen des Thales von Mexiko sich im Wasser verborgen, um die Vögel

bei den Füſsen zu fangen. Die Chinesen gebrauchen von den ältesten Zeiten her die Cormorane, einen der Pelikan-Familie angehörigen Vogel, zum Fischfange an den Küsten; sie legen ihm einen Ring um den Hals, damit er seine Beute nicht verschlingen könne, sondern für sie Fische fange. Selbst bei den rohesten Völkern entwickelt sich List und Scharfsinn der Menschen, um Fischerei und Jagd zu betreiben. Völker, die nie in Verbindung mit einander waren, zeigen in der Auswahl der Mittel, um ihre Herrschaft über die Thiere geltend zu machen, die auffallendste Ähnlichkeit.

Erst nach drei Tagen war es möglich die Jardines und Jardinillos zu verlassen. Sie besuchten einige dieser Inseln, da alle Tage zur Nachtzeit die Anker geworfen wurden. Eine der ersten, die sie besuchten, war die Cayo Bonito (Hübsch), die ihren Namen dem Reichthume ihres Pflanzenwuchses verdankt. Alles zeigt an, daſs sie schon seit langer Zeit über dem Oceane emporsteht. Auf ihr erhebt sich ein ganzer Wald von Wurzelträgern oder Rhizophoren, die man, von ferne gesehen, für Lorbeer zu halten geneigt seyn könnte. Die Avicennia nitida, die Batis, kleine Euphorbien und einige Grasarten sind bemüht durch ihr Wurzelgeflechte den lockern Sand zu befestigen. Was jedoch dieses Corallen-Eiland vorzüglich schmückt, ist die prächtige Tournefortia Gnaphalioides (kann man sich einen garstigern und barbarischern Namen denken?),

von Jaquin mit silberfarbnen Blättern, welche sie hier zum ersten Male antrafen. Es ist eine gesellig lebende Pflanze, ein Strauch von fünfthalb bis fünf Fufs Höhe, dessen Blüthen einen sehr angenehmen Geruch verbreiten. Mehrere Eiländchen werden damit geschmückt, als: der Cayo Flamenio, der Cayo de Piedras und vielleicht die meisten Niederungen der Jardinillos. Sie fanden hier auch Parthenium Hysterophorum, eine Pflanze, die sowohl auf allen Feldern Cubas, als auch in Caracas und Mexiko zwischen 470 und 900 Toisen Erhöhung angetroffen wird. Die Einwohner gebrauchen sie sowohl für aromatische Bäder, als auch zur Vertreibung der im tropischen Klima so häufigen und lästigen Flöhe.

Während unsere Reisenden botanisirten, suchten die Matrosen nach Langousten. Unwillig, dafs sie keine fanden, stiegen sie auf die Wurzelbäume, und richteten da unter den Alcatraz, die hier paarweise in den Nestern safsen, eine gewaltige Niederlage an. Die Alcatraz sind eine Art Pelikan, welche die Gestalt eines Schwans haben. Mit der den Meervögeln eigenen dummen Zuversicht und Sorglosigkeit verfertigt der Alcatraz sein Nest nur aus etlichen Baumästen. Man zählt vier bis fünf Nester auf einem einzigen Wurzelbaume. Die jungen Vögel vertheidigten sich mit ihren 6 bis 7 Zoll langen Schnäbeln sehr tapfer. Die Alten flogen schwebend über ihren Köpfen und stiefsen lautes Klaggeschrei

aus. Das half ihnen jedoch sehr wenig, und bald sah man das Blut von den Bäumen herabträufeln, denn die Matrosen waren mit Stöcken und Manchetten bewaffnet. Der Matrose, der auf einsamen Seefahrten zu andauerndem Gehorsame gezwungen ist, übt gerne eine grausame Herrschaft gegen Thiere aus, sobald sich dazu Gelegenheit darbietet. Der Boden lag bald voll verwundeter im Todeskampfe zappelnder Vögel. Bei der Landung hatte vollkommene Ruhe und Friede auf diesem Erdwinkel geherrscht, jetzt schien alles zu verkünden: die Menschen sind hier gewesen — mit ihrer Qual!

Zehntes Kapitel.

Geschichtliche Erinnerungen. — Fahrt nach Trinidad. — Abreise nach dem Festlande.

Der Himmel war mit röthlichen Dünsten überzogen, die sich gegen Südwest allmählich zertheilten. Diese Gegenden besitzen für denkende Reisende einen Reiz, welcher der neuen Welt meistens fehlt. In der alten Welt verleiht die Erinnerung an die Vergangenheit unaussprechlichen Reiz. Die neue Welt ist selbst in ihren herrlichsten Theilen ohne geschichtliche Sagen. Hier jedoch ist der classische Boden geschichtlicher Erinnerungen. An diese Stelle wird sich einstens die Geschichte Ame-

rika's knüpfen. Hier fallen dem Reisenden die Punkte in die Augen, an die die berühmtesten Namen der spanischen Monarchie erinnern. Hier befuhren *Christoph Columbus* und *Ferdinand Cortez* den Ocean. Auf der Südküste Cuba's, zwischen der Xagua-Bucht und der Pinos- oder Fichteninsel, hatte der Admiral auf seiner zweiten Reise mit Erstaunen »jenen geheimnifsvollen König gesehen, der nur durch Zeichen mit seinen Unterthanen sprach, und jene Menschen-Gruppe, die, mit langen, weifsen Hemdröcken bekleidet, Mönchen de la Merced glich, während das übrige Volk nackt war.« Auf seiner vierten Reise traf *Columbus* in den Jardinillos grofse Piroguen mexikanischer Indianer an, die mit reichen Erzeugnissen und Waaren von Yucatan beladen waren. Durch seine Phantasie verführt, glaubte er aus dem eignen Munde dieser Seefahrer zu hören: »Sie kämen aus einem Lande her, wo die Männer auf Pferden reiten und Goldkronen tragen.« Schon bildete er sich ein, »es wären Catayo, das Reich vom Grofs-Chan, die Mündungen des Ganges« einander so nahe gelegen, dafs er sich bald zweier arabischer Dolmetscher würde bedienen können, die er für seine Reise nach Amerika in Cadix eingeschifft hatte. Hier war es auch, wo der grofse Mann himmlische Erscheinungen zu sehen und mitten im Sturme tröstende Worte zu vernehmen glaubte. Naiv und rührend lautet der Brief, den *Columbus* von hier aus an die Königinn von Spanien schrieb;

»Eure Hoheit darf mir glauben, sagt *Columbus,* dafs der Erdball lange nicht so grofs ist, als man gewöhnlich glaubt. Sieben Jahre verweilte ich an Ihrem königlichen Hoflager, und sieben Jahre lang ward mir gesagt: mein Vorhaben sey eine Thorheit. Jetzt, nachdem ich den Weg gebahnt, verlangen nun Schneider und Schuster sogar Privilegien, um neue Länder zu entdecken. Verfolgt und vergessen, wie ich bin, kann ich nie an Hispaniola oder Paria denken, ohne dafs Thränen meine Augen füllen. Zwanzig Jahre stand ich im Dienste Ihrer Hoheit; meine Haare sind alle grau, und mein Körper ist schwach, ich kann keine Thräne mehr vergiefsen. Bejammere mich jetzt, o Himmel! wie ich durchjammere die Erde! Bedaure mich, wer Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit ehrt!« So bejammert hier der Entdecker Amerika's sein Loos und die Undankbarkeit der Welt!

Die Pinos-Insel und die sie umgebenden Gärten sind auch in der Eroberung Mexiko's merkwürdig. Als *Ferdinand Cortez* sich zu seiner grofsen Unternehmung rüstete, erlitt er während der Überfahrt vom Hafen der Trinidad zum Cap St. Anton mit seiner Nave Capitana auf einer der Jardinillos Schiffbruch. Fünf Tage lang hielt man ihn für verloren. Der wackere *Pedro de Alvarado* sandte aus dem Hafen von Carennas (Havannah) drei Schiffe, um ihn aufzusuchen. Später, im Jahre 1519, sammelte *Cortez* seine ganze Flotte, in der Nähe des Cap St.

Anton, vermuthlich an derselben Stelle, welche auch jetzt noch den Namen *Ensenada de Cortez* führt, westlich von Batabano der Pinos-Insel gegenüber. Von hier war es, dafs er in der Hoffnung den Schlingen des Gouverneurs *Velasquez* desto eher zu entgehen, beinahe heimlich nach der mexikanischen Küste abging. Hier zeigt sich der seltsame Wechsel menschlicher Schicksale! Eine Handvoll Menschen, die von Westen der Insel Cuba auf den Küsten vou Yucatan gelandet hatte, war hinreichend, um die Grundfesten von *Montezuma's* Reich zu erschüttern, und jetzt nach drei Jahrhunderten ist dieses nämliche Yucatan ein Theil des mexikanischen Staates, der auf's neue von Cuba aus bedroht wird, indem er selbst eben diesem Cuba drohend gegenüber steht.

Vormittag den 11. besuchten die Reisenden den Cayo Flamenco unter 21°, 59′ 39″. Der mittlere Theil dieses Eilandes ist sehr niedrig und hat nicht mehr als 14 Zoll Erhöhung über die Meeresfläche. Diese Niederung enthält Wasser von geringem Salzgehalte. Andere Cayos oder Eilande haben Becken von völlig süfsem Wasser. Die Seeleute von Cuba, so wie die Venezianer der Lagunen und selbst einige Naturforscher, erklären die Süfsigkeit dieses Wassers aus der Wirkung des Sandes, durch welchen das Wasser einfiltrirt würde. Herr von *Humboldt* widerspricht dieser Meinung, um so mehr, als diese Cayen aus Felsengrund, und nicht aus Sand gebil-

det sind, und auch ihre Kleinheit nicht zuläſst, daſs das Regenwasser hier dauernde Pfützen bilden könnte. Es scheint Herrn von *Humboldt* nicht unmöglich, daſs diese süſsen Wasser der Cayen von cubanischen Gebirgen durch hydrostatischen Druck herrühren. Es ist dieses um so wahrscheinlicher, als nach neuern Beobachtungen einen halben Grad östlich von den Jardinillos, mitten in offner See dritthalb Meilen von der Küste, Süſswasserquellen sprudelnd aus dem Meere hervortreten. Die Kraft, mit welcher diese süſsen Wasser aus dem Meere hervorsprudeln, ist so groſs, daſs sie für kleine Kähne einen oft gefährlichen Wellenschlag verursacht. Auch holen Schiffe, die nicht in Xagua einlaufen wollen, zuweilen ihren Süſswasser-Vorrath daselbst. Das Wasser ist um so süſser, je tiefer es geschöpft wird. Auch die Lamartins oder Mannati haben die süſsen Wasser entdeckt, und werden daselbst von den Fischern häufig gefangen.

Eine halbe Meile östlich vom Cayo Flamenco trafen sie zwei zu Tage stehende Felsengründe an, an denen sich die Wellen gewaltsam zerschlagen, es sind dieses die Felsen Diego Perez unter 21°, 51′ 10″ N. Br. Abends landeten sie bei zwei andern Felsen, dem Cayo de Piedras. Sie stehen vereinzelt am Ende der Jardinillos und werden den Schiffen oft gefährlich. Der Cayo de Piedras ist vom Holzwuchse beinahe ganz entblöſst, weil bei den öfter hier stattfindenden Schiffbrüchen die

Verunglückten alles Strauchwerk, um damit Feuer-Signale zu machen, umhauen. Von hier aus sahen sie zuerst hohe Gebirge, die sich in der Richtung von O. N. O. jenseits der Bucht von Xagua erheben. Diese Nacht blieben sie noch ein Mal vor Anker liegen, und traten den folgenden Tag in die offne See ein.

Sogleich erhöhte sich die Temperatur des Wassers, als sie sich von den Untiefen entfernten. Die See wurde indigoblau, und der Thermometer, welcher früher bei $6\frac{1}{2}$ bis 8 Fufs Tiefe 22°, 6 zeigte, erhielt sich jetzt auf 26°, 2, bei einer Lufttemperatur von 25° bis 27°. Sie versuchten in den Hafen von Trinidad einzufahren, weil von da aus, bei dem herrschenden Nordostwinde, die Überfahrt nach Carthagena leicht bewerkstelligt werden konnte, dessen Meridian zwischen Santiago de Cuba und die Bucht von Guantanamo fällt. Sie kamen vor der sumpfigen Küste der Camareos vorbei, welche durch den edelmüthigen und humanen *las Casas* berühmt ist.

Der Hafen von Xagua ist einer der schönsten auf der Insel Cuba, aber am wenigsten besucht; schon *Herera* sagt von ihm: er sey der schönste, so dafs es keinen andern auf Erden gebe. In der neuern Zeit wurde dieser Ruhm bestätigt, allein bis jetzt gibt es nur eine kleine Häusergruppe daselbst, und eine kleine Festung zur Vertheidigung, weil ihn früher in Kriegszeiten die Engländer benutzten, um

daselbst ihre Schiffe zu kielholen. Östlich von Xagua gewinnen die Küsten ein majestätischeres Ansehen, indem sich die Berge den Küsten nähern. Ihre Höhe beträgt zwar nicht über 300 Toisen, aber sie imponiren durch ihre steile Abschichtung und die zackige Gestaltung der ganzen Gruppe. Die Küste ist hier dermafsen steil (accore), dafs Schiffe ganz nahe an sie hinankommen, und zwar selbst Fregatten sich ihr überall bis zur Ausmündung des Rio Guaurabo nähern können. Als nächtlicher Weile die Luft bis auf 23° sich abgekühlt hatte, und der Wind vom Lande her wehete, brachte er wieder jenen herrlichen Geruch von Blüthen und Honig, der die Luft um Cuba so herrlich auszeichnet. Das Wachs von Cuba ist ein Erzeugnifs europäischer Bienen, und macht, wie wir oben gezeigt haben, einen bedeutenden Handelsartikel der Insel aus. Vor der Ankunft der Spanier ward auf Cuba kein Wachs gesammelt, wie *Christoph Columbus* ausdrücklich erwähnt. Er fand daselbst zwar einen grofsen Wachskuchen, welchen er auch in einer Audienz dem Könige *Ferdinand* überreichte, es wies sich jedoch nachher aus, dafs dieses Wachs als Handelswaare von Mexiko eingeführt worden war. Bedeutsam war das erste mexikanische Produkt, welches im November 1492 den Spaniern in die Hände fiel, nicht Gold, sondern ein Erzeugnifs der Landwirthschaft, zum richtigen Zeichen, dafs dieses der wahre Reichthum des Landes sey. Hät-

ten die Spanier mehr nach Wachs als nach Gold getrachtet, so wären jetzt wahrscheinlich Mutter und Töchter glücklicher. Sie fuhren nun bei drei Meilen der Küste entlang, und befanden sich am folgenden Morgen der Ausmündung des Rio St. Juan gegenüber. Hier ist ein Landungsplatz, der aber allen Seefahrern, aufser Schmugglern und Piraten, zuwider ist, weil die Luft von Mosquitos und Zacundos wimmelt, wie auf dem Cassiquiare. Dieser Hafen liegt unter 23°, 40′ 50″ Länge. Die Berge, welche den Hafen beherrschen, erreichen hier kaum 230 Toisen Höhe. Herr von *Humboldt* brachte einen Theil der Nacht auf dem Verdecke zu. Er erstaunte über die öden Küsten, wo nicht ein einziger Lichtfunke das Daseyn auch nur einer Fischerhütte andeutete. Von Batabano bis Trinidad ist nicht ein einziges Dorf vorhanden, und kaum findet man zwei oder drei Corales für Kühe oder Schweine. Zur Zeit des *Columbus* war diese Küste bewohnt. Wenn man hier Brunnen gräbt, oder wenn bei grossen Wassern der Boden ausgespült wird, so kommen nicht selten steinerne Äxte nnd Kupfergeräthe zum Vorscheine, welche von den vormaligen Bewohnern herrühren. Auf Cuba und Haiti kommt allerdings viel Kupfer vor, und die Menge mufste die Einwohner zur Schmelzung desselben veranlassen. *Columbus* meldet: in Haiti würden Massen von gediegenem Kupfer, 6 Aroben schwer, gefunden, und die Piroguen von Yucatan, denen er an

den Ostküsten von Cuba begegnete, führten unter andern Handelswaaren aus Mexiko auch Tiegel zum Schmelzen des Kupfers.

Sie fuhren nun in einem Wasser von 60 Toisen Tiefe; die Temperatur desselben war 4°, 2 höher, als die der seichten Wasser bei Batabano. Am 14. liefen sie in den Rio Guaurabo, einen der zwei Häfen der Stadt Trinidad de Cuba, ein. Hier hofften sie nun mit einem Paquetboote nach Carthagena segeln zu können. Sie landeten gegen Abend, und wurden nun von einigen catalonischen Krämern lustig und munter eingeladen, sie nach der Stadt zu begleiten. Die Fahrt nach der Stadt glich der der alten Johannisritterfahrt. Sie safsen nämlich alle zu zwei und zwei auf einem Pferde, und Herr von *Humboldt* und *Bonpland* zögerten nicht, das naive Anerbieten anzunehmen. Die Entfernung der Stadt beträgt ungefähr vier Meilen auf einer beinahe wagerechten Ebene, die mit dem schönsten Pflanzenwuchse bedeckt ist. Einen besondern Reiz derselben bildet die Corypha Miraguama, ein Palmbaum mit silberfarbnen Blättern, den unsere Freunde hier zum ersten Male sahen, und welcher der Gegend einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Dieser schöne und fruchtbare Erdstrich wartet noch auf Menschenhände, um sehr reiche Ernten zu liefern. Gegen Westen wird die Aussicht malerisch, da sie sich nach den Kalkgebirgen der Lomas de St. Juan öffnet, welche 1800 bis 2000 Fufs Höhe hat, und

südwärts steil abgestutzt ist. Die nackten Gipfel stellen theils Kuppen, theils wirkliche Nadeln und eigentliche Hörner dar. Obwohl die Temperatur zur Zeit der Nordwinde niedrig ist, so erfolgen doch niemals Schneeniederschläge, wiewohl öfter Reif sowohl auf diesen, als auch auf den Bergen von Santiago angetroffen wird. Beim Austritte aus dem Walde erblickt man eine Reihe von Hügeln, deren südlicher Abhang mit Häusern bedeckt ist. Dieses ist die Stadt Trinidad, welche der Gouverneur *Velasquez* 1514, aus Veranlassung der reichen Goldminen, welche im Thale des Rio Ariamo sollten entdeckt worden seyn, gegründet hat. Die Strafsen sind alle auf steilen Abhängen befindlich, und es herrscht, wie überall im spanischen Amerika, die Klage über die schlechte Auswahl des Bodens zur Gründung der Städte. Am nördlichen Ende steht die Kirche von Nuestra Sennora de la Papa, welche ein berühmter Wallfahrtsort ist, und 700 Fufs über der Meeresfläche erhaben liegt. Man geniefst hier eine prachtvolle Aussicht über den Ocean, über beide Häfen, über einen Wald von Palmbäumen und nach der Gruppe der hohen Gebirge St. Juan.

Sie gelangten glücklich nach Trinidad, und wurden daselbst bei dem Verwalter der königlichen Pflanzung, Herrn *Munnoz*, mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft empfangen. Trinidad liegt nach der Beobachtung des Herrn von *Humbodlt* un-

ter 21°, 48′ 20″ N. Br. und 82°, 21′ 7″ W. L. Der Statthalter von Trinidad, dessen Gerichtsbarkeit sich über einen bedeutenden Theil der Insel erstreckte, war ein Neffe des berühmten Astronomen *Antonio Ulloa*. Er gab unsern Reisenden ein grofses Fest, zu welchem auch mehrere ausgewanderte Franzosen von San Domingo geladen waren, die ihren Fleifs und ihre Einsichten nach Cuba übergebracht hatten.

Die Ausfuhr von Trinidad ist keineswegs so bedeutend, als man denken sollte. Die Stadt führt noch keine vollen 400 Kisten Zucker aus. Trinidad hat zwei Häfen, von denen jedoch keiner noch diejenigen Verbesserungen erhalten hat, deren sie von Natur aus fähig sind. Die Bocca de Rio Guaurabo gewährt, seit sie durch eine Batterie vertheidigt wird, einen sichern Landungsplatz, der jedoch von Winden keineswegs geschützt ist. Solche Fahrzeuge, die nicht tief gehen, oder die zum Theil ausgeladen werden, können sich stromaufwärts bis auf eine Meile der Stadt nähern. Die Paquetboote ziehen diesen Hafen vor, da sie sicher landen können, ohne eines Piloten zu bedürfen. Der Hafen von Cisilda ist ein mehr geschlossener, tief landeinwärts gelegener Ort; man bedarf jedoch hier der Piloten, weil er mit einer Menge Klippen verschlossen ist. Der Leuchtthurm war durch das Abfeuern der Kanonen völlig zerfallen; auch leidet der Hafen von Cisilda Mangel an süfsem

Wasser, welches auf eine Meile weit hergeholt werden mufs.

Die Bevölkerung von Trinidad mit den umliegenden Pachthöfen, in einem Umkreise von 2000 Toisen, beträgt 19,000 Seelen. Die Zucker- und Caffeepflanzungen sind von grofser Ausdehnung, und europäische Brotfrüchte werden nur weiter gegen Villa Clara hin angebaut.

Einen sehr angenehmen Abend brachten sie noch im Hause eines sehr reichen Einwohners, des Don *Antonio Padron* zu, wo die ganze vornehme Gesellschaft von la Trinidad versammelt war. Auch hier war der muntere und lebhafte Geist der Bewohner von Cuba, besonders der Frauen, sehr auffallend, und dieser Geist läfst eine einstige sehr hohe Stufe der Cultur ahnen. In der Nacht vom 15. verliefsen sie la Trinidad. Es widerfuhr ihnen die Ehre, dafs sie der Stadtmagistrat in einem mit carmesinrothem Damast ausgeschlagenen Staatswagen nach dem Hafen führen liefs, und ein Geistlicher hatte in einem Sonnette ihre Reise nach dem Orinoko besungen. Dieser Auszug war freilich feierlicher, als der Einzug, wo zwei auf einem Pferde safsen.

Auf dem Wege nach dem Hafen hatten sie eine entzückend schöne Erscheinung, mit der sie nac zweijährigem Aufenthalte in der heifsen Zone schon hätten vertraut seyn sollen. Nirgends anderswo, versichert jedoch Herr von *Humboldt*, hatte er eine

solche Menge leuchtender Insekten gesehen (elater noctilucus). Das Gras am Boden, die Äste und Blätter der Bäume, alles glänzte von röthlichem beweglichem Lichte, dessen stärkerer oder schwächerer Glanz vom Willen der Thiere, die ihn hervorbringen, abhängt. Es war, als hätte das Sternfirmament des Himmels sich auf die Savane niedergesenkt. In den Hütten armer Landleute dienen ein Dutzend solcher Insekten in einer durchlöcherten Kürbisflasche als Nachtlampe, bei der man alles Benöthigte finden kann. Man darf die Flasche nur rütteln, um das Insekt zu reizen, und den leuchtenden Scheiben, die sich zu jeder Seite seines Bruststückes befinden, einen erhöhten Glanz zu geben. Das Volk nennt sie ewig brennende Laternen. Sie erlöschen auch in der That nur durch Krankheit oder den Tod der Insekten, welche sich durch etwas Zuckerrohr leicht ernähren lassen.

Da die Brise in nordöstlicher Richtung immer heftiger wehte, so wollte man die Caymas-Inseln vermeiden, die Strömung trieb sie dennoch durch dieselben hin. Allmählich verloren sie nun Trinidad, die Palmenwälder und endlich die Insel aus dem Gesichte. Sie verliefsen die Antillen in dem Augenblicke, wo der Sturm der Sclavenempörung auf St. Domingo den gesammten Archipel zu ergreifen und zu verschlingen drohte. Glücklicher Weise ist diese Drohung nicht in Erfüllung gegangen. Wo der Sturm entstand, hat er sich wieder gelegt. Eine

freie Negerrepublik hat sich auf Haiti gebildet, und gibt der Weltgeschichte das erste Beispiel eines civilisirten Negerstaates. Ackerbau, aber nicht der Anbau der Colonialerzeugnisse, ist der Gegenstand der Beschäftigung bei diesem schwarzen Volke. Möchten nur die Antillen, durch dieses Beispiel gewarnt, immer solche Maſsregeln ergreifen, welche ihre Sicherheit befestigen. Da jedoch die sichersten Anstalten jederzeit auch die menschlichsten sind, so ist zu wünschen, daſs eine allmählige Auflösung der Sclavenbande jedem gewaltsamen Sprengen derselben zuvorkomme. Selbst die Freiheit wird zu theuer, wenn sie durch gewaltsames Vergieſsen von Menschenblut und durch die Gräuel einer Revolution erkauft werden soll.

Und so hätte ich denn meinen jungen Lesern das Wesentlichste des Reiseberichtes des Herrn von *Humboldt* wieder erzählt, so weit es ihm bisher gefallen hat, uns davon zu unterrichten. Er geht nun hin, um eine Reise um die Welt zu machen; allein er bleibt in Amerika, besucht Neu-Granada, Peru, Guatemala und Mexiko, um gleichsam durch höhern Willen gezwungen, sein Vorhaben: die spanischen Colonien in Amerika zu durchforschen, auch auszuführen. Ich habe nichts von dem verschwiegen, was ich für meine jungen Leser passend hielt, und nur das übergangen, was ihnen unverständlich, und eben darum langweilig geworden wäre.

Würden dadurch meine jungen Freunde auch Freunde der Natur, fühlten sie sich für ihre Majestät begeistert und angetrieben, der Erkenntnifs derselben diejenige Zeit zu widmen, welche man gewöhnlich dem Müfsiggange und gefährlichen Zerstreuungen weiht, so hätte ich meine Absicht erreicht. —

Ende des vierten Bändchens.

Inhalt des vierten Bändchens.

Siebentes Buch.

Seite

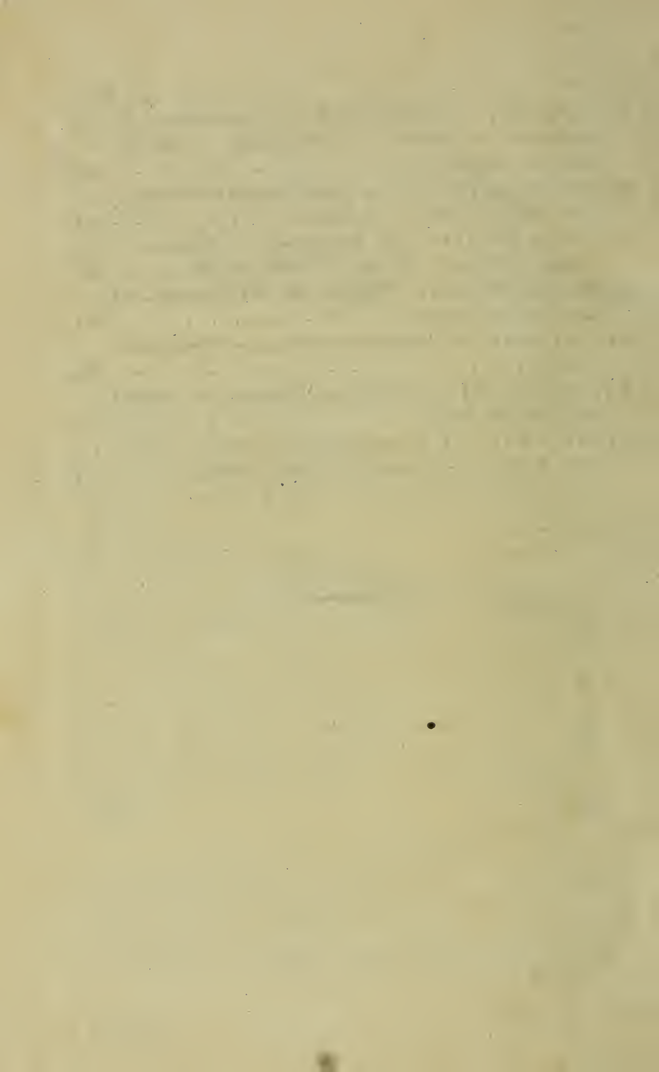
Achtes Buch.

Seite

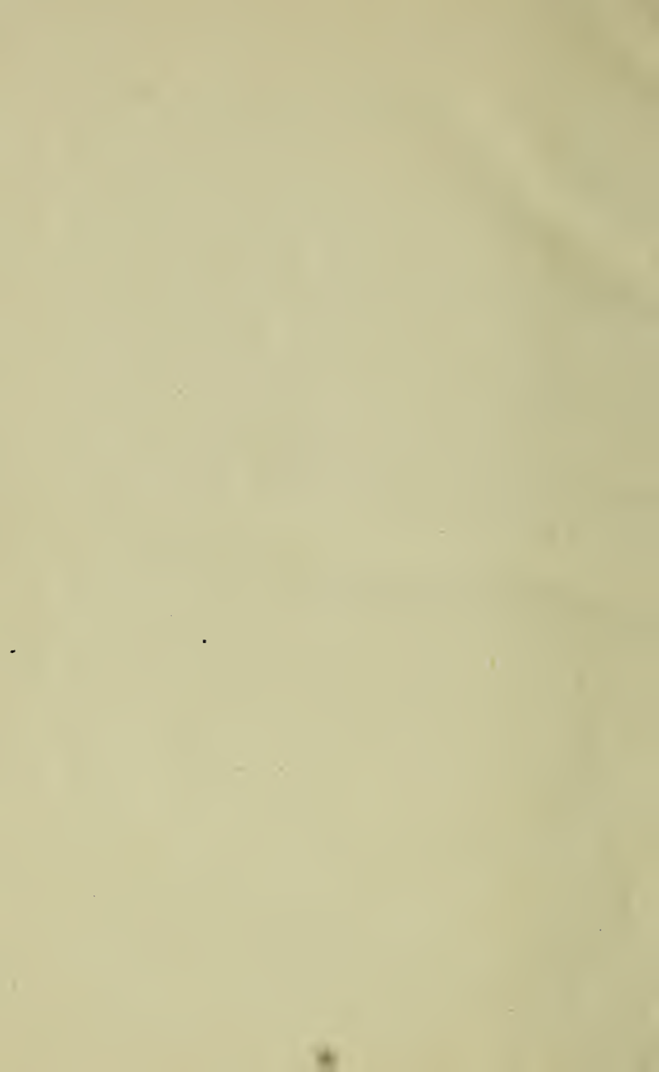
Neuntes Buch.

Zehntes Buch.

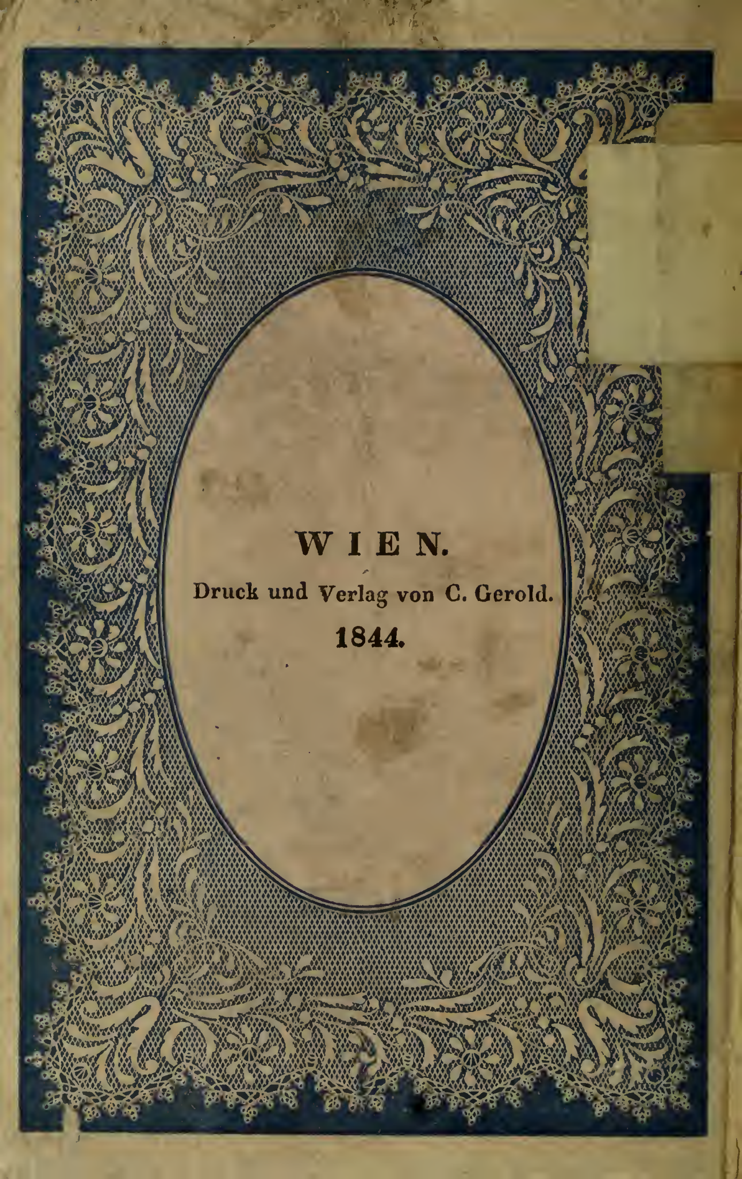
Seite











WIEN.
Druck und Verlag von C. Gerold.
1844.